Paed. Pr. 4421 b Lustwandlungen

Geschenk
der
Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur
Winnenden
(bei Stuttgart)

L. Stempel

L. Stempel

Diakonissen-Anstalt Speyer
22. März 1921

Gez. v. Fellner.

Figuren v. C. Barth, Landschaft v. E. Grünewald gestochen.

Lustwandlungen auf der Morgen-Aue des Lebens.

Zweiter Theil.

FRANKFURT a. M,
bei Johann David Sauerländer.

Lustwandlungen

auf der

Morgen=Aue des Lebens

zur

Erheiterung und Belehrung

der

weiblichen Jugend.

Vom

Herausgeber von «Der Mägdlein Lustgarten.»

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zweiter Theil.

Mit Vignetten.

Frankfurt am Main,
gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.
1829.

G.n. 1259

Bayerische
Staatsbibliothek
München

V.

Aus der Mährchenwelt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die anziehende Geschichte von den drei Herren Raben im Schwabenland.

(Von Johannes Falk.)

Im Schwabenland war einst eine Mutter, die vier Kinder besaß; ein Mädchen, Namens Tausendschönchen, und drei Knaben, die wild genug waren und kein anderes Vergnügen kannten, als zu fluchen und in der Karte zu spielen. — Eines Tages, am Vorabend des heiligen Pfingstfestes, sprach die Mutter zu Tausendschönchen: Schicke dich, meine Tochter, morgen ist Pfingstfest, und die ganze Kirche ist schon mit Mayen besteckt, wir wollen, will's Gott, in die Frühmette gehen! Und Tausendschönchen sagte Ja. Und als der Morgen kam, ging sie nach dem Schrank und zog sich sauber an und die Mutter auch. Und nachdem sie beide ein Rosmarinstengelchen vorgesteckt hatten, gingen sie zur Thür hinaus und in die Kirche. Ehe sie aber fortgingen, rief die Mutter noch den drei Buben zu: Schickt euch der Gottesdienst ist angegangen! «Gleich, gleich!» gaben sie ihr zur Antwort, aber in ihren Herzen dachten sie: Ihr

sollt lange warten! denn sie saßen alle drei in einem Winkel und vertrieben sich die Zeit, nach ihrer bösen Gewohnheit, mit Kartenspiel.

Als die beiden darauf in die Kirche traten, erklang das: «Wir gläuben, wir gläuben,» eben von der Orgel. Und die Mutter sah sich nach ihren drei Söhnen auf dem Chor und in den Stühlen und überall um, aber sie bemerkte keinen davon. Der Gedanke, was die bösen Gesellen indeß zu Hause wohl vornehmen möchten, beunruhigte sie während des ganzen Gottesdienstes. Und als der Pfarrer Amen gesagt, schlug sie ihr Stühlchen zusammen, nahm es unter den Arm und ging davon. Denn sonst war in der Christenheit der Gebrauch herrschend, daß die Leute, welche in die Kirche gingen, ihre Stühle selbst mitbrachten. Also nahm die Mutter ihren Weg nach Hause; denn ihre Wohnung lag nicht weit davon und der Kirche gegenüber. Und schon vor der Thür hörte sie ein Rufen von «Eichelkönig und Schellendaus» und sie erkannte alsbald in demselben die Stimmen ihrer gottlosen Kinder. Und der Zorn übernahm sie darob dergestalt, daß sie sich selbst vor großem Aerger nicht kannte; und sie lief die Treppe hinauf in die Stube und redete sie folgendermaßen an: «Ihr gottlosen Rabenkinder, was untersteht ihr euch, unter der Predigt in der Karte zu spielen? Ei, so wollt' ich doch gleich, daß ihr da wäret, wo euch

weder Sonne noch Mond beschiene!» Kaum hatte die Mutter diesen Fluch über ihre Kinder ausgesprochen, so ging er auch schon in Erfüllung. Kiele und schwarze Federn wuchsen ihnen überall am ganzen Leibe hervor, ihre Nasen wurden zum Schnabel, ihre Hände verwandelten sich in Flügeln und so flatterten bald, anstatt ihrer drei Herren Söhne, drei kohlschwarze Raben in der Stube herum.

Die Mutter weinte und schrie, rang die Hände, und klagte und rief den Himmel an, daß er einen durch den Zorn des Augenblickes ihr entlockten Fluch auf eine so grausame Art erhört und bestätig hätte. Aber geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Die drei Raben blieben Raben und damit gut, und flogen nach ihrer Weise recht lustig in der Stube herum. Zuletzt stieß einer von ihnen sogar, indem er sich ein wenig Luft machte, mit seinem Kopf das Fenster ein, und alle drei suchten darauf das Freie, wie es dieser Vögel Gewohnheit ist, und belustigten sich eben so sehr an den muntern Kreisen, die sie in der blauen Luft zogen, als sie sich zuvor an dem Kartenspiel ergötzt und belustigt hatten. Als sie dieß toll und thöricht genug eine ganze Weile getrieben hatten, setzten sie sich gegenüber auf den alten Kirchthurm und nahmen mit einem traurigen Gekrächze hier gleichsam von ihrer Mutter und der ganzen Gegend Abschied.

Indem war auch Tausendschönchen nach Hause gekommen, ebenfalls mit ihrem Stühlchen unter dem Arme. Und als ihr die Mutter die ganze bedenkliche Geschichte erzählt hatte, hieß das kluge und gute Kind dieselbe gutes Muths seyn, und sagte weiter, sie wisse schon was sie hierin zu thun habe; sie wolle kurz und gut auf die Wanderung in die weite Welt gehen und nicht eher wieder in ihrer Mutter Haus zurückkehren, bis sie derselben sichere Kundschaft von den drei Raben mitbrächte. Die Mutter erschrack nicht wenig über diesen Vorsatz des Töchterleins und sagte traurig zu derselben: Ach liebes Herzenskind, die Welt ist so groß und du bist so klein; deine drei Brüder haben Flügel und du hast nur ein paar Füße! Wie willst du ihnen nachkommen, wie willst du sie einholen? Wenn sie nun über Berg und Thal davonfliegen, so wirst du bald müde werden, wenn du ihnen nachfolgest. Und Tausendschönchen gab auf alle diese Einwendungen weiter nichts zur Antwort als: Ei liebe Mutter, das verschlägt nichts; hab' ich doch mein Kirchenstühlchen, worauf ich mich zuweilen setzen kann, wenn ich müde werde, um wieder auszuruhen! Ich will schon laufen.

Und die Mutter, die alt und betagt und schwach war — denn sonst wäre sie wohl selbst mitgegangen — da sie sah, daß Tausendschönchen sich nicht wollte halten lassen,

entließ das Kind mit tausend Thränen und gab ihr noch außerdem tausend Segenswünsche mit auf den Weg. Und Tausendschönchen nahm die Segenswünsche in ihr Herz und verschloß sie daselbst; das Stühlchen aber nahm sie unter den Arm, und begab sich so auf die Wanderung. Und als sie nun eine Strecke gegangen war, kam sie an eine Mühle, deren Schaufeln im Wasser träg hin und her gingen, und jedem Vorübergehenden zuzurufen schienen:

Kehre wieder!
Kehre wieder!
Kehre wieder!

Und das war Tausendschönchens erste Versuchung. Anfangs stand sie zwar ein Weilchen stille und bedachte sich, was sie thun sollte. Nachher aber war sie auf der Stelle gefaßt, und sagte so:

Mühle, geh du deinen Klang!
Ich geh meinen Gang.
Ich kehre so nicht wieder,
ich suche meine Brüder.

Und somit war sie auch schon wieder auf dem Weg und an der Mühle vorbei, eh es ein Mensch gewahr werden konnte. Aber es dauerte nicht lange, so sollte ihr die zweite Ver-

suchung begegnen. Das war ein Schäfer, welchen sie fragte, ob er nicht irgendwo die drei Herren Raben gesehen hätte. Und der Schäfer sagte: Ja, zu dienen! Sie sind so eben über jenen Fluß geflogen. Da müßt ihr nur grad' hindurch gehen, wenn ihr sie auf dem kürzesten Wege antreffen wollt. Und Tausendschönchen sagte: der Mühle Rath ist schlecht, aber des Schäfers seiner ist noch schlechter. Denn wenn ich mitten durch den Fluß gehe, werd' ich wahrscheinlich niemals an das jenseitige Ufer kommen! — Und weiter sagte sie: Ei nun, es kommt auf die Probe an. Indem erblickte sie einen großen Feldstein, der am Wege lag. Und sie nahm den Stein und sprach zu sich selbst: trägt das Wasser den Stein so werd ich ihm auch nicht zu schwer seyn. Darauf warf sie ihn in's Wasser, aber wer sich nicht wieder sehen ließ das war der Stein.

Nun schien guter Rath theuer zu werden, denn wie sollte sie anders, als so über den Fluß kommen? Einer könnte vielleicht meinen, sie hätte wie jenes Bäuerlein am Ufer stehen und warten sollen, bis alle Tropfen in dem Fluß abgelaufen wären, aber das hätte denn doch ein wenig zu lange gedauert und Tausendschönchen kam daher auf einen weit gescheidern Einfall. Sie ging nämlich so lange den Fluß, ich weiß nicht, ob herauf oder herunter, bis sie eine Brücke fand. Ueber diese ging sie ganz gemächlich. Und die

Brücke führte sie in einen schönen Wald. Und als sie in den grünen Wald hinein kam:

da war es ein Neigen
von allen Zweigen;
von den Vögeln ein Singen,
von den Hirschen ein Springen,
und das ging immer:
Die Winke, die Wanke,
die Pinke, die Panke!

Und es klang ordentlich wie ein Kirchenlied, das in einer Waldkapelle gesungen wird. Und Tausendschönchen, weil sie müde war, zog ihr Stühlchen unter dem Arm hervor und setzte sich drauf; und als es dämmrigt wurde und die Nacht heranrückte, so schlief sie alsbald ein. Kaum hatte sie aber ein oder zwei Viertelstündchen geschlafen, so träumte ihr, sie sehe ihre Brüder, die drei Herren Raben, über ihren Kopf dahinfliegen. Und sie erschrack über diesen Traum, und als sie davon erwachte, sah sie ein golden Ringlein, was sie ihrem jüngsten Bruder, welchen sie gar sehr liebte, neuerdings zu seinem Geburtstage geschenkt hatte, in ihrem Schooß liegen und schloß daraus, daß es die drei Herren Raben wären, die im Vorüberfliegen ihr dieses Kleinod hätten hineinfallen lassen.

Aufgemuntert durch diese erste Spur, schlug sie ihr Kirchenstühlchen zusammen und setzte ihre Wanderungen durch den grünen Wald immer weiter fort. Auf einmal, an dem Ende desselben, verwandelte sich die vorige Kühle und Dunkelheit des Orts plötzlich in eine brennende Hitze, und Tausendschönchen ward sichtlich inne, daß ihr eine fast unerträgliche Glut ins Gesicht schien, und daß sich das Klima hier gleichzeitig verändert habe. Als sie darauf einige Bauern befragte, wie das zuging, daß sie mitten in der Nacht hier so hell und so warm hätten? antworteten ihr diese: «deren keins soll dich Wunder nehmen, weder die Helligkeit, noch die Hitze des Orts; denn nicht weit hiervon wohnt die Frau Sonne, und wo die haushält, da erfriert gewiß Niemand, und das Laternengeld kann man auch sparen.» Durch diese Worte bestärkte sich Tausendschönchen tausendmal mehr in ihrem Muth; denn sie gedachte in ihrem Herzen: was gilts? die Frau Sonne muß gewiß ein recht leutseliges Wesen seyn, weil sie auch bei den ärmsten Leuten einkehrt; sie wird mich armes Ding gewiß auch recht gut aufnehmen und mir alles Liebes und Gutes erzeigen, wenn ich zu ihr ins Haus komme. So ging sie denn getrost auf die Wohnung der Frau Sonne zu, und pochte an die Thür, welche ihr auch nicht lange darauf von einem alten, krummgebückten Mütterchen mit einem mächtig großen Sonnenhut auf dem Kopf

eröffnet wurde. Diese hatte Tausendschönchen kaum erblickt, als sie auch schon — wie manche alte Frauen über die Maßen neugierig sind — folgende Frage an sie ergehen ließ: Je, was willst du denn hier mein liebes Kind?

«Ach, sagte Tausendschönchen, gutes Mütterchen, ich bin so müde vom heutigen Gehen durch eure verwünschten Nadelhölzer, wo die Tannenzapfen umherliegen und einem die Fußsohlen zerstechen, daß ich mehr, als alles Uebrige, der Ruhe und eines guten Nachtlagers bedarf; denn ihr sollt wissen, ich bin über Berg und Thal gegangen, um meine Brüder, die drei Herren Raben, zu suchen. Seit gestern früh hab' ich keinen Bissen gegessen, noch einen Tropfen getrunken; ich bitte euch daher höflichst um ein Stückchen Brod, einmal zu trinken und ein Nachtquartier.»

Das ist ein bescheidner Wunsch und ich wollte ihn dir recht gern gewähren, meine Tochter, antwortete ihr die gute Alte, wenn ich wüßte, wo ich das Brod, oder was zu trinken hernehmen, oder wohin ich dich verbergen sollte. Ich habe zwar hinten im Haus ein Kämmerchen mit Laden davor; aber meine Tochter, die Frau Sonne ist so neugierig, daß sie auch durch die dichtesten Fensterladen hindurch sieht, und, fände sie dich denn von ungefähr an diesem Ort, so hätte ich kein gut Wetter zu gewarten. Indeß weißt du

was: ich habe hier noch so ein schwarz Hühnchen, das will ich dir doch zur Nachtkost zubereiten, du armes Ding! Das Hühnchen kannst du essen, aber die Knochen thu in ein Tüchelchen; denn sie werden dir noch gute Dienste leisten. Aber sieh nur, wie es von allen Seiten dermalen flittert und glänzt und flattert! Ich höre schon die Fußtritte meiner Tochter, sie ist im Anzuge; verstecke dich um's Himmelswillen in einen Winkel.

Und Tausendschönchen lief, was sie konnte, und versteckte sich. Bald darauf kam die Frau Sonne vor's Haus und machte ein solch Geflitter, daß man sich auf zehn Meilen davon die Hände vor die Augen halten mußte. Als sie die Mutter erblickte, that sie ziemlich ungestüm und ihre erste Frage, die sie an sie stellte, war: ob sie nichts zu essen oder zu trinken hätte, weil sie von dem vielen Laufen ganz hungrig und durstig geworden sey. Was zu essen? gab ihr die Mutter zur Antwort, was zu trinken? Du machst es auch darnach, Kind, daß man dir was vorsetzen, oder deinem Munde etwas bieten kann! Wenn du so fortfährst, wie du das Jahr gewüstet hast, so werden bald keine Weintrauben und kein Brod mehr im ganzen Lande zu haben seyn. Das Einzige, was ich dir auftragen kann, und damit wird es wohl auch bald zu Ende gehen, wenn du mit dem Gras nicht besser verfährst, als du bisher gethan hast, ist etwas

Milch. — Darauf und wie sie dieses gesagt, brachte sie ihr in einem großen Napf Milch und einige Wecken Butter, die sie in grüne Blätter eingewickelt hatte. Die Frau Sonne machte sich auch sogleich sehr hitzig darüber her, und verzehrte die Milch aus dem Napfe: die Butter aber, als sie ihr zu nahe kam, verging, damit das alte Sprüchwort wahr würde, wie Butter an der Sonne.

Nach dem Abendessen verfügte sich die Frau Sonne alsbald zu einem benachbarten See und stieg daselbst in ein kühlendes Bad. Tausendschönchen aber, dem die gute Alte indeß das gebratene schwarze Hühnchen zugesteckt hatte und dem zuvor in seinem Winkel ganz heiß und unheimlich geworden war, benutzte die Zwischenzeit dazu, um auf und davon zu kommen. Beim Abschied bedeutete sie die Alte noch über ihren Weg, und verrieth ihr sogleich, daß ihre Brüder, die drei Herren Raben, sich am Glasberge befänden, und daß sie, um dahin zu kommen, immer nach Norden zugehen, doch erst bei dem Herrn Mond, der ein weitläuftiger Verwandter von der Sonne sey, einkehren müßte, in dessen Haus es grimmig kalt seyn würde. Und so entließ sie das gute Kind mit seinem Kirchstühlchen, das, seinem erhaltenen Auftrag gemäß, getrost dem Norden zuwandelte und unterwegs folgendes Liedchen sang:

Ihr rothen Vögel mit rothen Flügeln,
ihr rothen Blumen auf schwarzen Hügeln,
ihr Fische mit rothen Flossen, so flinke,
wo erborgt ihr eure Schminke?
Lobet Gott! lobet Gott!
rufet die Wachtel im Morgenroth.
Weiß ist der Winter, der Sommer roth!
Rechte Liebe führt in den Tod!

Dabei erwog sie traurig noch einmal den schweren Fluch ihrer Mutter, wie derselbe doch so gar unaufhaltsam über ihre armen Brüder ausgebrochen sey, die nun, nach dem Berichte der Alten, im Sonnenpallaste verzaubert in dem Glasberge dasaßen, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen. Eine gute halbe Stunde darauf war sie auch wirklich vor einem zweiten großen krystallenen Säulenhause angelangt, das sie sogleich für den, ihr ebenfalls bezeichneten, Pallast des Mondes ansprechen mußte; denn es kam ihr so klar darin vor, wie am hellen Tage, dergestalt, daß der davon ausstrahlende Glanz alle Kerzen überflüssig machte und man von einem Dreier die Unterschrift und das Gepräge in sehr weiter Entfernung lesen konnte. Als nun Tausendschönchen näher hinzu ging und an die Thüre klopfte, siehe, da trat ein steinalter Mann heraus, der ganz erfroren aussah, und in Pelz eingewickelt war. In der Hand hielt er einen Dor-

nenstock und ihm zur Seite befand sich ein Hund. Und wie ihm das Kind noch genauer ins Gesicht sah, erkannte es in ihm den so oft im Kalender beschriebenen und von Dichtern besungenen Mann im Monde, nebst seinem Hunde. Von dem einen ist es weltbekannt, daß er Kohl gestohlen; von dem zweiten, daß er nicht über den Dieb gebellet hat, und zur Strafe dafür sind sie beide wie man sagt, in den Mond versetzt worden.

Tausendschönchen ließ sich diese Entdeckung gefallen. Sie dachte: Nun, da werde ich doch wenigstens Kohl zu essen kriegen! aber sie hatte sich leider auch diesmal geirrt und es wurde leider auch im Monde beides zugleich, Essen und Nachtherberge, abgeschlagen. Das eine darum, weil der Herr Mond in diesen Stücken so eigen ist, daß er es gar nicht leiden kann, daß man in seinem Hause kocht, damit die blanken Sternchen von dem Ruß und dem Rauche nicht schwarz werden, oder anlaufen; das zweite aus dem Grunde, weil, wie der Mann im Monde sagte, das Kind es drinnen im Hause nicht lange vor Kälte aushalten würde, weil ihm selbst, obwohl er in Pelz eingewikkelt sey, nicht selten alles Blut in seinen Adern wegen der kalten Wohnzimmer erstarre. Endlich aber ließ er sich doch erweichen und nahm es mit sich in das Haus, das wie ein gefrorner, aus lauter Krystallen und Schnee errichteter

Lampenthurm aussahe. Sodann zeigte er ihr ein Winkelchen an, wo sie sich verstecken und ausruhen konnte, und kochte ihr auch ein schwarzes Hühnchen zum Nachtessen, wobei er ihr ebenfalls, wie die Frau Sonnenwirthin, den wohlgemeinten guten Rath gab, daß sie die Knöchelchen doch ja recht sorgfältig aufheben möchte, weil sie derselben auf ihrer bevorstehenden Reise zum Glasberge und zur Vogelstadt besonders nöthig haben würde.

Tausendschönchen versprach, dieser Erinnerung in allen Stücken Gehör zu leisten, und war eben damit fertig, die Knöchelchen von dem schwarzen Hühnchen zu sammeln, in ihr Tüchelchen einzuwickeln und sich ihren Weg von dem Alten mit dem Dornenstock näher bezeichnen zu lassen, als sie den Herrn Mond mit seiner ganzen Sterngesellschaft kommen hörte. Denn daß er es sey, erkannte man daraus, daß alles vor den Fenstern flitterte und flatterte. Wie er in's Haus trat, schielte Tausendschönchen aus ihrem Winkel hervor. Es fiel gerade um dieselbe Zeit Vollmond ein; so sah denn der liebe Mond nach was Rechtem aus, und konnte sich sehen lassen. Uebrigens läßt sich der Lärm und das Gedräng um den Eingang kaum mit Worten beschreiben, weil jedes gern zuerst in das Haus und in die Stube wollte und keins von allen Lust hatte, der Hinterste zu seyn. Erst kamen die großen Sterne und dann die kleinen und zuletzt

der Vollmond und das aus dem Grunde, weil er nicht gern in der Thür beim Hereingehen gedrängt seyn wollte; denn er war sehr groß und liebt es von Natur, recht gemächlich einherzutreten. Die kleinen Sternchen aber trieben die Ausgelassenheit völlig bis in's Thörichte, erst ehe sie hereinkamen und nachher, wie sie drin waren und schon von ihren Plätzen Besitz genommen hatten. Sie setzten sich nämlich je zwei und zwei auf einige, rings um die Stube laufende Regale, wo sie neben einander der Ruhe pflegten, oder wenigstens sich zum Schlafengehen anschickten. Aber die großen waren neidisch und wollten den kleinen ihr Plätzchen nicht vergönnen, oder stießen sie wohl gar, wenn sie eingeschlafen waren, wieder von ihrem Sitz herunter. Darüber kam denn der Herr Vollmond und legte sich mit seinen friedsamen Strahlen als Schiedsrichter dazwischen und ermahnte die Kleinen zum Guten und die Großen, daß sie schlafen und Ruhe halten sollten. Er hatte heute grade ein recht klares und liebliches Ansehen, so daß man fast eine Stecknadel bei seinem Glanze erkennen konnte. Als er sich aber nach seinen Sternen umsah, bemerkte er, daß dieselben neblicht, trübe und etwas angelaufen schienen. Da fuhr er zürnend auf und sagte zu dem Manne im Monde: « Gewiß ist heute in meinem Hause wieder einmal gekocht worden; denn das ist eine leidige Angewohnheit aller derer, die von der

Erde ankommen, daß sie sich das Essen nicht abgewöhnen können!»

Der Mann im Monde entschuldigte sich, so gut er nur immer wußte und konnte; der Vollmond aber war bitterböse, wollte keine Entschuldigung annehmen oder gelten lassen, und schwur, wenn er Jemand im Hause versteckt fände, daß er diesem den Appetit auf ewig vertreiben und ein schreckliches Beispiel und Andenken in dieser Sache stiften wollte. «Denn,» sagte er, «nichts Geringeres, als mein und meiner Sterne Ehre steht dabei auf dem Spiele! Sind wir nicht mit gehörigem Glanze am Himmel aufgegangen, so fragt kein Mensch auf der Erde, was der Grund ist, warum wir so blind und angelaufen am Firmament stehn; sondern es ist genug, daß nur Mondschein im Kalender verzeichnet ist, um mich und die Sterne anzuschelten und auszuschmähen, daß es eine Lust ist, wenn wir etwa nicht so hell scheinen, daß jeder Geschriebenes bei unserm Lichte abfassen kann.» Zu gleicher Zeit stichelte und erlaubte er sich allerlei recht empfindliche Anspielungen auf den Mann im Monde und seine vorige, ihm freilich nicht zu größter Ehre gereichende, Lebensart. Er meinte nämlich, es gäbe wohl mehr Liebhaber vom Kohl, im Dunkeln sey gut munkeln, und Klas — so heißt der Mann im Monde — werde wohl seine guten Gründ' und Ursachen haben, warum er wünschte,

daß die Sterne blind wären, weil er nämlich seine Herren Vettern, die andern Diebskameraden auf dem Erdball, nicht im Stich lassen wollte!

Während der Zeit, daß der Herr Mond so polterte, hatte sich Tausendschönchen in ihrem Winkelchen winzig klein gemacht, und zuletzt war es ihr geglückt, daß sie sich, ohne bemerkt zu werden, fortschleichen und den Weg einschlagen konnte, den ihr vorhin der Alte mit dem Dornenstock als den ihrigen bezeichnet hatte. —

Hier ist der Ort, etwas uns vorhin Entfallenes nachzuholen. Der ehrliche Mann im Monde nämlich (denn so wollen wir ihn, wegen seines eben so redlichen, als liebreichen Verfahrens, das er gegen Tausendschönchen beobachtete, immerhin nennen, wenn er gleich auf der Erde, durch die bekannte Kohlgeschichte, in den Verdacht gekommen ist, daß er, wenigstens was Eßwaare betrifft, keine reine Hand habe) — dieser ehrliche Mann im Monde also hatte vorhin Tausendschönchen gewarnt, wenn sie zur Vogelstadt käme, als welche auf dem Glasberge, allwo die verzauberten drei Herren Raben wohnten, recht mitten inne gelegen ist, sie möchte ja auf ihrer Hut seyn und ganz besonders sich davor in Acht nehmen, daß sie die in ihr Schnupftüchelchen eingewickelten Knöchelchen von dem schwarzen Hühnchen, das sie im Sonnen- und Mondscheinpallast

gespeist hatte, Niemanden vor Augen brächte, der den Vögeln, sey es auch nur auf die entfernteste Weise, angehörte, weil ihr daraus sonst groß Unglück und Herzeleid erwachsen könnte.

Aber was seyn soll, wie es im Sprichwort heißt, schickt sich wohl, und so ging es auch in diesem Fall. Tausendschönchen, die ihre Wanderung, wiewohl bei Nacht, unermüdet fortgesetzt, war nach Verlauf einiger Stunden, so viel sie im ungewissen Mondlicht unterscheiden konnte, am Fuß der Vogelstadt angelangt, die mitten in einem Waldkessel lag, der mit ganz schroffen, ja unersteiglichen Felsenspitzen weniger eingefaßt, als abgeschnitten war. Um nun ihren Füßchen, die, durch das lange und anhaltende Gehen ermüdet, gelegentlich Einspruch thaten, etwas Erholung zu gönnen, nahm sie ihr Stühlchen, setzte sich darauf, und beschloß, ein Viertelstündchen in dieser Stellung abzuwarten. Zuvor hatte sie, eingedenk der erhaltenen Warnung, ihr Schnupftüchelchen mit den darin verborgenen Hühnerbeinchen recht sorgfältig auf die Seite gesteckt; doch gelang ihr diese Vorsicht nicht so unbedingt, daß nicht noch ein kleines Zipfelchen davon außerhalb hangen geblieben wäre. Das entdeckte nun, als sie von ungefähr schlief, ein großer Kohlrabe, und wie diese Vögel sehr neugierig sind, so zupfte er so lange daran herum, bis der Knoten aufging und das Schnupftuch mit den Hühnerbeinchen völlig aus

einander kollerte. Tausendschönchen wachte zwar von dem Geräusch auf, aber zu spät; denn eine bunte Elster, die auf einem benachbarten Baume ihr Nest hatte und Augenzeuge von der ganzen Geschichte gewesen war, flog sogleich davon und verschwatzte den ganzen Vorfall in der Vogelstadt.

Tausendschönchen, die klug genug war, die gefährlichen Folgen dieser Begebenheit einzusehen, faßte sich sogleich und vergrub die Hühnerbeinchen in die Erde, auf einen abgelegenen Fleck und so tief sie nur immer konnte, obwohl sie nicht wußte, wie sie ohne diesen geheimen Talisman, den ihr sowohl die Gastfreundin in der Sonne, als der Mann im Monde zur Ersteigung des Glasberges so geflissentlich angerathen hatten, je denselben ersteigen sollte. Hier galt es indeß, weil der Augenblick drängte, aus der Noth eine Tugend zu machen. Demnach setzte sie sich wieder, gleichwie vorhin, auf ihr Stühlchen, nachdem sie zuvor die Hühnerbeinchen in dem Schooß der Erde so gut in Sicherheit gebracht hatte, daß kein Hahn und keine Henne sie herauskratzen konnten. Wie dieß geschehen war, that sie auf's Neue die Augen zu und stellte sich, als wäre sie plötzlich vom Schlaf befallen. Anfangs dachte sie zwar daran, ob es nicht besser sey, auf und davon zu laufen, aber dann fiel es ihr sogleich ein, daß ein Hühnergeier, wie sie in der Schule gelernt hatte, während einer Stunde wohl 10

Meilen im Umkreis fliegt; daß also der Mensch, was die Geschwindigkeit der Füße betrifft, es mit den Flügeln eines Vogels auf keine Weise aufnehmen könnte. Daher sie es denn für besser hielt, was auch über sie kommen würde, in aller Geduld abzuwarten.

Sie hatte noch keine Viertelstunde auf diese Weise dagesessen, da vernahm sie auch schon von Weitem ein Schlagen von Flügeln, ein Wetzen von Schnäbeln, ein Piepen, ein Krächzen, ein Krähen, ein Tumultuiren, und als sie, dem Ding weiter auf die Spur zu kommen, mit halb eröffnetem Augenlied ein Bischen durch die Gebüsche, die das Mondlicht versilberte, hindurch lauschte, sah sie Alles, was nur auf tausend Meilen zu dem Volke der rothen Kämme und Sporen gerechnet werden kann, als da sind: Auerhühner, Rebhühner, Birkhühner, Trappen, Truthühner, kollernd und krächzend und pfeifend, mit trippelndem, trotzigem, stuzzendem Anflug gezogen kommen.

Als sie nahe genug waren, hörte sie deutlich, daß die Elster die den Zug führte, zu zwei großen Glockenhähnen, die nächst ihr als die Anführer des Zugs angesehen seyn wollten, folgende Worte sagte: «Dieß ist der Feind eures Geschlechts, eine von jenen zweifüßigen verhaßten Creaturen, die so unerträgliche Verwüstungen unter uns anrichten!

Denn nicht genug, daß sie euch einfangen und zähmen und die Eier, die ihr so gern brüten wolltet, unter euern mütterlich erwärmenden Fittigen hinwegnehmen und sie zu Schokken und Dutzenden in Körben auf den Markt tragen und euch dafür etwelche von weißer Kreide ins Nest legen (obwohl diese Verhinderung an der Ausübung zarter Mutterpflichten von Seiten des Menschen schon arg genug ist); so bleiben sie doch keineswegs dabei stehen, sondern gehn noch weiter, ja es ist fast keine Schmach auszusinnen, die sie vergäßen, dem edlen Hühnervolk anzuthun.»

Als die Elster bis an diese Stelle ihrer wohlabgefaßten Rede gekommen war, erschien auch der König oder Monarch der Vogelstadt mitten in der Versammlung. Es war ein Adler von majestätischem Anstand, mit funkelnden Augen und Flügeln, die, wenn er sie ausbreitete, reichlich an zehn Ellen im Durchmesser einnehmen konnten. Als dieser Grund und Ursach in Erfahrung gebracht, was bei seinen Unterthanen diese plötzliche Bewegung veranlaßte, ließ er Tausendschönchen näher zu sich heranführen, nahm in der Mitte der Seinigen Platz, die sich zu beiden Seiten um ihn herumstellten, und befahl sodann, weil er diese Sache in eigener Person zu schlichten gekommen sey, der Elster, in ihrer Anklage fortzufahren. Diese, welcher ohnedieß das Schweigen bis dahin sauer genug geworden war, fuhr nun auch fol-

gendermaßen in ihren Beschuldigungen fort: «Alles, was diese kleine, listige Creatur, die zu dem Geschlecht der Vogelfänger gehört, etwa zu ihrer Vertheidigung vorbringen wollte, würde vergeblich seyn, da sie es nicht abläugnen kann, daß sie vorhin von mir auf frischer blutiger That ertappt worden ist, eben als die Spuren ihrer ächt menschlichen unersättlichen Raubbegierde, die Knöchelchen von einem Huhn aus einem Tuche herausgefallen sind, woran ein neugieriger Kohlrabe aus bloßem Zufall gezupft hatte.» —

Als der Adler diese Beschuldigung vernahm, so befahl er sogleich einigen von seinem Hofgesinde, daß sie Nachsuchung halten sollten, ob dieser Punkt der Anklage gegründet wäre, und da die Knöchelchen von dem schwarzen Hühnchen zum größten Glück und weil sie von dem klugen Tausendschönchen zu tief in die Erde gegraben waren, nicht wieder aufgefunden werden konnten, auch der als Zeuge aufgerufene Kohlrabe, weil er mit den drei Herren Raben, Tausendschönchens Brüdern, in dem freundschaftlichsten Vernehmen stand, durchaus von nichts wissen wollte, so ermangelte dieser erste Anklagepunkt seiner gerichtlich erforderlichen Beweiskraft und der Adler erklärte, daß auf das bloße Geschrei einer Elster hin in einer so wichtigen Sache, die nichts Geringeres, als das Leben eines vernünftigen Geschöpfes beträfe, kein übereiltes Erkenntniß sich fällen lasse.

Auf weitere an Tausendschönchen ergangene Nachfrage: ob sie denn in der That zu den verhaßten Creaturen gehöre, die sich unter dem Namen Mensch bei dem Vogelgeschlecht in einen so zweideutigen Ruf gesetzt hätten, ließ sich diese folgendermaßen vernehmen: «Ich werde es nie abläugnen, daß ich einem Geschlecht angehöre, das sich so große Verdienste um das erhabene und edle Geschlecht der Vögel erworben hat. Was auch die Elster vom Gegentheil schwatzen mag, so weiß ich nicht anders, als daß ihr edeln Vögel bei den Menschen aller Stände der ausgezeichnesten Achtung und Ehrfurcht genießt und daß Groß und Klein, der Vornehme wie der Geringere, gleichsam mit einander wetteifern, wer euch mit liebevollerem Herzen zugethan ist. Wo nistet ihr geruhiger, ihr zwitschernden Schwalben, als auf dem friedlichen Hofe des frommen Landmannes, der es nicht ungern sieht wenn ihr ihn besucht, sondern vielmehr es für ein Zeichen des Glücks und der ihm vom Himmel zugeschickten Wohlfahrt hält, wenn ihr bei ihm einkehrt, und eure kleinen artig gebauten Nester um die Balken seiner bescheidnen Wohnung aufhängt? Wo vollbringt ihr angenehmere Stunden, ihr guten zutraulichen Störche, ihr edeln fremden Gäste aus Memphis und von Senegall, wenn ihr von euern weiten Reisen um die Welt zurückkehrt, als auf dem Schornstein und den Dächern eben dieser frommen Land-

leute, die den schönen Glauben hegen, daß kein Giebel abbrennt, worauf irgend einer von euch seinen Miethzins absitzt? Erhebt euch, ihr muntern, fröhlich geschwätzigen Rothkehlchen, die der Mensch im schaudrigen Gestöber des Decembers, wenn alle Felder zugewintert und alle Büsche verschneiet sind, in seine eigne Wohnstube aufnimmt? Ich sah euch öfters, wie ihr kamt, wenn es euch draußen zu kalt wurde und mit euern Schnäbelchen an das durchsichtige Fenster irgend eines einsam stehenden Landhauses klopftet und von dem Herrn desselben eingelassen, traulich auf der Diele hin und herhüpfend, die Brosamen aus seinen gastfreien Händen aufpicktet.»

«Und ihr, im tiefgefallenen Schnee vor dem Scheunenthor Spur suchenden Krähen, die ihr auf der Thür einer Schafhürde in euer Trauermäntelchen eingehüllt dasitzt und euch des zugeworfenen Bissens aus der Hand eines gutmüthigen Hirten erfreut, ihr mögt nun euer Futter muthwillig in den Schnäbeln herumschlenkern und es einander streitig machen, oder hinten im zugewinterten Garten von den beschneieten Bäumen die Nüsse ablesen, welche des Menschen Hand zum Glück für euch von dem alten Wallnußbaume abzuschütteln vergessen hatte — gebt Zeugniß, ihr guten und verständigen Vögel, ob es denn wirklich, wie diese Hühner und Elstern den edlen König so gern glauben machen wollen, ein so großes Unglück und Herzeleid genannt zu werden verdient,

in der Nähe des Menschen zu seyn! Euch rufe ich nicht auf ihr geschwätzigen Sperlinge, die der Mensch so vielfältig durch seine Großmuth beschämt, wenn ihr euch überall als ungebetene Gäste auch da, wo ihr nichts zu suchen habt, einstellt, die ihr auf den Futterkorb hüpft, auf den Rücken der Hühner und der Tauben, die ihr mit genäschigem Aufpicken der Körner den Pflug verfolgt und den Erntewagen; die ihr das Saatkorn eben so liebt, wenn es der Landmann ausstreut, als wenn es von ihm in die Scheune gefahren wird; die ihr die Kirsche in der Blüthe anpickt und beknuspert und die gereifte ebenfalls nicht verschmäht! — O ihr kleinen Schelme, wenn ihr nun auch aufstehen und allzuvorwitzige Klagen erheben wolltet, mit wie viel größerm Recht könnte der Mensch als euer Ankläger vor Gericht treten! Aber er schweigt großmüthig und begnügt sich damit, durch einige Vogelscheuchen in den Kornfeldern und einige Glasglöckchen in dem Baumgarten, die euch wenig genug zu schaffen machen, euch Furcht einzujagen und die Früchte, die er im sauern Schweiß seines Angesichts gesäet hat, gegen eure wiederholten, damit ich nicht sage listigen, unverschämten und diebischen Angriffe zu sichern!»

«Doch schon allzulange habe ich mich bei den Sperlingen aufgehalten. Von euch, ihr Edlern eures Geschlechts, soll nunmehr die Rede seyn! Wo ist ein Stand unter deu

Menschen, der euch, ihr lieben Vögel, nicht Ehre und Zuneigung als ein schuldiges Opfer darbrächte? Schon die lieblich erwählten Namen, die man euch beilegt, zeigen dieses zur Genüge an. Die Vögel des Himmels, die freien Bewohner des Waldes und der Luft, das Singechor der Gärten, die liederreiche Waldkapelle — dieß sind einige von den schönen Benennungen, die euch zu Theil werden und allerdings nach Verdienst. Um nun, da ich einmal auf dieses Kapitel gekommen bin, zuvörderst von euern ersten und besten Freunden, den Dichtern, zu sprechen: wie viele sind nicht unter denselben, die sich durch ein anmuthiges Liedchen auf eine Lerche, oder Schwalbe, oder eine Fabel von dem Zeisig und der Nachtigall, von der lustigen Grasmücke u. s. w. bei der spätesten Nachwelt verewigt haben! Zuweilen kommt es mir sogar vor, als gehörten die Dichter ganz und gar dem Vogelgeschlecht an, weil man sie immer nur in eben dem Maaße hochschätzt, als man ihnen zwei von den schönen Eigenschaften, die euch, ihr lieben Vögel, bezeichnen, beilegen oder nachrühmen kann, so daß ein Dichter, der einen hohen Flug nimmt und von erhabenen Gegenständen singt, allemal mehr gilt, als einer, der nur bei niedrigen Gegenständen verweilt, oder gar, wie man zu sagen pflegt, an der Erde kriecht.»

«Ich habe es vorhin, wiewohl nur im Vorbeigehen,

berührt, wie sehr die Menschen, wenn sie es wollten, sich über den Sperling und seine Angehörigen zu beklagen hätten. Alles dieses aber hat die für das Vogelgeschlecht nur allzu partheiischen Dichter nicht abgehalten, auch diesem Vogel alles Liebes und Gutes nachzusagen, oder vielmehr nachzusingen. So ergötzt sich die Welt schon lange an einem ungemein artigen Liedchen auf den Tod eines Sperlings, den ein Mädchen in Rom, mit Namen Lesbia, besessen hat und das wegen seines sinnreichen Inhalts nun beinahe schon zwei Jahrtausende hindurch auf dem alten Erdball von Munde zu Munde geht. Zum Glück kann ich es noch auswendig und wenn es mir anders vergönnt ist, so will ich es vor dieser erlauchten und hohen Versammlung aus dem Kopfe hersagen.»

Die Vögel nickten sämmtlich auf eine beifällige Art mit den Köpfchen, so daß man wohl sehen konnte, daß ihnen dieser Vorschlag des artigen Kindes nicht ungelegen kam, und nachdem Tausendschönchen sich auch der Einwilligung des königlichen Adlers zuvor versichert hatte, hub sie folgendermaßen an:

Weint ihr Grazien und ihr Amoretten,
und was Artiges auf der Welt lebt! Meiner
Freundin Sperling ist todt! der Freundin Liebling,

der ihr lieb, wie der Apfel in den Augen,
und so freundlich, so klug war und sie kannte,
wie ein Töchterchen seine Mutter kennet!
Denn er rührte sich nicht von ihrem Schooße,
nein, er trippelte munter auf dem Schooße
hiehin, dahin und dorthin; nickt' ihr immer
mit dem niedlichen Köpfchen, piept ihr immer. —
Ach! nun wandert er jene finstre Straße,
die man ewiglich nicht zurücke wandert.
O! wie fluch' ich dir, alter Orkus,
der du alles, was schön ist, flugs hinabschlingst!
Uns den Sperling zu nehmen, der so hübsch war!
Welch ein Jammer! o Sperling! armer Sperling!
Hast gemacht, daß meine traute Freundin
ihre Äugelchen sich ganz roth geweint hat!

Es waren wirklich unter den zuhörenden Vögeln einige, denen bei den letzten Schlußstrophen dieses Gedichts die Augen übergingen. Tausendschönchen bemerkte, daß sie dadurch in einigem Vortheil stand, machte eine kleine Pause, und fuhr sodann mit geschickten Wendungen fort: «So überlasse ich es euch dann, ihr edeln Vögel, zur eignen Entscheidung, ob das, was ihr gehört, eine Sprache ist, wie man sie gegen einen Feind zu führen pflegt! Er-

götzt euch das Gesagte, so füg' ich auch noch dieses hinzu: Nicht genug, daß die Dichter euern leutseligen Umgang rühmen und von der Anmuth eures Wesens und Gesanges ganz bezaubert sind; auch eure Sitten und Tugenden werden von ihnen häufig den Menschen in Erzählungen und Fabeln zum Muster aufgestellt und gleichsam zur Beschämung vorgehalten. Da mir so eben aus dem Inhalt eines zweiten, euch zu Ehren gedichteten Liedes ein Paar Strophen einfallen, so erlaubt mir, ihr edeln Vögel, euch auch diese mitzutheilen!

Willst du frei und lustig geh'n
durch dieß Weltgetümmel,
mußt du auf die Vöglein seh'n,
wohnend unterm Himmel.

Jedes nimmt ohn' arge List,
was ihm Gott beschieden,
und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden.

Vöglein singt und hüpft und heckt,
ohne Gram und Sorgen,
schläft vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis zum Morgen.

Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
flattert einstens mit Gesang,
froh und leicht zum Grabe!

Und ein dritter Dichter, indem er das Mitleid für euern hülfsbedürftigen Zustand im Winter auffordert, stellt das verklommene Vögelchen mit dem halberstarrten, Obdach suchenden, Wanderer zusammen und singt davon eben so anmuthig:

Vögelchen, vor deiner Scheuer,
streu'st du Korn im Winter aus;
ladest an des Heerdes Feuer
müde Wandrer in dein Haus.»

«Bei dieser günstigen Stimmung, welche die Dichter von den ältesten Zeiten her für euch unter den Menschen erweckt und verbreitet haben, kann es euch befremden, ihr edeln Vögel, daß ihr euch bei allen Ständen der Gesellschaft so geehrt und so geachtet seht?»

«Dem Bauer z. B., in dessen Schafstall, Vorhof, Gesimms, ja an dessen Stubenbalken ihr ungestört zu nisten und eure Jungen auszubrüten, die Erlaubniß besitzt, vertretet ihr häufig genug die Stelle einer Uhr, eines Kalen-

ders und eines Wetterglases. Wie oft hört man nicht auf dem Lande, daß der Herr des Hauses in den Frühstunden sein Gesinde mit den Zuruf ermuntert und aufweckt: Steht auf, es ist Zeit, daß wir die Feldarbeiten anfangen, da der Hahn schon zweimal gekräht hat! Ein andermal, wenn der Himmel noch nicht völlig umzogen ist, aber die Wetterpropheten des Landmanns schon von allen Seiten anfangen laut zu werden und den Regen zu verkünden, sagt ein alter Hirt in dem Felde zu dem jüngern: Gesell, laß uns das Vieh eintreiben, die Schwalben streichen niedrig, wir bekommen Regen! Wenn der Storch und die Schwalbe kömmt, so ist Zeit zur Aussaat; wenn sie wieder fortziehen, so müssen auch die Früchte und Vorräthe unter Dach und Scheuer gesammelt seyn. Und nicht nur der Landmann, auch die Seeleute richten sich nach euerm Fluge, ihr lieben Vögel, bei ihrem noch weit gefährlicheren Gewerbe. Das Rudern, glaub' ich ohne dieß, hat der Mensch von euch gelernt, da ihr auf die geschickteste Art rudernd in dem Wasser zu hangen pflegt, und da der größte Theil von euch nicht nur mit Schwimmhäuten an den Füßen versehen ist, sondern auch euer ganzer Körper mit der Zierlichkeit seiner Gliedmaßen gleichsam ein Schiff nachahmt und völlig wie dasselbe gebaut ist, so daß dieses Jemanden, der über diese Dinge weiter nachdenken wollte, gar leicht auf den Einfall bringen könnte, daß die

ganze Schiffkunst euch ebenfalls ihren Ursprung zu verdanken hätte. Soviel ist gewiß, daß ihr Vögel in der Kunst, weite Reisen zu machen und die See zu halten, eures Gleichen suchet, und daß daher auch die erfahrensten Schiffer guten Rath von euch anzunehmen kein Bedenken tragen. Zum Beweis für meine Behauptung erlaubt mir auch hier ein Sprüchelchen anzuführen, das unter den Schiffern gäng und gäbe ist und das ein alter Dichter ebenfalls in Verse gebracht hat. Unter andern Zeichen, die dem Sturm vorangehen und seinen Ausbruch wahrsagen, sind es auch folgende Aspekten, derer in demselben Erwähnung geschieht:

Unterweilen entflieht den beweglichen Fluthen des Meeres kreisend das heischere Huhn, und verkündet den nahenden Seesturm.
Wieder und wieder beginnt es den Ruf unablässiger Klage; pfeilschnell schießt es, und stößt hellgurgelnden Laut von der Kehle.»

«Noch ist eine dunkle Sage am Erdball, daß auch andere Empfindungen den Vögeln, als dem ältesten Geschlecht aller Lebendigen, ihren Ursprung verdanken. So z. B. sollen sie das Mauern den Störchen und den Schwalben abgelernt haben. Und wenn dieß, wie ich gern glauben möchte wirklich der Fall ist, so ist es gewiß löblich von den Men-

schen, daß sie aus einem angestammten Gefühl von Dankbarkeit ihre alten Meister, denen sie den ersten Unterricht in dieser schönen Kunst verdankten, nachdem sie selbst weitere Fortschritte gemacht, dennoch ruhig auf den Giebeln ihrer Häuser und an den Fenstern ihrer Kirchen ansitzen und fortmauern lassen. Auch ist überdieß mit dem bloßen Namen eines Vogels schon etwas Liebliches, Gutes, Angenehmes und Gastfreundliches in der Aufnahme verknüpft; daher es denn auch wohl kommen mag, daß die der Gastfreundschaft eigens gewidmeten Häuser, unter den Menschen gemeiniglich Gasthöfe oder Herbergen genannt, von einem goldnen Schwan, weißen Tauben, Adler oder andern Vögeln so häufig den Namen führen. So vereinigen sich denn, ihr lieben Vögel, alle Stände unter den Menschen, der Landmann, der Dichter, die Schiffer, die Gelehrten, die Künstler, die Aerzte, die Geistlichen, die Soldaten, ja die größten Monarchen der Erde, zu euerm Lobe und zollen auf die eine, oder die andere Art euern erhabenen Eigenschaften ihren Beifall, die zusammengenommen von dem, was wir uns unter dem schönen Namen eines Vogels zu denken haben, einen, wiewohl unvollkommenen, Begriff geben. Von einigen dieser Stände ist bereits im Anfange die Rede gewesen, von andern soll es nun am Schluß seyn. Ich fange mit den Herren Geistlichen an. Wenn nun diese

einen vorigen bessern Zustand des Menschen schildern wollen, so sagen sie uns, daß derselbe zuvor ein Engel gewesen sey. Da nun aber alle Engel Flügel haben, so folgt daraus, daß die Vögel, die den Himmel bewohnen, wenigstens von dieser Seite den Engeln etwas näher, als die Menschen, verwandt sind.»

«So werden es die Herren Mathematiker auch gar nicht müde, die schönen geometrischen Figuren zu bewundern, mit welchen in zugespitzten Keilen die Geschlechter der Zugvögel, als Störche, Kraniche, wilde Gänse u. s. w. die Luft durchschneiden und gar regelmäßig sich aus einem Welttheil in den andern bewegen. Daß die Gelehrten, besonders aus der Klasse derjenigen, welche die Bücher verfassen, wenn sie ihre mit gründlicher Tiefe verfertigten Schriften aufzeichnen, sich gemeiniglich dabei eines Kiels zum Schreiben bedienen, ist eine anerkannte Sache und ein Umstand, der allein hinreicht, euch Vögeln ein ewiges Recht der Dankbarkeit dieses Standes zu erwerben. — Wie viel bei einer Krankheit darauf ankömmt, daß man sich pflegt, oder ruhig im Bette verhält, wissen alle diejenigen, die jemals krank gewesen sind. Daher schütteln die Aerzte bedenklich den Kopf und schelten gar sehr, wenn sie in ein Haus treten, worin sie sehen müssen, daß der Patient sich zu früh und ihrem Befehle zuwider aus dem Bette gemacht. — Ist es

nun so, daß das Bett wirklich in diesem bedrängten Zustande dem Leidenden eine Erleichterung verschafft, so sieht man aufs Neue, wie sehr die Menschen auch von dieser Seite dem Vogel, ohne dessen Federn überhaupt an kein Bette zu gedenken wäre, verbunden sind. — Auch ist es etwas Gewöhnliches bei den Aerzten, daß, sobald sie zu einem Kranken gerufen sind, sie denselben auf die sogenannte Vogeldiät setzen, was wieder einen großen Beweis für die Mäßigkeit eurer Lebensart ablegt.»

«Was soll ich von den Soldaten sagen, die dermaßen in den Zustand eines Vogels verliebt sind, daß sie Federbüsche auf ihrem Kopf, immer einen größer, als den andern tragen, und daß auf ihren oft sehr beschwerlichen Märschen, bei Hinwegnahme von festen Plätzen und dergleichen, bei ihnen fast weiter nichts, als von einem rechten und linken Flügel die Rede zu seyn pflegt? eine recht deutliche Anzeige, daß sie sich selbst, nebst all den Ihrigen, gleichsam als eine Art Vögel betrachten, die zum Besuch in fremde Länder ziehen, daselbst aber etwas weniger, als Storch und Schwalbe im Frühling, willkommen sind! Daher es denn auch wohl kommen mag, daß die Könige und größten Heerführer der Welt, wenn sie ins Treffen rücken, nicht ihr eigenes Bild, sondern meistentheils das eines Adlers im Schilde führen, das sie auch, aufs prächtigste in ihre Paniere und Fahnen

gestickt, als Siegeszeichen vor sich daher tragen lassen; in der Hitze des Gefechts aber sieht man es nicht selten, daß die Soldaten lieber zu Tausenden ihren Geist aufgeben, oder rottenweis von dem Donner der Kanonen niedergestreckt dahinfallen, als daß sie nur einen Zoll breit von ihrem Feldzeichen zurücktreten, oder gar einen solchen Adler auf eine feige und schimpfliche Art im Stich lassen sollten. — Auch giebt es unter den Großen einige durch sogenannte Adlernasen ausgezeichnete Familien, die sich gar viel darauf zu Gute thun, und sich ihre Abkunft von Vögeln durchaus nicht nehmen lassen.»

«Im Ganzen betrachtet lieben alle Menschen, selbst in der Sprache, vorzugsweise solche Ausdrücke und Wendungen, die auf die Eigenschaften der Vögel irgend einigen, wenn auch nur entfernten, Bezug haben, und zeigen in der That dadurch ein ordentlich Sehnen und Verlangen an, aus dem beschränkten Zustand ihrer Einkerkerung in Städte und steinerne Gefängnisse, von ihnen auch Häuser genannt, in jene Freiheit des Himmels zu gelangen, darin ihr euch, als Vögel zu erfreuen habt. Nun bin ich wieder frei, wie ein Vogel auf dem Zweig, ist bei ihnen sogar zum Sprichwort geworden. Ja ihr Haß und ihre Abneigung gegen die Knechtschaft, die ihnen die Erde aufnöthigt, an deren Oberfläche sie immer mit trägen Füßen haften müssen, ist so

groß, daß man Jung und Alt, Groß und Klein, wenn sie im Sommer des Abends vor ihren Thüren sitzen, mit innigster Sehnsucht folgendes Liedchen trällern und singen hört:

Wenn ich ein Vöglein wär'
und auch zwei Flüglein hätt',
flög' ich zu dir;
da's aber nicht kann seyn,
so muß ich's lassen seyn,
und bleiben hier!

Solche alte Geschichten, daß der Erdball rund, wie ein Ei ist, ferner daß er frei in der Luft fliegt und die Muthmaßungen, die einige darüber anstellen, daß im Anfange der Geist über dem Wasser schwebte, indem sie sagen, daß man nicht schweben kann, ohne Flügel zu haben, will ich hier mit Stillschweigen übergehen, wiewohl sie ganz dazu geeignet sind, die hohe, ja göttliche Verehrung zu rechtfertigen, die euch Vögeln unter den Menschen von jeher zu Theil geworden ist. Mit alle dem will ich keineswegs in Abrede seyn, daß die Hühner besonders, so viel Gutes und Liebes die Menschen ihnen auf der einen Seite erzeigen, auch wieder manche Feindseligkeiten von ihren Wohlthätern zu erfahren haben; sey es nun, daß die Menschen eingesehen, weil sich dieses Geschlecht gar zu unmäßig vermehrt, wenn man alle

Eier desselben wollte ausbrüten lassen, daß bald allen andern Vögeln die Nahrung ausgehen und sie ihnen, so zu sagen, das Futter vor dem Schnabel wegpicken würden, oder daß eine angeborne Feindschaft von Natur zwischen Hühnern und Menschen obwaltet; wiewohl ich geneigt bin, lieber das erste anzunehmen, um so mehr, da sie auch in diesem Stück das erhabene Beispiel unsers königlichen Adlers vor sich haben.» —

Hier wendete sich unsere Rednerin mit einer tiefen Verbeugung an den Monarchen der Lüfte, als der in seiner tiefen Weisheit es gewiß ebenfalls einsähe, daß der übermäßigen Vermehrung dieses Geschlechts die gebührende Grenze gesetzt werden müßte; ja den selbst die Natur mit den nöthigen Werkzeugen, als da sind Fänge, Schnabel u. s. w. auf das weiseste ausgerüstet hätte. «Wenn demnach, fuhr Tausendschönchen fort, Eier zu schlürfen, Hühner zu speisen, Federn zu rupfen ein Verbrechen ist, so läugne ich nicht, daß auch ich, in sofern ich zum Menschengeschlecht gehöre, dieses Verbrechens schuldig bin. Aber auch so flüchte ich mich zur Großmuth des Weisesten aller Monarchen, vor dessen Thron ich beschieden bin und hoffe, daß er mir diesen Naturfehler, wenn es anders einer ist, nicht zu hoch anrechnen, sondern mich nach seiner angebornen Huld und

Gnade mit einer leichten, und meinem unerfahrnen Alter angemesenen Bestrafung entlassen werde.»

Hier schwieg Tausendschönchen und die ganze Versammlung der Vögel bezeigte ihr über Alles, was sie gesagt hatte den größten Beifall und die ausgezeichnetste Verwunderung. — Als hierauf die Zeugen aufgerufen und von dem Adler befragt wurden, ob sich das, was Tausendschönchen Gutes von den Menschen in Betracht der Vögel vorgebracht, sich denn auch wirklich so verhielte, konnten sie es kaum in Abrede seyn. Unzählige Störche klapperten ihr Ja, die Schwalben und Rothkehlchen zwitscherten es und die übrigen Singvögel versicherten, daß die Gelegenheit, Hanfsamen zu knuspern in Städten und auf den Feldern, sich nirgend häufiger vorfinde, als da, wo die nackte und ungefiederte Creatur mit Namen Mensch wohne. Denn da dieselbe des Leinens und des Hanfs zu ihrer Kleidung nicht entbehren könne, so komme der Abfall davon natürlich den Vögeln zu gut, die deshalb auch gar nicht einmal anfragten. Was die Hühner betrifft und die Anklage, so sie geführt, so wurde diesen ein ewiges Stillschweigen in dieser Sache und noch dazu eine Buße von ein paar Dutzend Eiern aufgelegt, die sie Tausendschönchen mit auf den Weg geben mußten; die Elster, die noch ein langes und breites von Meisenkasten, Lerchenspiegel, Vogelgarn, Drosselschlinge u. s. w. her-

schwatzen wollte, wurde ebenfalls von dem großen und wahrhaft königlich gesinnten Adler ab und zur Ruhe verwiesen; Tausendschönchen aber mit den ausgezeichnetsten Lobeserhebungen und den gastfreundlichsten Ehrenbezeugungen aus der Vogelstadt entlassen, so daß sie ihren Weg ungehindert nach dem Glasberge fortsetzen konnte. Bald darauf ging Tausendschönchen mit ihren Eiern munter und vergnügt von dannen.

Je weiter sie ihren Weg nach Norden fortsetzte, je mehr verschwand der Mond und zuletzt schien er nur noch so blaß, schwach und unkenntlich, wie ein Sternchen der siebenten Größe zu seyn. Zuletzt war es mit dem Licht gar aus und als der Morgen kam und ihr Auge die Sonne am Himmel suchte, bedünkte sie die Stätte leer zu seyn, und an der Stelle, wo sonst die Sonne gestanden hatte, erblickte sie ein gelbes, kleines Gestirn, das weniger wärmte, als erleuchtete. Sie merkte nun wohl, daß sie in der Gegend angelangt sey, deren Bewohnern weder Sonne, noch Mond scheint, und sagte daher zu sich selbst, indem sie einen Augenblick inne hielt: Hier muß nun bald der Glasberg kommen, wohin der übereilte Fluch meiner Mutter meine armen drei Brüder gebannt hat.

Getrost ging sie indeß im Dunkeln weiter fort, und ließ sich die mit immerwährendem ewigen Schnee bedeckten

Ebenen nicht abschrecken, oder irre machen. Nur auf den hohen Gletschern hatte sich noch ein wenig rosenfarbenes Licht erhalten, das Tausendschönchen sparsam die Mühe einen Fußpfad zu suchen, erleichterte. Nicht weit von dieser Ecke des Pols ist auch das sogenannte Weltende, wo, wie uns sehr glaubwürdige Reisende versichern, was Tausendschönchen nun auch durch eigene Erfahrung bestätigen kann, die Welt mit Bretern und goldnen Nägeln vernagelt ist. Einstmals waren nämlich einige von diesen Nägeln losgegangen, und nun meldet die Geschichte von einem neugierigen Reisenden, ich glaube einem Handwerksburschen, wofern es nicht gar ein Schneider gewesen ist, der diesen Umstand nutzte und durch die Ritzen guckte. Da erblickte er denn, zu seiner nicht geringen Verwunderung, eine Menge Engelchen, die alle in einen Kreis um ein weißes Tuch saßen, woran sie auf das fleißigste zustichelten. Das Tuch bekam zuletzt ein ganz gelblichtes Licht. Der Reisende konnte nun seine Neugierde nicht länger im Zaume halten, sondern steckte den Kopf durch die Ritzen und fragte die Engelchen: Je, was macht ihr denn da? Worauf ihm die Engelchen antworteten: «Ei, Kind, bist du so alt geworden und weißt das noch nicht? Wir sitzen hier am Weltende und kehren den Sonnenschein von voriger Woche um, damit für die künftige Mondschein daraus wird.» Damit

ließ es jener Wandersmann gut seyn und ging immer weiter. Dieses Geschichtchen hatte Tausendschönchen oft mit schaudervollem Vergnügen als Kind erzählen gehört und freilich stieg in ihr der Wunsch auf, da sie sich nun an Ort und Stelle befand, mit eignen Augen und Ohren sich von der Wahrheit desselben überzeugen zu können; aber ihre Brüder lagen ihr doch gar zu sehr am Herzen und sie wußte recht wohl, je länger sie sich unterwegs aufhalten würde, je länger mußten sie auch in dem verwünschten Federrock als Raben stecken bleiben. Sie ließ also Weltende Weltende seyn, schlug sich rechts und stieg immer weiter den Glasberg hinan.

Neue Wunder, die sich dem erstaunten Auge Tausendschönchens hier auf jedem Schritte eröffneten! Sie gelangte nämlich in große und unabsehliche Eisthäler, wovon einige mit ihren spitzigen Zacken völlig wie Städte mit Thürmen gestaltet waren, und wieder andere wie von Krystallen und Straußeneiern erleuchtete Kirchen und Kapellen aussahen, deren Wände, von magischen Widerscheinen umgaukelt, wie lauter Karfunkel und Diamant blitzten und Schimmer auf Schimmer ergossen. Die rege Einbildungskraft von Tausendschönchen erbauete sich alsbald eine Kanzel dazwischen und so oft ein Windstoß die Säulen mit zitternden Lauten anrührte, so glaubte das gute Kind eine Orgel zu hören,

und es wurde ihr von alle dem Klang ganz wunderlich zu Muthe, zumal da ihr Auge in dem schauerlichen Zwielicht zuweilen sogar Gestalten erblicken wollte, welche in den dunkeln Gängen zwischen Altar und Kanzel sich langsam und verschleiert hin und her bewegten. Was sie aber mit einem so plötzlichen Schreck überraschte, daß ihr fast das Blut darüber in allen Adern stille stehn und erstarren wollte, war der Anblick eines großen segelnden Schiffes, das sich aus Unbedachtsamkeit zu weit an den Nordpol hingewagt und daselbst von dessen alles versteinerndem Hauch ergriffen und festgehalten wurde. Sämmtliche Schiffsleute standen noch in derselben Stellung da, wie sie der erste Augenblick des Erfrierens am Pol gefunden hatte. Der kleine Bootsjunge hielt ein Tau in der Hand nicht anders als wollte er mit demselben handthieren. Der Schiffer faßte den Kompaß mit betrachtendem Auge, aber ohne Sehkraft, gleichsam als ob er die Grade zählte, oder sehen wollte, ob kein Ausgang aus diesen Gefahren nach irgend einer Seite zu entdecken wäre, indeß der Steuermann Glieder und Gesicht schneeweiß vom Froste ausgezogen und völlig in ein weißes Marmorbild verwandelt, hinten am Ruder saß, nicht anders, als wollt' er mit seiner Bootmannspfeife nächstens zum Umwenden des Schiffes ein Zeichen geben. Beides so natürlich, daß das arme Tausendschönchen

beinah selbst über diesen Anblick versteinert wäre! Dazu kam, daß, je weiter sie auf dem spiegelglatten Boden fortschritt, sie eine solche Müdigkeit in allen ihren Gliedmaßen verspürte, daß sie sich nicht auf ihren Füßen erhalten konnte, sondern ihr Stühlchen aufschlagen und sich auf dasselbe setzen mußte. Wie sie dieses gethan, verfiel sie plötzlich in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen, worin ihr folgendes Gesicht eröffnet wurde.

Es kam ein steinalter Mann von unermeßlicher Größe über das Eis und zwischen den Lawinen auf sie zugegangen. Dessen Länge mochte wohl an die hundert Ellen seyn. Tausendschönchen erschrack nicht wenig über das schneeweiße Gesicht, das er hatte, so wie über das schmächtige schleierhafte Ansehen, das außer Fuß und Kopf von seinem übrigen Körper wenig oder gar nichts unterscheiden ließ. Dieser Alte that, als wollte er sich neben dem Mädchen auf das Stühlchen setzen; aber fast in dem Augenblick war es zusammengebrochen und verschwunden. Zu gleicher Zeit hörte sie um und neben sich ein Donnern und Prasseln und Krachen, nicht anders, als ob tausend Geschütze losgelassen würden, wie es zuweilen in den Gegenden geschieht, wo man einen glücklichen Eisgang bewirken will. Schlaftrunken, wie das Kind war, sprang es zum Glück früh genug auf und lief, was es konnte, der jenseitigen Gegend zu; sonst wär'

es gewiß von den herunterrollenden Schneelawinen mit ihrer schaudrigen Decke sammt seinem Stühlchen auf ewig zugeschüttet und vergraben worden. Wer aber der große Schleiermann mit dem schneeweißen Gesicht gewesen ist, der das gute Kind im Schlafe vor dem Unfall und der Schneelawine zu warnen sich hatte so angelegen seyn lassen, das werden wir vielleicht in Zukunft sehen oder auch nicht.

Indessen, wie es im Sprichwort heißt, daß eben, wenn die Noth am höchsten steigt, auch Gottes Hülfe am nächsten ist, so war es auch hier der Fall. Denn kaum, daß Tausendschönchen, nach abermaliger Ersteigung eines Hügels, ihr Auge wieder emporwandte, so erkannte sie auch schon auf den ersten Blick aus dem genauen Zusammentreffen aller Umgebungen mit den davon im Sonnenpallast und bei dem Herrn Mond erhaltenen Beschreibungen, daß sie nun das Ziel ihrer mühsamen Wanderung erreicht hätte und daß sie am Fuße des Glasberges glücklich angelangt sey. Wer war froher, als das gute Kind! Ihr erstes Geschäft bestand nun darin, daß sie ein oder zweimal um den Glasberg ging und zusah, ob sie keinen Fußsteig, oder keine Thür, die in das Innere desselben führte, bei näherer Untersuchung entdecken konnte. Der Berg war aber von allen Seiten so schroff, ja unzugänglich, daß, so oft das Kind seinen Fuß ansetzte, und ihn ersteigen wollte, es von den Wänden des-

selben, die so glatt, wie ein Spiegel waren, in demselben Augenblick herunter glitt.

Endlich zeigte sich ihr auf der linken Seite durch den Krystall hindurch ein kleiner Zwerg, der unten in dem Glasberg auf einem Stühlchen saß und ganz gemächlich sein Schläfchen hielt. Und, was das artigste bei der Sache war, so erkannte sie in dem Stühlchen, dessen sich das Zwergelchen zum Schlafen bediente, dasselbe Stühlchen, was ihr kurz zuvor ein böser Zufall durch den Sturz der Schneelawine geraubt hatte. Sie schöpfte, dadurch beherzt gemacht, einigen Muth; denn sie dachte: Wo mein Stühlchen hereingekommen ist, werd' ich ja auch wohl eine Thür finden! Also klopfte sie zuerst mit diesen Worten in Gottes Namen an den Glasberg: He, Holla, ist Niemand da, der mir aufmachen und sagen kann, ob die drei Herren Raben hier wohnen? Aber es schien, als hörte das Zwergelchen sie nicht, oder wollte sie vielmehr nicht hören. Da rief sie noch lauter und versuchte es auf eine andere Weise. Sie nannte nämlich ihre drei Herren Brüdern, und zwar jeden bei seinem Taufnamen. Als sie aber auch dieses Rufen ganz vergeblich und wohl über eine Stunde fortgesetzt hatte, und keine Seele weder sah noch hörte, sondern das Zwergelchen unten in dem Glasberge noch immer so unerwecklich da saß und schnarchte, daß man es wohl durch

sieben Thüren hindurch hätte hören können, überfiel das arme Kind ein so trauriges Gefühl in dieser menschenleeren Oed' und Einsamkeit, daß sie auf das bitterlichste an zu weinen fing und voll der innigsten Bekümmerniß zu sich selbst sagte: Nun, sehe ich wohl, werde ich hier elendiglich sterben und umkommen müssen, weil ich dem Rath der Sonne und des Mondes zuwider gehandelt und ohne Knöchelchen eines schwarzen Hühnchens vor den Eingang des furchtbarsten aller Glasberge gekommen bin, wo ich weder Gras, noch Strauch, noch irgend etwas, was dem Menschen zur Nahrung gereicht und ihn beim Leben erhält, entdecken kann. Zwar der Himmel sollte mit mir armem Kinde nicht so streng verfahren; denn es ist ja nicht meine Schuld, daß ich die Knöchelchen in der Vogelstadt mußte liegen lassen, ich hab' es ja nicht aus Vorwitz gethan. Aber sieh, was mir so eben einfällt! Wenn es den verwünschten Leutchen hier im Glasberg denn durchaus um ein Knöchelchen zu thun ist, so will ich mein Messerchen nehmen und mir ein Fingerchen abschneiden. Ach Gott! ich wollte ja noch weit mehr darum geben und meine ganze Hand sollte mich nicht dauern, daß ich mir sie abschnitte, wenn ich nur meine armen drei Brüder dadurch aus der Verwünschung, die sie in dem Kerker dieses Glasberges gefangen hält, befreien und wieder an das Tageslicht bringen könnte.

Als sie dieses Wort gesagt hatte, zog sie unter tausend Thränen (denn es ging ihr doch ein wenig nahe, daß sie ihr Fingerchen auf diese Weise verlieren sollte) ein Messerchen aus der Tasche hervor, das sie von Haus aus mitgenommen hatte, schnitt sich damit unbarmherzig eins ihrer niedlichen Fingerchen ab und wickelte es eben so säuberlich in ihr Tüchelchen, wie sie zuvor die Knöchelchen von dem Huhn in dasselbe eingewickelt hatte. Kaum aber, daß noch ein Paar heiße Thränen aus ihren Augen und noch ein Paar heißere Tropfen Bluts aus ihrem Fingerchen hervorquollen, so trieb sie zugleich ein unwiderstehliches Gefühl, daß sie an den Glasberg anklopfen mußte. Und sieh, kaum daß sie dieß Klopfen zum zweitenmal wiederholt hatte, so ermunterte sich das Zwergelchen, das unten in seinem Revier von einem festen und tiefen Schlafe befangen da saß. Man sah deutlich, wie es die Augen rieb, wie es die Stiegen heraufwandelte, wie es ein verborgenes Glasklâppchen eröffnete; ja wie es hastig, gleichsam als ob es etwas versäumt hätte, unterwegs mit dem freundlichsten und leutseligsten Wesen von der Welt einmal über das andere «sogleich! sogleich!» in seinen Bart murmelte.

Als es vor ihr stand, wiederholte das gute Kind sogleich seine Frage von vorhin, und wer war vergnügter, als Tausendschönchen, da sie nun aus dem Munde des Zwer-

gelchens den angenehmen Bescheid erhielt, daß ihre Brüder, die drei Herren Raben, zur Zeit zwar abwesend wären, sich aber wirklich in dem Glasberge aufhielten. Zugleich warnte sie das Zwergelchen, daß sie ihm ja nicht zu nahe kommen sollte, weil er die wunderliche Gewohnheit habe, daß er nichts anders, als etwas recht Festes und Gediegenes, z. B. Holz, Stein, Eisen, Knochen u. s. w. in seiner Nähe leiden könnte, ja daß ihn, sobald er irgend eine andere Umgebung inne würde, sofort die Lust anwandelte, dieselbe in eins von diesen genannten Dingen zu verwandeln!

«Ei du garstiger Zwerg! nahm hier Tausendschönchen halb unwillig das Wort, so bist du es auch wohl gewesen, der vorhin das schöne Schiff, das ich unterwegs angetroffen, von oberst bis zu unterst versteinert hat?»

Wenn das Unglück so groß ist, erwiederte das Zwergelchen mit lachendem Muth, so werde ich wohl die Schuld davon zu verantworten haben. Ja, ich will dir sogar noch mehr entdecken, ich will dir sagen, daß ich es ebenfalls war, der dich vorhin, als du auf deinem Stühlchen saßest, einschläfern und versteinern wollte.

«Immer besser! du kleines gottloses Ding!» fuhr hier Tausendschönchen, ihm mit aufgehobenem Zeigefinger in die Rede fallend, fort — «je wer sollte es dir nur ansehen, daß hinter deiner kleinen Figur so arglistige Gedanken stecken?»

Stecken oder nicht stecken — entgegnete das Zwergelchen sehr ernsthaft, ohne sich im Geringsten durch diese und andere Vorwürfe im Flusse seiner Rede irre machen zu lassen — es muß dich aber wohl irgend Jemand, der es gut mit dir gemeint, im Traum gewarnt haben, weil du mit einem mal aufsprangest, nicht anders, als ob der Kopf dir brennte und gerad in demselben Augenblick, als ich mit pathetischen Schritten auf dich zugegangen kam. Ich war auch so ärgerlich darüber, daß ich durch Ungeschick eine so schöne Beute verfehlt hatte, daß ich bald darauf alles um mich her in kurz und kleine Stücken geschlagen habe oder schlagen wollte, ich weiß selbst nicht mehr recht! So viel nur, daß ich aus Verdruß einen Schneeball nahm und ihn dir kleinem Naseweis nach deinem Kopf warf. Ich dächt' auch, du müßtest dessen inne geworden seyn!

«Vom Schneeball hab' ich zwar nichts gemerkt» — erwiederte Tausendschönchen auf ihre gewöhnliche unschuldige Weise — «wohl aber von einer großmächtigen Schneelawine, die grade über meinem Haupte mit donnerndem Gepolter von den benachbarten Eisbergen heruntergieng und mich in keine geringe Lebensgefahr brachte!»

Nun ja, das ist all's eins, versetzte das Zwergelchen, was ihr eine Schneelawine nennt, das heißt bei mir ein Schneeball und so umgekehrt. Und wenn ich einmal ins

Schneeballen komme, da schneeballe ich nicht anders, als mit Lawinen.

«So bist du denn wirklich so mächtig, du kleiner Wicht? Man sollt' es dir gar nicht ansehen, was du alles für Ding' unternehmen und ausführen kannst.» —

O ja! Was das betrifft! Das sind nur so einige meiner Künste, und die Gedanken würden dir stille stehn, wenn ich dir sie alle hererzählen wollte. So z. B. kann ich mich vergrößern und verkleinern, wie es mir gerad' einfällt. Als ich vorhin von dem Eisberge in schneeweißer Gestalt auf dich zugegangen kam und mich neben dich auf das Stühlchen setzen wollte, da dächt' ich, muß ich doch deinen Augen groß genug vorgekommen seyn, nicht wahr? denn sonst wärest du nicht so hastig vor mir davongelaufen! —

«Denk' ein Mensch den kleinen Taschenspieler! und was er unser einem durch seine Gaukeleien alles weiß machen will! Ja, wer dir das so glaubte!» versetzte Tausendschönchen, besann sich und sagte sodann weiter: «Mich dauert nur mein Stühlchen, welches ich, als du kleiner Kobold vorhin so hastig auf mich zukamst, so muthwillig im Stiche lassen mußte.»

Wenn du unter dem, was ich Dir zugefügt, kein größeres Unglück, als dieß, zu verschmerzen hast, sprach das Zwergelchen, indem es sich vor Lustigkeit auf einem Bein

herum drehte — so hoff' ich, liebes Kind, werden wir bald ausgesöhnt seyn. Denn das Stühlchen hab' ich dir ganz gut und sicher hier unten in meinem Glasberg aufgehoben. Es war dasselbe, auf welches ich mich vorhin, als du zum erstenmal an die Thür meines krystallenen Pallastes anklopftest, so eben hingestreckt hatte und ein recht gemächliches Schläfchen vollführte!

«Das ist wahr – lächelte Tausendschönchen — Herr Zwerg, das kann ich bezeugen! Geschnarcht habt ihr vorhin, daß man es durch zehn Thüren hindurch hätte hören können, und wenn man noch so taub gewesen wäre!»

Jungferchen! runzelte das Zwergelchen die Stirn, als ob es die letzten Worten wirklich etwas übel genommen hätte — das verschlägt mir all nichts, ob ihr über meine Trägheit Glossen macht, oder Gesichter zieht und euch aufhaltet, wenn ich nur stille liegen, still sitzen oder mein Schläfchen in ungestörter Ruhe und recht nach Herzenswunsche vollbringen kann und nichts um mich herumfliegen und herumlaufen sehe, oder gar poltern höre; denn solches alles ist mir von Natur zuwider und ein völliger Greuel.

«Und warum sind dir denn alle diese Dinge von Natur zuwider?»

Ja, weil ich gewiß weiß, daß meinem schönen krystallenen Pallast dahier, den ich bewohne, einmal der Untergang von ihnen bevorsteht.

«Wie so der Untergang?»

Das wirst du leicht einsehen, wenn ich dir sage, daß ich und die Frau Sonne, meine nächste Frau Nachbarin, eben nicht im besten Vernehmen zusammen stehen.

«Wie geht das zu?»

Frag' du! Was führt die Sonne im Schilde? Warum sucht sie sich hinterlistiger und verstohlener Weise bei mir einzuschleichen?

«Du solltest ihr nur freien Zutritt in dein Haus erlauben, so würde sie es nicht heimlich thun.»

Du redest, Kind, wie du's verstehst! Bist du jemals in ihrer Nähe gewesen?

«Einmal, ja!»

Wie? Und nachdem du ihr wildes Betragen selbst in Augenschein genommen und dich davon überzeugt hast, wie Alles, was sich auf hundert Schritte nähert, sogleich vor Hitze vergehen und zu Dunst, zu Rauch und zu Wasser werden muß, kannst du mich noch im Ernste fragen, warum ich gegen sie und ihre Anschläge so auf der Hut bin? Die sollte mir und den Meinigen ein schönes Spiel machen, wenn ich ihr, sey es auch nur auf eine Stunde, in meinem

Eigenthum freie Hand lassen wollte, daß sie eignen Beliebens darin schalten und gebahren könnte! Und nicht nur gegen mich und mein schönes Eiskastell, gegen euch und die ganze Welt hat sie Arges im Sinn! Ja sie ist, so zu sagen, mit der ganzen Natur in einem ewig offenen Kriege begriffen! — Die Steine, die Pflanzen, die Vögel, die Thiere, kurz alles, was da ist, muß ich gegen ihre Wuth beschützen!

«Die Menschen auch?»

Nicht anders!

«Das ist recht schön und löblich von dir, liebes Zwergelchen, daß du uns, so klein du übrigens bist, doch sämmtlich in deinen mächtigen Schutz nimmst! Aber wissen möcht' ich nur, wie du es anfängst und zu Stande bringst, daß du der Sonne ihr vermessenes Vorhaben glücklich vereitelst?»

Du bist ein gutes, liebes Kind, und da ich dir schon so viel gesagt, so will ich dir das Uebrige auch nicht verschweigen. Damit du aber während meiner Erzählung nicht einschläfst, oder versteinest, so folge mir, ich will dich an einen Ort hinführen, wo wir Beid' unser Gespräch ohne die geringste Störung von deiner Seite fortsetzen können! —

Darauf, und wie das Zwergelchen dieses gesagt, gingen Beid' eine ziemliche Streck' unter dem Glasberge fort und kamen zuletzt an einen feurigen See, der an allen seinen Ufern mit den schönsten, lieblichsten Farben spielte und von

gelben, rothen, grünen Blumen und deren Widerscheinen glitzerte und blitzerte. Durch diesen See, sagte der Kleine mit der ihm eigenthümlichen Gelassenheit, werden wir wohl hindurch waden müssen! Tausendschönchen erschrack und gab ihm zur Antwort: «Ach, liebes Zwergelchen, wie ist das möglich! Der See ist ja ein Fluß von lauter Feuer. Mit dem ersten Schritt werde ich meine Schuh und wohl gar meine Füße dazu stecken lassen!» Daß dieses nicht geschieht — tröstete sie das Zwergelchen mit einem recht leutseligen Gesicht — dafür ist auch schon gesorgt.

Und damit legte sich dasselbe der Länge lang auf den Boden und pustete, so sehr es nur immer konnte, bis der ganze feurige See gestaud und wohl auf eine Strecke von 20 Meilen zu lauter Jaspis, Rubinen und Smaragden gefror. Besonders prächtig nahmen sich die Rubinen aus, die gleichsam ein verdichtetes feuriges Morgenroth darstellten; aber auch die übrigen Edelsteine, die durch diesen Anhauch erfaßt, zu Krystallen geworden waren, spielten mit keinem geringern Glanze. — Hierauf nöthigte das Zwergelchen, da sie nun auf diese Weise einen festen Boden unter den Füßen hatten, indem es mit eben so kecken, als behutsamen Schritten voranging, Tausendschönchen, dem es ganz zierlich die Hand reichte, zur Nachfolge. So betraten sie beide gemeinschaftlich dieses kostbare Eis.

Das Zwergelchen aber verweilte nicht lange darauf, sondern ging noch in demselben Augenblick wieder zurück, weil ihm für seine Person, wie es versicherte, auch der geringste Grad von Hitze unerträglich war. Nicht so Tausendschönchen. Dieses blieb mit seinen Füßen auf dem rubinfarbigen See in guter Ruh stehen und betrachtete ganz verwundert, wie derselbe an seiner Oberfläche abgekühlt, in seiner Tiefe immer noch mit den mannigfaltigsten Lichtern fortloderte. Ja, die verhaltene Hitze desselbe konnte ihm sogar nicht anders, als willkommen seyn; denn, da das gute Kind auf seiner Reise um den Glasberg an allen Gliedmaßen erfroren war, so konnte es sich hier nach Herzenslust auswärmen.

Während dieser Zeit stellte sich das Zwergelchen an das jenseitige Ufer auf eine kleine Anhöhe und nahm folgendermaßen das Wort: Wenn du, liebes Kind, auf alles recht Acht gegeben hast, was so eben an deinen Augen vorübergegangen ist, so mußt du dir auch deine Frage von vorhin anbelangend mein Verkehr mit der Sonne, selbst beantworten können. Du siehst nämlich, daß mein Odem eine alles versteinernde Kraft besitzt und diese geht weiter in ihren Wirkungen, als deine Sinne es wahrzunehmen im Stande sind. Denn alles, was auf dieser Welt fest ist, leitet davon

seinen Ursprung ab, daß ich es verhärte. Wenn ich puste, verwandelt sich all' und jede flüssige Masse am Erdball in Holz, Stein oder Knochen. Da nun die Sonne, vermöge des ihr angebornen hitzigen Temperaments, keinen andern Gedanken hat, als den, Alles, was irgend in ihre Atmosphäre fällt, aufzulösen und zu verflüchtigen, so mache ich mir meinerseits ein besonderes Vergnügen daraus, sie unterweilen von dieser tollen Hitz' ein wenig abzukühlen. Mit all' dem ist es unverantwortlich, wie sie mit mir und den Meinigen umspringt! Den armen Kohldieb mit Hund und Dornenstock haben sie eines kleinen Diebstahls wegen in den Mond versetzt; aber beide, Sonne und Mond, haben wenig Ehre von Dieben zu sprechen, denn sobald ich nur meinen Rücken wende, so muß ich auch schon erfahren, daß sie mir, so gut ist es nicht, wieder eins und das andere, bei Seite geschafft, um nicht zu sagen, gestohlen haben, und, da in meinen Augen der Hehler so gut, wie der Stehler ist, so kann ich nicht helfen; aber was wahr ist, ist wahr und ich muß es gerad heraussagen, auch der Himmel steckt mit ihnen unter einer Decke, wenn es gleich eine recht schöne Decke von Sternen ist; denn dieser verheimlicht das Diebsgut. Denn nicht allein, daß sie mein junges Volk durch allerlei — ich kann nicht sagen schwarze Künste, weil sie sie bei hellem Tage verübt — dazu verleitet, ihr auf Tritt und

Schritt nachzulaufen, so ist das Alter selbst nicht einmal vor ihr sicher. So weiß sie den Baum z. B. durch ihr freundliches Wesen dermaßen an sich zu locken, daß er sich aufrichtet und so hoch er nur immer kann, in die Lüfte strebt. Ja, das thörichte Ding würde sich zuletzt ganz von mir absondern und sie würde mit ihm, wie mit einem Vogel in alle Lüfte davonfliegen, wenn ich nicht noch zur rechten Zeit bei der Hand, und durch Rinde, Wurzeln, Kork und Holz auf ein Gegengewicht für dasselbe bedacht wäre, wodurch ich es meinerseits fest am Boden erhalte. Bei weitem schon besser ist es ihr mit dem Wasser geglückt. Das gischt und dampft in einem fort, wo die Sonne es bescheint. An den Flüssen darf sie sich gar nicht sehen lassen, ohne daß sich, ihr zugefallen, sogleich alle Wasser in Bewegung setzen; ja es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Hälfte von allen Meeren beständig auf Reisen ist und am Himmel in Gestalt von Wolken hin- und hersegelt! Zuweilen aber, wenn sie es mir gar zu arg treibt und ich des ewigen Herumschweifens der Meinigen müde bin, reißt mir denn doch die Geduld. Alsdann greife ich mit kecker Hand in die Wolken, halte die gefrornen Dünste an und werfe eine Hand voll Hagelsteine nach der andern auf die Felder herunter. Doch mit Pflanzen und Bäumen und Wolken, das ginge noch — was soll ich aber dazu sagen, daß sie

mir die eine Hälfte des Menschengeschlechts schon kohlschwarz gebrannt? Und mit der andern Hälfte, nämlich mit euch Europäern, so schön und so blendend weiß ihr dermalen auch noch seyd, würde sie es eben so machen, wenn ich mich nicht mit aller Macht gegen ein so tyrannisches Verfahren auflehnte und ihrem unerträglichen Hochmuth auch in diesem Stück Ziel und Grenzen setzte. Denn das ahnet ihr wohl nicht, ihr guten und harmlosen Creaturen, daß diese rachsüchtige Afrikanerin, wie ich die Sonne mit vollem Fug und Recht nennen möchte, ihre Praktiken so weit treibt, daß sogar jeder Odemzug, den sie euch in ihrer Nähe vergönnt, weiter nichts, als ein Versuch, euch zu verbrennen ist! Ja, sie würde auch wirklich damit zu Stande kommen, wenn ich nicht die weisen Gegenanstalten getroffen hätte, daß zugleich mit dem Licht und Feuer, was in der Atmosphäre herumschwimmt, ihr stündlich, ja augenblicklich einen Vorrath von frischer Luft einathmetet, der euer erhitztes Blut wieder abkühlte, und die allzuheftigen Pulse desselben ein wenig mäßigte. Und woher kommt diese Einrichtung anders, als eben von meinen tapfern Kindern, jenen, mit einem ewigen Eis und Schnee bedeckten Alpen, die es allein sind, welche der Sonne seit Jahrtausenden den Anstand halten und die nicht nur so vielen Strömen und Flüssen auf ihren Gipfeln den Ursprung geben, sondern die auch

denen, so an ihrem Fuß wohnen ein durch kühle Winde gemäßigtes Clima bereiten?

Tausendschönchen dankte aufs schönste für diese Belehrung, aber sie wollte nun auch gerne die Hauptsache wissen nämlich wie es wohl zuginge, daß sich der Glasberg sogleich eröffnete, sobald man nur mit den Knöchelchen eines schwarzen Huhns an denselben klopfte und was es mit dieser Sympathie eigentlich für ein Bewandniß habe? Worauf ihr das Zwergelchen mit nachfolgender Auseinandersetzung ebenfalls zu dienen auf der Stelle bereitwillig war: Ich habe dir schon vorhin von dem Hauptbestreben der Sonne Meldung gethan und wie sie alles, was ich irgend zu den Meinigen rechnen kann, zur Flucht und zur Untreue zu verführen sucht. So kann ich es auch nicht in Abrede seyn, daß es ihr in einem und dem andern Stücke mit diesem Plane völlig geglückt ist. Besonders mit den Vögeln glaubte es meine Todtfeindin getroffen zu haben, weil diese von Natur nichts weiter, als Flaum und Federn sind; aber sie hatte sich dennoch geirrt. Denn die Vögel sind und bleiben meine Vasallen, so hoch sie auch oben in den Lüften herumschwärmen; denn dafür geben die Knochen, die sie an ihrem Körper überall mit sich herumtragen und auf die höchsten Gipfel der Felsen, wo sie hinfliegen, mitnehmen müssen, allein schon ein untrügliches Wahrzeichen ab. Alles,

was mit diesem irdischen Zusatz der Erscheinungen behaftet ist, unterliegt dem Gesetz der Schwere und kann sich eben deshalb auch meiner Herrschaft nicht entziehen, wenn es auch wirklich wollte. Während die Sonne alle Creaturen, wie du gesehen, nur als Wolken eines zusammengeballten augenblicklichen Dunstes behandelt, den sie gern aus einander jagen möchte: so geh' ich täglich und stündlich damit um, ihr durch Holz, Stein und Knochen überall solche Riegel vorzuschieben, daß dadurch jede ihrer Unternehmungen gleichsam im Ursprung vereitelt wird. Nun gibt's aber gefährliche Gäste, die sich unter allerlei Vorwand von dorther in meine krystallene Burg einzuschleichen suchen. Daher ist zwischen mir und den Meinigen die Verabredung getroffen, daß wir beim Eingange in den Glasberg jedesmal uns eines Zeichens, oder einer Losung bedienen. Und dazu haben wir denn das Bein eines schwarzen Huhns erwählt, weil das Huhn, obgleich es ein Vogel ist, dennoch seinen Aufenthalt so nah' der Erde nimmt, daß es, der Sonne recht zum Trotz, selten oder vielmehr gar nicht von seinen Flügeln Gebrauch macht. —

Tausendschönchen forschte weiter, wie lange wohl noch dieser Streit zwischen der Erd' und der Sonne dauern würde. Das Zwergelchen meinte: so lang' die Welt bestünde, ließe sich auch in diesem Stück schwerlich eine Ab-

änderung hoffen, und setzte sodann seufzend hinzu: Leider, wofern eine alte Prophezeihung wahr wird, wird einst ein Tag kommen, wo die Sonne, ungeachtet aller meiner Vorsicht, sich dennoch in meine krystallene Burg einschleichen, und das wird sodann nicht nur das Ende meines Glasberges, sondern auch das Ende aller und jeder Creatur unsers Planeten seyn! Aber das sind traurige Gedanken, und ich muß mich ihrer mit Gewalt entschlagen, so oft sie mir in den Sinn kommen. Jetzt folg' mir! Ich will dich in das Stübchen führen, wo deine Brüder, die drei Herren Raben, zu sitzen pflegen, sobald sie von ihren Wanderungen in den umliegenden Gegenden zurückkehren. Dermalen sind sie gerad' ausgeflogen. Denn du sollst wissen, daß dieselben außerhalb des Glasberges jedesmal wirkliche Raben sind. Sie vertreiben sich sodann in den Wäldern und Feldern die Zeit mit Spielen, Jagen, Haschen und allem, was der wilden Natur dieser Vögel gemäß ist. Aber dieser Muthwille weicht von ihnen, sobald sie im Glasberg angelangt sind; denn da geht auch wieder ihre vorige Traurigkeit an. An diesem Ort sind sie nämlich Menschen, und sitzen da, die Köpfe in beide Hände aufgestützt, und denken nach, was sie ehemals im Hause ihrer Ältern gewesen sind, und werden dann über diese Gedanken zuweilen ganz tiefsinnig.

Als er das gesagt hatte, führte er sie in das Stübchen

des Glasberges selbst, wo es Tausendschönchen, wie sie eintrat, gleich so traulich zu Muthe ward, als ob sie in ihrer Mutter Hause wäre. Ihre Brüder, die drei Herren Raben, hatten sich nämlich hier alles auf die alte und gewohnte Weise eingerichtet. Das Geräth war dasselbe, die Tische, die Stühle und die Anordnung auch. Ja, als sie ihre Augen erhub und sich genauer umsah, erblickte sie drei Tische; und vor jedem derselben stand, wie zu Hause, ein Stuhl, und auf jedem Tisch befand sich ein Teller, und vor jedem Teller lag ein Brod, und ein Becher mit Wein war eingeschenkt. Und sie setzte sich auf jeden von den drei Stühlen, und aß von jedem der drei Brode, und trank von jedem der drei Becher, und es wurde ihr dabei so heiter zu Sinn, als ob ihr niemals in ihrem Leben irgend etwas Unangenehmes begegnet wäre. Und als sie an den letzten Becher kam, erkannte sie, daß es der Becher ihres jüngsten Bruders war, und warf ihr Ringelchen hinein, und in dem nämlichen Augenblick, wo sie dasselbe gethan, hörte sie draußen ein Flattern an der Thüre des Glasberges. Da sagte das unvergleichliche Zwergelchen, das immer auf der Hut war und sie liebend warnte und berieth: deine Brüder sind eben nach Hause gekommen und im vollen Anzuge; verstecke dich! Und Tausendschönchen antwortete: verrath mich nicht! und husch war sie in eins der

drei Betten hineingeschlüpft, die auf dieselbe Weise, wie die drei Tische und Stühle in der Mitte, so an den Wänden aufgestellt und mit schönen rothen Decken verhangen waren.

Und als die drei Herren Raben in das Stübchen des Glasberges kamen, legten sie alsbald jeder seinen Federrock ab. Darauf setzten sie sich auf die drei Stühle und vor die die drei Tische. Und der erste sagte mit traurigem Tone — denn die Stühle waren ein wenig eingedrückt: — wer hat mir auf meinem Stuhl gesessen? Und der zweite sagte eben so: Wer hat mir von meinem Brod gegessen? Und der dritte sagte, wie der erste und zweite: wer hat mir von meinem Wein getrunken? Und der letzte, der dies sagte, war der jüngste Bruder. Und zu gleicher Zeit hört' er etwas in seinem Becher klappern, und als er zusah, war er ganz außer sich vor Erstaunen und vor Freude, als er das Ringelchen entdeckte, das ihm seine Schwester zum Geburtstage geschenkt, und das er ihr nach diesem, als Rabe, da er durch den Wald flog, hatt' in ihren Schooß fallen lassen. Und er sagte zu sich selbst mit bewegter Stimme und noch bewegterem Gemüth: Sollte es nur möglich seyn, daß die Liebe meines Schwesterchens sich wirklich so weit bis an der Welt Ende und hinter den alten Glasberg erstreckte, also auch, daß sie uns, ihre armen Brüder, in die-

ser gefährlichen Einöde aufsuchte? Nein, nein, es ist nicht möglich!

Und Tausendschönchen konnte sich bei diesen Worten der bittersten Thränen nicht enthalten, sondern sprang hervor aus ihrem Winkel, fiel ihrem Bruder um den Hals und schrie einmal über das andere: Ja es ist möglich! Und sie umhalsten einander und weinten lang und konnten fast kein Wort vor übergroßer Freude hervorbringen. Und Tausendschönchen mußte erzählen Alles, was ihr auf dem Wege zum Glasberge begegnet war, und darüber kam der Abend herbei und als es spät wurde, sagte das Zwergelchen: Nun ist des Klagens und Weinens genug gewesen. Eßt und trinkt, seyd guter Ding' und legt euch zu Bette! Morgen früh will ich euch wecken und euch zurück in eure Heimath führen! Und sie aßen und tranken, und waren guter Ding' und legten sich zu Bette.

Und mit dem frühesten war auch das Zwergelchen bei der Hand und sagte: Steht auf: Nun ist Heimkehrens Zeit! Eure Mutter hat nun schon zu lang' auf euch gewartet. Und sie standen auf. Und Tausendschönchen dachte, daß sie wieder den nämlichen Weg gehen sollte, den sie gekommen war; aber in diesem Stück hatte sie sich geirrt, denn der Weg, den das Zwergelchen sie führte, war ein anderer und ging unter, nicht aber über der Erde weg.

Und sie machten je eine Tagereise und zwei, das Zwergelchen, Tausendschönchen und die drei Herren Raben, und sahen noch immer keinen Ausgang. Und es dauerte Wochen, ja Monden lang, daß sie unterwegs blieben. Zuletzt aber waren sie glücklich an Ort und Stelle angelangt.

Sobald es dieses merkte, sagte das Zwergelchen: Nun sind wir zu Hause! Mit diesen Worten hub er einen Stein ab, der wie ein Deckel auf dem Eingang lag. Da stiegen sie an die freie Luft, aber es war noch nicht die freie Luft; denn als sich die drei Herren Raben umsahen, erkannten sie die nämliche Kirche, wo durch Versäumung des Gottesdienstes, vor nunmehr einem Jahre sich die Verwandlung mit ihnen begeben hatte. Und es traf sich gerade so, daß ihre Ankunft auch wieder auf ein Pfingstfest fiel, und daß man so eben den heiligen Vorabend einläutete. Und die Kirche war auch, wie damals, mit Maien besteckt und alle Gestühle prangten mit Blumen, wie damals. Und das Zwergelchen, eh' es fortging, nahm Tausendschönchen auf die Seite und sagte zu dem guten Kinde: Nun, ihr Lieben, verharrt hier die Nacht im inbrünstigen Gebet! So hoffe ich, wenn die Morgensonne aufgeht, soll der Fluch, der deine Brüder drückt, wieder von ihnen genommen werden! — Und Tausendschönchen sagte mit Thränen: Ja, wir wollen thun, wie

du uns gesagt hast! Und weiter sprach das Zwergelchen zu ihr: Ich hätte dir Goldes und Silbers genug aus meinem Reiche verehren können; aber der Neid der Gestirne, unter deren Licht du wandelst, läßt es nicht zu. Mit alle dem sollst du aber dennoch nicht zu kurz kommen! — Geh' Morgen hin auf den höchsten Berg, der gegen Abend liegt, und wenn du kommst an die Stelle,

wo Drei falten die Hände;
wo die drei steinernen Wände;
wo die drei grünen Tannen stehn,
und wo die drei kühlen Quellen gehn,

da nimm einen Spaten und grabe so lang', bis es hohl klingt! So wirst du alsdann einen, noch aus der Schwedenzeit vergrabenen Schatz in der Erde finden, und ein Gefäß mit Perlen, Rubinen, Smaragden, zehn goldnen Ringelchen und eben so viel Rollen von Goldstücken angefüllt. Diesen Schatz sollst du haben, und deiner Mutter auch davon mittheilen, damit sie ihres Alters froh wird und keinen Mangel leidet. Die zehn goldnen Ringelchen aber, die nimm, und thu' an jedes von deinen zehn Fingerchen eins, so kann noch Alles gut werden.

Da fiel ihm Tausendschönchen traurig ins Wort: Ja, wer zehn Fingerchen hätte! Du vergißt, daß ich eins der-

selben am Glasberge zurückgelassen habe! Nun, nun, gab ihr das Zwergelchen lächelnd zur Antwort: sey nur nicht so bedenklich, sondern vollbringe freudig und getreu, was ich dir sage! Des einen Fingerchens wegen wollen wir uns keine grauen Haare wachsen lassen. Und Tausendschönchen sagte: Meinetwegen! Und mit diesen Worten ging das Zwergelchen fort.

Und Tausendschönchen befolgte genau alle Vorschriften die ihr dasselbe gegeben hatte; denn nicht nur, daß sie in der Kirche verblieb, sondern sie brachte auch die ganze Nacht mit ihren Brüdern im brünstigsten Gebet vor dem Hauptaltare zu. Und als des Morgens die Sonne zwischen den buntgemalten, gothischen Fensterscheiben aufging und mit ihren ersten an die Wände geworfenen Strahlen alle Bilder beleuchtete, zitterten die drei Herren Raben nebst ihrer Schwester, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; denn sie wußten ja nicht, ob die Verwünschung, die sie einst in Raben verwandelte, noch an ihnen haftete, so wenig sie wußten, ob sie jetzt auf immerdar, oder nur auf eine Zeit lang von ihnen gewichen wäre. Und wie die Sorg' und Angst ihres Herzens hierüber gar zu groß wurde, schlugen sie ihr Gesangbuch auf und stimmten aus demselben ein frommes Lied an. Darüber ging die Sonne vollends auf das prächtigste auf, und spielte

mit den wunderlichsten Lichtern an den Fenstern der alten Sacristey und in dem Schiffe der Kirche. Und als der jüngste Bruder den ersten Sonnenstrahl auf seinem Gesicht gewahr wurde, und fühlte, daß er unverwandelt fortbeten und fortsingen konnte, sagte er zu seinem ältern Bruder: Gelobet sey Gott! Und der Mittlere fuhr fort: Ja, er hat große Ding' an uns gethan und seine Barmherzigkeit ist ohne Ende! Und dies war gerad' um die Zeit, wo die Frühkirche ihren Anfang nahm und die Leute sich zu Haltung des Gottesdienstes versammeln mußten. Und mit diesen kam auch Tausendschönchens und der drei Herren Raben Mutter gegangen.

Diese sah, weil sie ihre lieben Kinder nunmehr völlig verloren und todt glaubte, vor Kummer ganz abgezehrt und verfallen aus; dazu trug sie einen schwarzen Trauerrock, was ihr Ansehen noch um vieles verschlimmerte. Und als sie Tausendschönchen auf ihrem gewohnten alten Kirchenstuhle und auf dem nämlichen Plätzchen wieder vor sich sitzen sah, wo sie sonst immer gesessen hatte, glaubte sie, sie sähe ein Gespenst, stieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig zur Erde. Tausendschönchen aber hub sie auf und schloß sie aufs zärtlichste in ihre Arme. Und die Brüder, die ehemaligen drei Herren Raben, thaten das nämliche, und die Mutter weinte laut, wie sie auch diese

von Angesicht zu Angesicht wieder sahe, freuete sich ihrer Verwandlung im Herzen und segnete sie. Und nach geendigtem Gottesdienste, wo die drei Herren Raben recht anständig dasaßen und zuhörten, gingen sie sämmtlich nach Hause, und die Nachbarn, die Tausendschönchen zur Seit' ihrer Herren Brüder gehen sahn, bemerkten mit Vergnügen, wie das Kind indeß gewachsen und so gar zierlich und anmuthig geworden war. Und Jedermann, Vornehm und Geringe im Schwabenland, bezeugte seine Freude und Verwunderung über diesen Vorfall. Und Tausendschönchen mußte den ganzen Tag dasitzen; denn die Leute kamen von weit und breit, um sich die Geschichte von ihr erzählen zu lassen — und so oft sie an die Stelle kam, wo sie sich aus übergroßer Liebe zu ihren Brüdern am Glasberge ein Fingerchen abgeschnitten hatte, weinte die Mutter bitterlich, und auch ihre Brüder und die übrigen Zuhörer wollten sich gar nicht trösten lassen. Zuletzt entdeckte Tausendschönchen ihrer Mutter auch die Verheißung mit dem Schatz auf dem hohen Berge gegen Sonnenuntergang. Sie nahmen darauf Jedes ein Grabscheit in die Hand und gingen an die Stelle und Alles traf genau ein, wie es ihnen das Zwergelchen bezeichnet hatte. Zuerst sahen sie drei Männer in Stein gehauen. Das war eben der Ort,

wo Drei sich reichten die Hände,
wo die drei steinernen Wände,
wo die drei grünen Tannen stehn,
und wo die drei kühlen Quellen gehn!

Und sie gruben fleißig nach. Und wie sie gruben, dauerte es nicht lange, so klang es hohl und sie fanden Beides, den Schatz und auch das Gefäß. Das Gefäß aber war nicht nur reich an den schönsten Münzen, Perlen, Rubinen, Smaragden, sondern auch die bewußten Ringelchen, zwölf an der Zahl, waren in demselben enthalten. Und Tausendschönchen versuchte einen nach dem andern und ob sie an ihre Hand paßten; und als sie nun an das zehnte Ringelchen kam, bemerkte sie mit Erstaunen und zu ihrer größten Freude, daß sie auch wieder einen zehnten Finger an ihrer Hand hatte, wo sie das Ringelchen anstecken könnte. Und Tausendschönchen und die Ihrigen lobten Gott für diese neue Gabe, die ihnen noch lieber war, als alles geprägte und ungeprägte Gold, was sie an dem heutigen Tage gefunden hatten.

Den Schatz haben sie indessen auch nicht weggeworfen, sondern so verständig, wie sie ihn aufgehoben, haben sie denselben angewendet und sind dadurch die reichsten Leute in Schwaben geworden. Denn eh' einige Zeit ver-

ging, kauften sie sich große Landgüter und trafen in denselben allerlei nützliche Einrichtungen, die mit ihrer früheren Geschichte mehr oder weniger in einem innigen Bezug standen. Unter diesen verschiedenen Anlagen sah man z. B. auch Seen von drei Meilen im Umfang, von dem schönsten Schilf und Rohr eingefaßt, wo Schwäne und anderes Geflügel zum Andenken an die Vogelstadt und die gastfreie Aufnahme, die Tausendschönchen daselbst gefunden hatte, von den drei Gebrüdern Rabe auf das reichlichste ernährt und bewirthet wurden. — Und die drei Herren Raben sind auch nachher weit und breit im Lande durch ihre Rechtschaffenheit und Gottesfurcht berühmt geworden; sie spielten weder unter der Kirche Karte, noch hörte man je wieder ein Fluch aus ihrem Munde, sondern ihr ganzes übriges Leben ist gänzlich zu Gottes Lob und Ehre vollbracht und beendigt worden. Von der Natur der Raben aber scheinen sie nichts beibehalten zu haben, außer daß sie steinalt geworden sind. Und diese eben nicht unrühmliche Eigenschaft, wünschen wir herzlich, möge Gott allen geneigten Lesern dieses anmuthigen und sehr alten Mährchens lassen zu Theil werden!

2.

Das Mährchen ohne Ende.

(Von F. W. Carové.)

1.

Es war einmal ein Kind, das wohnte in einer engen Hütte, aber in der Hütte war nichts als ein kleines Bettchen, und in einer dunkeln Ecke hing ein Spiegel. Das Kind kümmerte sich aber nicht um den Spiegel, sondern sobald der erste Sonnenstrahl leise durch die runden Scheiben schlüpfte, und des Kindes Augenlieder küßte, und draußen das Finklein und Zeisiglein ihr Morgenlied anstimmten, und das Kind freundlich aufweckten, ging es hinaus auf die Wiese, und forderte von der Schlüsselblume Mehl, und Zucker von dem Veilchen, und von der Butterblume Butter; schöpfte in einem blauen Blumenkelch Thautropfen von den Maßlieben; breitete ein großes Lindenblatt aus, setzte seine kleine Näschereien darauf und labte sich daran. Zuweilen lud es eine summende Biene, öfter doch die bunten Schmetterlinge, am liebsten die blauen Libellen zu Gast. Die Biene

murmelte vieles von ihren Reichthümern durch den Bart; das Kind aber meinte, der aufgespeicherten Schätze werde sie doch nicht recht froh, und es müsse ihr doch viel herrlicher zu Muth seyn, wenn sie in der freien Frühlingsluft herumschwebe, und zum Gewebe der Sonnenstrahlen fröhlich summen könne, als wenn sie mit schweren Füßen und schwerem Herzen ihr Wachssilber und ihr Honiggold in die enge dunkle Zelle einschleppe. Darin gab ihm der Schmetterling Beifall und erzählte, wie er sonst so begierlich gewesen sey; wie er nur an das Essen gedacht und nicht ein einzigmal nach dem blauen Himmel aufgeschaut habe. Endlich sey er aber in sich gegangen, und — wie er sonst halb träumend auf der schmutzigen Erde schwerfällig herumgekrochen, so sey er nach kurzer Zeit auf einmal wie aus einem schweren Schlafe erwacht, und ganz verändert gewesen. Nun könne er in der Luft gehen, und habe jetzt seine einzige Freude daran, bald mit dem Lichte zu spielen und den Himmel in seinen Flügelaugen zu spiegeln, bald dem stillen Gespräche der Blumen zuzuhören und ihre Geheimnisse zu belauschen. Das gefiel dem Kinde wohl, und sein Mahl mundete ihm noch so gut und der Sonnenglanz auf Blättern und Blumen schien ihm noch so heiter und erquicklich. Wenn aber die Biene wieder auf die Bettelei, und der Schmetterling auch bald wieder fort zu seinen Spielgesellen geflattert war, dann

saß noch die Libelle auf einem Grashalm, und ihr schlankes, blankes Leibchen liebäugelte mit der Sonne, und war selbst noch glänzender blau als der Himmel, und die zwei Flügelpaare foppten alle Blumen, weil sie nicht auch davon fliegen konnten, sondern dem Sturm und dem Regen still halten müßten. Die Libelle aber nippte nur ein wenig an einem hellen Thautropfen und an dem blauen Veilchenhonig, und lispelte dann geflügelte Worte. Da hörte das Kind auf, sich an den Näschereien zu belustigen, schloß die dunkelblauen Augen und horchte mit geneigtem Köpflein dem süßen Gekose. Denn die Libelle erzählte Vieles vom frohen Leben im grünen Walde; wie sie bald mit ihren Gespielen Versteckens spiele hinter den Blättern der Buche und Eiche, und Nachläufchens über den stillen Wässern, bald ruhig den Sonnenstrahlen zusehe, die von Moos zu Kräutern, von Kräutern zu Gesträuchen emsig eilten und überall Luft und Wärme austheilten. Nachts aber schleiche der Mondschein herum und tröpfle den dürstenden Blumen Thau in den Mund, und wenn frühe das Morgenroth zarte Himmelsrosen auf die Schlummernden herabwerfe, um sie damit zu wecken und zu necken, dann lachten, halb trunken die Blumen sich an, die meisten aber konnten das schwere Köpflein noch lange nicht ganz aufheben. So erzählte die Libelle, und weil das Kind noch unbeweglich auf sein Händchen ge-

stützt da saß mit geschlossenen Augen, vermeinte sie, es wäre eingeschlummert; schwang also ihr doppelt Flügelpaar und flog gesättigt dem rauschenden Walde zu.

2.

Das Kind aber war nur in ein wonnig Träumen versunken und wäre gar zu gerne Sonnenstrahl und Mondschein gewesen und hätte noch immer mehr und mehr zuhorchen mögen. Als nun Alles still war und still blieb, schlug es die Augen auf und sah sich um nach seinem lieben Gaste. Der aber war wieder in die weite Welt geflogen. Da mochte es auch nicht länger allein da sitzen, stand auf und ging hinunter an den rieselnden Bach. Der wellte und quellte so recht lustig dahin, und tummelte sich gar possierlich, um über Hals und Kopf sich in den Strom zu stürzen, gerade als folgte der schwere Berg ihm auf der Ferse nach, dem er vor kurzem erst entronnen und nur mit einem lebensgefährlichen Sprunge entwischt war. Da ließ sich das Kind mit den Wellen in ein Gespräch ein und fragte sie, wo sie herkämen? Sie wollten ihm aber lange nicht Antwort stehen, sondern purzelten eine über die andere weg, bis endlich eine hinter einem Steine sich niederließ, um das freundliche Kind nicht zu betrüben. Von ihr hörte das Kind sehr seltsame Geschichten, die es aber nicht alle verstand; denn sie gab ihm

Kunde von ihren früheren Schicksalen und vom Innern des Berges. Vor langen Zeiten, sagte sie, wohnte ich mit unzähligen Geschwistern im großen Weltmeer zusammen in Frieden und Einigkeit. Wir trieben mancherlei Kurzweil, stiegen bald häuserhoch in die Höhe, und guckten nach den Sternen, bald ließen wir uns hinunterplumpsen, tief, tief hinab, und schauten zu wie die Korallen sich müd arbeiteten, um endlich einmal an das Tageslicht zu kommen. Ich aber war hoffärtig und dünkte mich viel besser als meine Geschwister. Als daher die Sonne einmal wieder in's Meer hineinstach, hing ich mich fest an einen heißen Strahl, und dachte nun auch zu den Sternen zu kommen und einer ihres Gleichen zu werden. War aber noch gar nicht weit hinaufgestiegen, als der Strahl mich abschüttelte, und mich, mir nichts, dir nichts, auf eine finstere Wolke niederfallen ließ. Bald zuckte Feuer durch die Wolke, und ich schwebte in großer Lebensgefahr; doch die ganze Wolke ließ sich auf einen Berg nieder, und so kam ich mit der Angst und einem blauen Auge davon. Nun vermeinte ich geborgen zu seyn, als ich auf einmal auf einem Kiesel ausglitt, von einem Steine auf den andern fiel, immer tiefer in den Berg hinein, bis es endlich stockfinster wurde, und ich nichts mehr hörte noch sah. Da fühlte ich wohl, der Hochmuth komme vor dem Fall, ergab mich gelassen meinem Schicksal, und wie

ich schon auf der Wolke allen herben Stolz abgelegt hatte, so ward mir dagegen hier das Salz der Demuth zu Theil, und nach vielen Läuterungen durch die geheimnißvollen Kräfte der Metalle und Steine, durfte ich endlich wieder in die freie heitere Luft hinaus. Nun will ich zu meinen Geschwistern in das Weltmeer zurück, und dann geduldig warten, bis ich zu etwas Besserem berufen werde. — Es hatte aber kaum ausgeredet, als die Wurzel eines Vergißmeinnichtchens das Wellchen beim Schopf faßte und es einsog, auf daß es zum Blümlein werde und als blaues Sternlein freundlich glänze an dem grünen Firmament der Erde. —

3.

Das Kind wußte nicht recht, was es zu allem dem denken sollte; sinnend ging es zurück, legte sich in sein Bettchen und täumte die ganze Nacht von dem Meer und den Sternen und dem dunkelen Berge. Der Mond aber betrachtete gar zu gerne das schlummernde Kind, wie es mit dem Köpflein auf das rechte Ärmchen sanft hingelehnt dalag. Er blieb lange vor dem kleinen Fenster stehen und ging nur zögernd weiter, um auch einigen Kranken das dunkle Kämmerlein zu erhellen. Wie nun des Mondes sanftes Licht auf des Kindes Augen ruhte, kam es ihm vor, als sitze es in einem goldnen Kahne auf einem großen, großen

Wasser; unzählige Sterne schwammen schimmernd auf den tief dunkeln Spiegel. Es streckte sein Händchen nach dem nächsten Sternlein aus, aber wie es dasselbe berührte, war es verschwunden, und das Wasser spritzte ihm entgegen. Da merkte es wohl, daß das nicht die rechten Sterne wären, sah hinauf zum Himmel, und wäre gern hinaufgeflogen. Während dem aber war der Mond seines Weges gewandert, und da wurde das Kind von dem Traume hinauf in die Wolken getragen, und es vermeinte, auf einem weißen Schäflein zu sitzen und viele, viele Lämmlein ringsumher weiden zu sehen. Es griff nach einem Lämmlein, um mit ihm zu spielen, da war es nur Dunst und Nebel, und das Kind ward betrübt und wünschte sich wieder hinunter auf seine Wiese, wo sein Schäfchen lustig herumsprang. Unterdessen war der Mond hinter den Berg schlafen gegangen und ringsum Alles dunkel geworden. Da fiel das Kind in den finstern Berg hinab und erschrack so darüber, daß es plötzlich erwachte, als eben auch auf dem nächsten Hügel der Morgen sein helles Auge aufschlug.

4.

Das Kind raffte sich auf und ging, um sich von seinem Schrecken zu erholen, in das Blumengärtlein hinter dem Hüttchen, wo die Beete noch von vielen Jahren her mit

Palmen eingefaßt standen, und wo es wußte, daß ihm alle Blumen freundlich entgegen nicken würden, wenn gleich die Tulipane die Nase gar hoch trug, und die Ranunkel einen steifen Hals zur Ausrede nahm, um ihm den Morgengruß nicht nicken zu müssen. Die Rose mit ihren vollen Wangen lächelte und grüßte das Kind am heitersten; darum ging es zu ihr hin und küßte sie auf den duftenden Mund. Da klagte die Rose zärtlich, daß das Kind so selten in das Gärtlein komme; so dufte und glühe sie vergebens den lieben langen Tag, denn die anderen Blumen sähen sie entweder nicht, weil sie zu niedrig ständen, oder wären selbst des Duftes und der Gluth zu reich. Sie aber freue sich am mehrsten, wenn sie sich in einem blühenden Kindesköpfchen spiegeln und ihm in den süßen Düften ihre Herzensgeheimnisse anvertrauen könne. Unter andern sagte die Rose dem Kinde in's Ohr «sie sey die Fülle der Gegenwart.» Und wirklich schien das Kind ganz das Weitergehen vergessen zu haben, als der blaue Rittersporn ihm zurief, ob es denn gar nichts mehr auf seinen treuen Freund halte; er bleibe blau einmal wie das andremal, und wenn er einmal todt wäre, werde er es doch noch mit blauen Augen ansehen. Das Kind dankte für seine Treuherzigkeit und ging dann weiter zur Hyazinthe, neben der viele paußbäckige, buntschillernde Tulpen standen. Schon von weitem schickte die Hyazinthe dem

Kinde Kußhändchen entgegen, denn sie wußte sich nicht zu lassen vor Liebe. War sie nun gleich nicht besonders schön, so fühlte das Kind sich doch wundersam zu ihr hingezogen, denn es meinte, so heiß sey es doch von keiner Blume geliebt. Die Hyazinthe aber ergoß ihr volles Herz und weinte auch sehr, weil sie so einsam dastehe; die Tulpen seyen zwar ihre Landsleute, aber so kalt und unempfindlich, daß sie sich ihrer schämen müsse. Das Kind sprach ihr zu, und meinte, so arg sey es doch wohl nicht; die Tulpen sprächen ihre Liebe aus in farbigen Blicken, wenn sie, die Hyazinthe, in duftigen Worten rede; diese seyen zwar schöner und verständlicher, aber jene müsse man darum doch nicht verachten. Da gab sich die Hyazinthe zufrieden und das Kind ging hin zu den bestäubten Aurikeln, die gar gutmüthig aus ihrer Demuth zu ihm hinaufsahen und so gern ihm noch mehr gegeben hätten, wenn sie selbst nicht so arm gewesen wären. Aber dem Kinde genügte ihr züchtiger Gruß; es fühlte sich ja selbst noch so arm und erkannte auch hinter dem gelblichten Staub die dunkeln sinnigen Farben. Doch die bescheidnen Aurikeln schickten selbst das Kind zu der nahen Lilie, die sie gern als ihre Königin verehrten. Und als das Kind zur Lilie kam, da schwankte die schlanke Blume, und neigte in gebändigtem Stolz und in erhobener Demuth das blasse, länglichte Antlitz, und duftete dem Kind einen sehnsuchtsvol-

len Gruß entgegen. Das Kind wußte nicht, wie ihm geschah. Es durchströmte sein Inneres, daß seine Äuglein feucht wurden. Denn es sah, wie die Lilie mit klarem Auge auf zur Sonne, und die Sonne wieder herab in die Tiefe des reinen Kelches schaute, und in diesem Wechselschauen die drei goldenen Fäden sich in einer Mitte vereinigten, und hörte, wie ein rothes Herrgottsthierchen auf dem Boden des Kelches zum andern sprach «weißt du auch, daß wir in der Blume des Himmels wohnen» und das andere erwiederte: «Ja, und jetzt wird das Geheimniß vollbracht;» und wie das Kind alles dieß sah und hörte, flog eine Ahndung von seinen unbekannten Ältern wie in einen Heiligenschimmer gehüllt, an seinen Augen vorüber. Es wollte darnach haschen, aber fort war der Schimmer und das Kind glitt aus, und wäre beinahe gefallen, wenn ein Johannisbeerenstrauch es nicht aufgefangen hätte. Da erheben die rothen Beeren ein lautes Geschrei; denn sie meinten, das Kind sey der kleine Johannes und jede wollte zuerst von ihrem Herrn genossen seyn, vielleicht in der Hoffnung, zum Rubine im Himmelsgarten zu werden. Das Kind brach sich einige der kleinen Marktschreier zum Morgenbrod und als die übrigen sich nicht zufrieden geben wollten, ging es zurück in das Hüttchen und verzehrte die kleinen Trauben.

5.

Aber in dem Hüttchen war nicht lange seines Bleibens; es war so trüb und enge und still darin, und draussen schien alles zu lachen und zu jubeln in der Klarheit und unbeschränkten Weite. Darum ging das Kind hinaus in den grünen Wald, von dem schon die Libelle ihm so viel Anmuthiges gesagt hatte. Es fand aber alles noch weit schöner und lieblicher. Denn überall, wo es hinging, küßten die zarten Moose ihm die Füßlein, und die Gräser umfaßten seine Kniee, und die Blumen küßten das Händchen, ja selbst die Sträucher strichen ihm freundlich und kühlend über die Wangen und die hohen Bäume nahmen es auf in ihren duftigen Schatten. Da war der Lust kein Eude. Die kleinen Waldvögelein pfiffen und sangen, und flatterten und sprangen, und die kleinen Waldblümelein blüthen und dufteten, und jeder Wohlklang nahm einen Wohlgeruch bei der Hand und spazierten so zu den offenen Thoren herein in des Kindleins Herz und hielten dort einen fröhlichen Hochzeitstanz. Aber die Nachtigall und die Maiblume tanzten vor; denn die Nachtigall sang nichts als Liebe, und die Maiblume athmete nichts als Unschuld, und jene war Bräutigam und diese war Braut. Und die Nachtigall konnte nicht satt werden, das Nämliche hundertmal zu sagen, weil die Liebe immer neu aus dem Herzen herausquoll; und die

Maiblume beugte sich verschämt, damit man ihr glühendes Herzlein nicht sehe. Doch lebte jedes so sehr nur einzig und allein in dem andern, daß man nicht wußte, waren die Töne der Nachtigall fliegende Maiblumen, oder die Maiblumen sichtbare, als Tropfen herabgethaute, Nachtigalltöne. Das Kind war freudenvoll. Es setzte sich nieder, und meinte schier, es müsse auch Wurzeln schlagen, und wohnen bleiben unter dem kleinen Pflanzenvolke, und dann auch aller ihrer zarten Freuden recht theilhaftig werden. Denn es hatte sein innig Wohlgefallen an dem heimlichen, still dämmernden Leben der Moose und Heidekräuter, die nichts vom Sturm und nichts vom Frost, noch vom Sonnenbrand erfuhren, sondern sich mit ihren vielen Nachbarn und Freunden wohl seyn ließen, und sich friedlich und gesellig labten an dem Thau und dem Schatten, den die großen Bäume ihnen spendeten, und für die es jedesmal ein großes Fest war, wenn ein Sonnenstrahl sie heimsuchte, während die Wipfel der großen Bäume sich nur am purpurnen Morgen- und Abendstrahl besonders freuten und ergötzten.

6.

Und wie das Kind dasaß, da raschelte aus den dürren Blättern vom vorigen Jahre ein Mäuslein hervor, und aus der Ritze eines Felsen schlüpfrc ein Eidechslein halb heraus,

und beide schauten vorwitzig mit den glashellen Äuglein nach dem kleinen Fremdling, und als sie sahen, daß er keine Schelmerei im Schilde führe, faßten sie Muth und kamen näher herbei. «Möchte wohl bei euch wohnen!» sprach, um sie nicht zu erschrecken, mit sanfter zurückgehaltener Stimme das Kind zu den zwei Thierchen. «Eure Kämmerlein sind so heimlich, so warm und auch so kühlig, und die Blumen wachsen euch zu den Fenstern herein, und die Vöglein singen euch das Morgenlied, und pfeifen euch zu Tisch und zu Bett.» — «Ja,» entgegnete das Mäuslein, «es wäre schon alles gut, wenn nur die Kräuter statt der dummen Blumen lauter Haselnüsse und Buchecker trügen und ich nicht im Frühling unten an ihren bittern Wurzeln nagen müßte, während sie vor der Welt mit ihren Blumen süß thun und sich breiten und brüsten, als wenn sie des Honigs die Hülle und Fülle im Keller hätten.» — «Schweige doch,» fiel daß Eidechslein dem Mäuslein schnippisch in die Rede, «weil du grau bist, meinst du, so sollten andere ehrliche Leute ihre schönen Kleider wegwerfen, oder etwa in der finstern Erdkiste liegen lassen, und auch grau tragen. Ich bin nicht so neidisch. Meinethalben können die Blumen sich putzen, wie sie wollen, es kostet sie ihr Geld, und es nähren sich doch Bienen und Käfer von den Blumen. Aber was die Vögel in der Welt thun, das weiß ich nicht. Das

ist ein Geplauder und Geplapper von Morgens früh bis Abends spät, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und das einen Tag wie den andern. Und sie thun nichts, und schnappen nur Unsereinem die Fliegen und Spinnchen vor dem Munde weg. Ich für mein Theil könnte leiden, daß alle Vögel mit einemmal Käfer und Fliegen würden.» — Dem Kind wurde kalt und wieder warm, wie es die bösen Zungen so dreschen hörte. Es konnte nicht begreifen, wie man den Blumen so Böses nachreden und wie man seine lieben Vöglein dumm schelten könne. Es war wie aus einem schönen Traume aufgeschreckt, und der Wald bedünkte ihm einsam und öd, und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth. Rasch stand es auf, daß die Eidechse und das Mäuslein erschrocken zurückfuhren, und sich nicht umsahen, bis sie sich vor dem großen Fremdling mit den großen unwilligen Augen gesichert meinten.

7.

Das Kind aber ging von dannen, und, weil es nachdenklich das Köpfchen senkte, merkte es nicht, daß es den unrechten Fußpfad einschlug, und sah nicht, wie die Blumen es auf beiden Seiten nickend bewillkommten, und hörte nicht, wie die alten Vöglein von den Zweigen und die Jungen aus den Nestern ihm zuriefen: «Gott grüß dich, du

unser lieber kleiner Königssohn.» Es ging und ging immer weiter in den Wald hinein, und konnte noch immer nicht klug werden aus dem wirren und wüsten Gerede der zwei aberwitzigen Plaudertaschen. Es hätte alles vergessen mögen, und konnte doch nicht. Vielmehr verwickelte es sich immer mehr in das tückische Spinnengewebe und wären beinahe die Augen ihm übergegangen. Da kam es plötzlich an ein stilles Wasser, über dem sich junge Buchen freundlich mit Armen umfingen. Es sah hinein und sein Blick war wie von einem Zauber fest gebunden. Es mußte stehen bleiben und schauen in den mild erhellten Spiegel, aus dem das zartgrünende Laub und des Himmels freundliches Blau zwischen ihnen durch so wundersam aus der Tiefe heraufglänzten. Vergessen war die Betrübniß, und verhallt war das Echo des Mißklanges in seinem Herzlein. Das Herzlein war hinauf in die Augen gestiegen und gern hätte es das sanfte Farbenbild eingesogen, oder wäre aus sich selbst in die liebliche Tiefe hinabgestiegen. Da fing die Luft in den Wipfeln zu säuseln an. Das Kind schlug die Augen auf und sah oben das schimmernde Grün und das Blaue, und wußte nicht, ob es wachte oder träumte. War o b e n, oder war u n t e n in der Tiefe das wahre Laub und der wahre Himmel? War Dieses für Jenes, oder nicht vielmehr die Höhe der Tiefe zu Lieb da? —

Lange schwankte das Kind, und wonnig träumend wogten zwischen Beiden seine Gedanken, als in liebender Hast die Libelle herbeiflog, und ihren freundlichen Wirth schwirrend begrüßte. Das Kind erwiederte den Gruß, und war ordentlich froh, einen Bekannten zu treffen, mit dem es das volle Mahl seiner Freude theilen konnte. Aber vor allen Dingen fragte es die Liebelle, ob es ihm wohl über das Oben und Unten, über Höhe und Tiefe Bescheid geben könne? — Die Libelle flog hinauf und flog hinunter; doch das Wasser sprach: «Das Laub und der Himmel da droben sind nicht die wahren; das Laub welkt und fällt ab, der Himmel umwölkt sich oft und wird zuweilen ganz finster.» Das Laub und der Himmel aber sprachen: «Das Wasser äfft uns nur nach und muß die Bilder verändern nach unserm Belieben und kann keines festhalten.» — Da merkte die Libelle, daß das Oben und das Unten nur in den Augen des Kindes für einander daseyen, und daß das Laub und die Bilder und der Himmel nur in den Gedanken des Kindes wahr und wirklich seyen, weil das Kind sie festhalten und mit sich forttragen könne. Das sagte sie dem Kindlein, aber mahnte es zugleich zur Rückkehr an, da die Blätter in der Abendluft schon den Zapfenstreich trommelten, und in allen Ecken nach einander die Lichter ausgelöscht würden. Als nun das Kind ihm bestürzt gestand, daß es den Rückweg

schwerlich finden werde, und auch fürchte, die dunkle Nacht möchte über es herfallen, wenn es allein heimgehe, da flog die Libelle vor ihm her und zeigte ihm eine Felsenhöhle, worin es übernachten könne; und das Kind war dessen wohl zufrieden, weil es auch gern gewußt hätte, wie es sich außer seinem gewohnten Bettchen schlafen lasse.

8.

Die Libelle aber war regsam, und die Dankbarkeit stärkte ihre Flügel, damit sie ihrem Gaste auch die gebührende Ehre beweise. Doch in der Dämmerung war guter Rath theuer. Sie schwirrte hin und her, ohne recht zu wissen, was zu thun sey, als sie bei dem letzten fortfliegenden Sonnenstrahl am Abhang der Höhle einige Erdbeeren hängen sah, die so viel Abendroth getrunken hatten, daß der Kopf ihnen ganz schwer war. Da flog sie zu einer Glockenblume, die nahe dabei stund, und raunte ihr in's Ohr, der Herr und König aller Blumen sey im Walde, und der müsse nach Würde geehrt werden. Die Aglaye ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern fing mit Macht an zu läuten, und als ihre Nachbarin das hörte, läutete sie auch, und bald waren alle Blumenglocken groß und klein in Bewegung und läuteten, als sollte die Mutter Erde selbst mit dem Sonnenkönig Hochzeit halten. Die blauen Glocken tönten tief, und die

weißen hoch und hell, und alle klungen lieblich in einander. Aber die Vögel wurden nicht wach in ihren hohen Nestern, und den andern Thieren waren die Ohren nicht fein genug, oder zu sehr mit Haaren verwachsen. Nur die Johannisfünklein vernahmen das Festgeläute, weil sie mit den Blumen durch das Licht Geschwisterkinder waren. Sie fragten bei ihren nächsten Verwandten, den Maiblumen, und erfuhren von ihnen, daß eine große Blume den Fußsteig hinaufgegangen sey, welche noch weit schöner blühe, als eine Rose, und zwei Sterne trüge, die noch weit lieblicher glühten, als die Johannisfunken; und das müsse wohl ihr aller König seyn. Da flogen alle Fünklein dem Fußpfad entlang, und suchten und suchten, und kamen endlich, wie die Libelle es gehofft hatte, an die Höhle. Als sie nun das Kind gewahrten, und jedes sich in seinen Augen gedoppelt wiedersah, da frohlockten sie, riefen alle übrigen herbei, setzten sich ringsumher auf die Gesträuche, und bald war es so hell an der Höhle, daß Gras und Kräuter zu wachsen anfingen, als wäre es voller Tag. Nun hatte die Libelle gewonnen Spiel. Das Kind war hocherfreut über das schöne Blumengeläute, und die vielen kleinen helläugigen Gesellen, und konnte obendrein sich Erdbeeren zum Abendbrod pflücken.

9.

Als es sich zur Genüge gelabt hatte, setzte es sich hin auf das weiche Moos, schlug die Beinchen übereinander, und fing an mit den Johannisfünklein zu plaudern, und weil es selbst so oft an seine unbekannten Ältern dachte, fragte es auch sie, wer denn wohl ihre Ältern seyen? — Das zunächstsitzende gab ihm Bescheid und erzählte: Sie seyen früher Blumen gewesen; aber keine von denen, die nur ihre Wurzelhände gierig in den Boden senkten und nur aus der dunkeln Erde ihre Nahrung an sich zögen, um nur recht dick und fett zu werden, sondern das Licht sey ihnen lieber gewesen, als alles, und während die andern Blumen Nachts geschlafen, hätten sie unermüdet nach dem Lichte geschaut, und es eingesogen mit frommer Sehnsucht — Sonnen- und Mond- und Sternenlicht. Und das Licht habe sie innerlich geläutert, daß sie nicht wie die gelben Erdblumen giftige Milch erzeugt hätten, sondern süße Düfte für kranke, sehnsuchtsvolle Herzen, und kraftreiches ätherisches Oel zum Balsam für arme Kranke und Verwundete. Als daher ihr Herbst gekommen, da seyen sie nicht mit Haut und Haar, wie die anderen, erdetrunken auch hinabgesunken in den finstern Erdengrund, sondern hätten vollends ihr erdiges Kleid abgeschüttelt, und wären frank und frei in die Höhe gestiegen. Da sey

es aber so außerordentlich hell gewesen, daß ihnen das Gesicht vergangen, und als sie wieder zu sich gekommen, hätten sie als Johannisfünklein auf einem dürren Blumenstiel gesessen. — Nun gefielen die Fünklein dem Kinde noch einmal so wohl, und es plauderte noch eine Weile mit ihnen, und erfuhr auch, warum ihrer gerade im Frühlinge so viele zum Vorschein kämen; das thäten sie nämlich, um ihre Blumengeschwister durch den grüngoldnen Glanz auch zur Lichtliebe zu locken. —

10.

Während dieser Zwiegespräche hatte die Libelle auch für das Schlafgemach ihres Gastes gesorgt. Das Moos, worauf das Kind saß, war hinter seinem Rücken vor lauter Freude ellenhoch gewachsen, die Libelle aber war mit ihren Schwestern so darauf herumgedämmert, daß es sich langes Weges in die Höhle niedergestreckt hatte. Alle Spinnen aber aus der ganzen Nachbarschaft hatte die Libelle aus dem Schlafe aufgestört, und als diese die Helle gesehen, hatten sie so fleißig gewoben, daß ihr Gewebe wie ein Vorhang vor der Höhle herabhing. Wie nun das Sandmännchen dem Kinde kleine Äuglein machte, und es die Fünklein bat, sich nun nicht weiter in ihren Spielen um seinetwillen aufhalten zu lassen, hob die Libelle

mit ihrer Schwester den Vorhang in die Höhe, bis das Kind zur Ruhe gegangen war, und ließen ihn dann wieder fallen, daß die heimtückischen Mücken nicht ungezupft und ungerupft in die Höhle hineinkommen könnten, und das Kind nicht im Schlafe beunruhigten. Das Kind legte sich nun zwar auf sein rechtes Öhrchen, um zu schlafen; denn es war recht müde geworden; allein schlafen konnte es doch nicht, denn das Mooslager war doch ganz was anders, als sein Bettchen, und die Höhle war ihm auch noch gar so fremd. Es legte sich links und wieder rechts, und als es mit dem Schlafen gar nicht gehen wollte, richtete es sich auf, um zu warten, bis es dem Herrn Schlaf gefällig wäre zu kommen. Aber wer nicht kam, das war der Schlaf, und wer im ganzen Walde bald allein noch wachte, das war das Kind. Denn die Blumen hatten sich müde geläutet, und die Fünklein müde geflogen, und selbst die Libelle, die vor der Höhle wachen wollte, war bald vom Nippen in's Schlafen gekommen. Immer stiller wurde es im Walde; hier und dort fiel noch ein dürres Blatt, das von einem frischen aus seiner alten Wohnung vertrieben wurde; dort und hier hörte man ein junges Vöglein pipen, wenn seine Alten es im Schlaf etwas drückten; und nur zuweilen summste eine Mücke einige Augenblicke in dem Vorhang, bis eine Spinne auf den

Zehen herbeischlich, und ihr die Kehle so zuschnürte, daß ihr nicht bloß das Summen und Brummen, sondern auch Sehen und Hören verging. Und je stiller es wurde, desto mehr horchte das Kind, und ihm schauerte, wenn es wieder etwas hörte. Endlich war alles mäuschenstill im Walde, als sollte nie mehr etwas erwachen. Das Kind bog sich hervor, um zu sehen, ob es denn auch draußen ganz so dunkel sey, wie in der Höhle, und es sah nichts als die stockfinstre Nacht, die Alles in ihren dichten Schleier eingewickelt hatte. Doch wie es auch nach Oben hinschaute, begegneten ihm die freundlichen Blicke einiger Sterne, und überraschten es auf das Freudigste. Denn es fühlte sich jetzt doch nicht mehr so ganz allein. Waren gleich die Sterne so weit, weit weg, so wußte es doch von ihnen, und sie wußten von ihm, denn sie sahen in sein Auge. Das Kind vertiefte sich in den Anblick, und es war ihm, als müsse es hinauffliegen aus der dunkelen Höhle — dahin, wo die Sterne so rein und heiter strahlten, und es fühlte sich recht arm gegen ihren Glanz, und wie gebunden und gefangen gegen ihr freies Schweben und Schweifen.

11.

Aber die Sterne zogen vorüber und ließen dem Kind nur noch eine kleine Weile ihr schimmerndes Bild vor den

Augen. Auch dieses zerrann, und das Kind wollte sich eben ermüdet niederlegen, als hinter einem Busche hervor vom stillen Wasser her ein zitternd Irrlicht zum Vorschein kam, daß das Kind zuerst meinte, einer der Sterne hätte einen Umweg genommen, es zu besuchen und mit hinaufzunehmen. Und vor Freude und Erstaunen athmete das Kind tief auf, und da kam auch das Irrlicht ganz nahe heran und ließ sich nieder auf einen feuchten bemoosten Stein vor die Höhle, und ein anderes flackerte rasch hinter ihm drein und setzte sich diesem gegenüber und seufzte, wie aus hohler Brust: «Nun Gott sey Dank, daß ich endlich einmal ausruhen darf!» — «Ja,» sprach das andere, «dank' es dem unschuldigen Kinde da drinnen, das uns mit seinem reinen Athem angezogen hat.» — «Seyd ihr denn,» fragte zögernd das Kind, «nicht von jenen Sternen, die da oben so freudig leuchten und wandeln? — «Ja, wären wir Sterne,» erwiederte das erste, «wir zögen ruhig unsre Bahn in dem heitern Elemente, und ließen unbekümmert diesen Wald und die ganze Erde links liegen;» — «und brauchten nicht,» fiel das zweite ihm in's Wort, «an den schalen Wässern zu kleben!» — Das Kind war neugierig zu wissen, wer sie den eigentlich seyen, da sie so schön leuchteten und doch gar so mißmuthig schienen. — Da begann das zweite zu berichten, wie es auch einmal Kind gewesen

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

und dann groß geworden sey; wie es aber frühzeitig seinen einzigen Spaß gehabt hätte, den Leuten etwas weiß zu machen, um recht vornehm und gelehrt zu scheinen. Immer habe es einen ganzen Strom glatter Worte über die Leute ausgeschüttet, und so allmählig einen schimmernden Dunst um sich her verbreitet, daß die Leute, wie die Fliegen, darnach hingeflattert seien, bis sie endlich darin untergegangen. Da sey aber einmal ein schlichter Mann in seine Nähe gekommen, der habe nur ein Paar einfältige Worte gesprochen, und plötzlich sey der Dunst zerstoben und zerflogen, daß es ganz nackt und blos mit seinem aufgedunsenen Leib aller Welt zum Spotte dagestanden habe. Der schlichte Mann aber habe sich mitleidig von ihm abgewendet, während es in Scham und Ärger vergangen sey, und als es wieder zu sich gekommen sey, da habe es sich wollen hinaufschwingen und jenseits ein besseres Schicksal gehofft. Aber seine Flügel seien ganz durchnäßt gewesen und immer dunkler sey es ihm vor den Augen geworden. Da habe es sich nicht mehr finden können, bis es sich endlich an einem Sumpfe als Irrlicht wieder erkannt und nun nicht mehr weiter habe kommen können. —

«Mir ist es ganz anders ergangen,» sprach das erste — «ich war zwar auch unter den Leuten, aber statt daß ich jetzt leuchte ohne zu wärmen, brannte ich damals ohne

zu leuchten. Schon, wie ich noch Kind war, schenkten die Leute mich immer mir selber ein, so daß ich früh von mir selbst betrunken war. Sah ich dann jemand leuchten, dann hätte ich sein Licht ausblasen mögen, und je mehr ich das wollte, desto mehr kroch das Bischen Licht, das ich um mich hatte, in mich selbst zurück, und innerlich brannte es grimmig, während ich nach aussen immer dunkler wurde. Wollte aber einer, der da leuchtete, mir liebreich von seinem Lichte schenken, dann brach von innen meine Flamme hervor, um das Licht zu vernichten. Aber das Licht ließ die Flamme ungestört durch sich hinschießen, und leuchtete nur noch heller, während ich schier ausgebrannt war. So begegnete mir einmal ein kleines Kind, das vor sich hinlächelnd mit einem Kreuze von Palmstäbchen spielte und einen strahlenden Ring anf den goldenen Locken trug. Es faßte mich freundlich bei der Hand, schaute mit seinen himmelblauen Augen mich an, und sprach: «Sieh, lieber Mann, du bist zwar noch sehr dunkel und trübe; willst du aber wieder ein Kind seyn, wie ich bin, dann sollst du auch einen Strahlenring haben wie ich habe.» — Als ich das hörte, ärgerte ich mich so über mich selbst und das Kind, daß mich das innre Feuer verzehrte. Nun wollte ich hinauf in die Sonne, um mir dort Strahlen zu hohlen, aber unterwegs stießen mich ihre Strahlen wieder mit den Worten herab:

Gehe du nur wieder hin, wo du hergekommen bist, du finsteres Zornfeuer; denn die Sonne leuchtet nur in Liebe, und nur die begierliche Erde verkehrt ihr mildes Licht zuweilen in heißen Brand; darum fliehe zurück, denn nur bei deines Gleichen darfst du wohnen. Ich schütterte zusammen, und als ich mich wieder aufraffte, stand ich wie eine Fackeldistel, mit schimmerndem aber kaltem Kopfe am stillen Gewässer.» Das Kind war über den Erzählungen eingeschlafen; denn es wußte Nichts von der Welt und den Menschen, und wußte daher auch nicht, was es aus jenen Erzählungen machen sollte. Die Müdigkeit hatte aber ein deutlicheres Wort zu ihm gesprochen; das hatte es verstanden und war eingeschlafen.

12.

Und es schlief sanft und es schlief fest, bis das Morgenroth sich auf die Berge stellte, und die Ankunft seiner Herrin, der Sonne verkündigte. Denn als die Verkündigung sich über die Flur und den Wald ergoß, da erwachte ein tausendstimmiges Echo, und es war an kein Schlafen mehr zu denken. Als aber gar die königliche Sonnenjungfrau selbst sich erhob, und zuerst ihr Diadem über den Bergen heraufblitzte, bald darauf sie selbst in ihrem vollen Glanze, geschmückt mit allen Reizen der ewigen Jugend, strahlend und herrlich dastand, und ihr liebender Blick seg-

nend alle irdischen Geschöpfe umfaßte, vom stolzen, gewaltigen Eichenbaum an bis zum niedergetretenen Grashalm, — da erscholl ihr aus allen Brüsten, allen Kehlen ein jubelvoller Preißgesang und es war auf der Flur und im Walde, als sey die ganze Natur zu einer Kirche geworden, deren Wölbung der Himmel, deren Altar die Berge, und alle Creaturen die Gemeinde, und die Sonne der Priester, oder das Allerheiligste oder das Auge Gottes waren. — Aber das Kind trat heraus und war froh, weil die Vöglein so allerliebst sangen und ihm alles aus Lebenslust zu hüpfen und zu tanzen schien. Hier flogen zwei Finklein durch das Gebüsch und suchten zwitschernd sich einander zu erhaschen; dort sprangen Knospen von einander und ein Paar Blättlein kamen heraus und legten sich breit in die Sonne, als wenn sie nimmer wieder weg wollten; hier zitterte ängelnd und blinkend ein Thautropfen an einer Grasspitze und wußte nicht, daß schon unter ihm ein Möslein nach ihm dürstete; dort schwärmten Fliegen in die Höhen, als wollten sie weit über den Wald hinaus, — und so war überall Bewegung und Leben und das Kind hatte seine herzige Freude daran. Es setzte sich hin auf ein kleines Rasenplätzchen, über welches ein Nußstrauch sich wölbte, und dachte nun seine Freude so recht tropfenweis zu schlürfen. Zuerst entfernte es noch einige Brombeerranken, die in der Nähe ihm mit ihren

scharfen Stachelhacken drohten; dann bog es einige Aeste, die ihm die Aussicht zu sehr verdeckten. Drauf schob es einige Steine weg, damit es seine Füße gerade aufstellen könnte; und als es auch hiermit fertig war, besann es sich, was noch zu thun wäre, und als es nichts fand, stand es auf, um seine bekannte Libelle zu suchen, und sie zu bitten, es doch wieder aus dem Walde in's Freie zu führen. Auf halbem Wege begegnete sie ihm, und entschuldigte sich, daß sie aus Ermüdung sich heute verschlafen habe. Das Kind dachte nicht an die Vergangenheit, und wäre sie auch der vorletzte Augenblick gewesen, sondern wünschte jetzt nur, wieder hinaus aus dem engen Walde zu kommen, indem seine Brust hoch aufschlug und es vermeinte, draußen freiern Athem schöpfen zu können. Die Libelle zeigte ihm, voranfliegend, den Weg bis an die letzten Hecken des Waldes, von wo aus das Kind sein Hüttchen in der Ferne wahrnehmen konnte, und flog dann zu den Seinigen zu.

13.

Das Kind trat hinaus auf das frisch bethaute Ackerfeld, von dem tausend kleine Sonnen ihm entgegenblitzten und eine Lerche sich wirbelnd emporhob. Die Lerche aber verkündigte die Freuden des kommenden Jahres, und erregte unendliche Erwartungen, dieweil sie sich kreisend immer

höher schwang, bis ihr Gesang endlich dem leisen Gelispel eines Engels zu vergleichen war, der im reinen Himmelblau mit dem Frühlinge Zwiesprache hielt. Das Kind hatte das erdfarbene Vöglein sich emporschwingen gesehen, und es kam ihm nun vor, als habe die Erde es aus ihrem Schooße entlassen, um der Sonne ihren Jubel und ihren Dank darob zu verkünden, daß sie ihr wieder das strahlende Antlitz in Liebe und Freundlichkeit zugewendet. Die Lerche aber wirbelte über den hoffnungvollen Fluren ein fröhliches und helljauchzendes Lied, und sang von der Lieblichkeit des Morgenrothes, und dem jugendfrischen Spiele der ersten Sonnenstrahlen, von dem lustigen Hervorspringen der Blumen und dem freudigen Aufschießen der Fruchthalme, und das gefiel dem Kinde über die Maßen wohl. Aber sie schwang sich in ihren Kreisen immer höher, und linder und leiser ertönte ihr Lied, und sie sang von der ersten Wonne der Geliebten und ihrem tändelnden Kosen und Necken, vom Lustwandeln an Freundeshand auf sonnigen, freien Bergeshöhen, und von froher Erwartung aus blauer, duftiger Ferne. Das Kind verstand nicht recht, was es hörte, und hätte doch gerne verstanden; denn es meinte nun selbst in Erwartung wunderherrlicher Dinge zu seyn. Scharf sah es dem unermüdlichen Vöglein nach in die Höhe; aber das war verschwunden im Dufte des Frühlings. Da wandte das Kind

sein Köpflein mit einer Seite nach oben um zu lauschen, ob der kleine Frühlingsbote gar nicht mehr singe. Da vernahm es in verschwimmenden Tönen, wie es sang von der Sehnsucht nach dem heiteren Elemente der Freiheit, nach dem reinen allgegenwärtigen Lichte, von den seligen Vorgefühlen der ersehnten Befreiung und von dem Überfließen in das Meer der göttlichen Wonne. — Noch lange horchte das Kind; denn die Töne des Gesanges trugen es hin, wo seine Gedanken noch nicht hinreichten, und es fühlte sich glücklicher als je in diesem leichten Emporfluge. Aber die Lerche kam schon rasch wieder herab, dieweil ihr Körperchen noch zu schwer für den flüchtigen Aether, und ihre Flügel nicht stark und nicht groß genug gewesen für das reine Element. —

Da lachten die rothen Kornblumen das unscheinbare Vöglein aus, und schrieen einander und den rings umherstehenden Fruchthalmen mit greller Stimme zu: «Nun seht ihr's ja, daß es nichts ist mit dem Hochfliegen, und dem Streben nach der leeren Luft; da verliert man seine Zeit und bringt nichts als müde Glieder und einen leeren Magen mit zurück. Da wollte das gemeine, schlechtgekleidete Thierchen sich über uns erheben und führte einen gewaltigen Lärm. Dafür liegt es nun auch am Boden und kann kaum mehr Athem schöpfen, wir aber haben hübsch Fuß beim Mahl

gehalten, und sind verständigerweise bei der Wirklichkeit geblieben, und während der Zeit um ein Schönes dicker und größer geworden.» Laut klatschten die anderen kleinen Rothmäntel ihm Beifall, daß dem Kinde die Ohren davon gellten, und es sie wegen ihrer hämischen Schadenfreude eben züchtigen wollte, als eine Cyane mit sanfter Stimme das Wort und also zu ihren jüngeren Gespielinnen sprach: «Laßt euch, ihr Lieben, nicht irre führen durch den Schein und die Rede, die nur auf dem Scheine beruht. Wohl ist die Lerche ermüdet, und die Räume sind leer, in welche die Lerche aufgeschwungen; aber nicht das Leere ist es, welches die Lerche gesucht hat, und nicht leer ist die Suchende zurückgekommen. Nach dem Lichte und nach der Freiheit hat sie gestrebt und das Licht und die Freiheit hat sie gepriesen. Die Erde und ihre Genüsse hat sie verlassen, dafür aber hat sie auch reine Lebensluft getrunken, und hat gesehen, daß nicht die Erde, sondern daß die Sonne das Feststehende sey. Und wenn auch die Erde sie wieder herabgefordert hat, dann kann die Erde doch nur das Erdige an ihr festhalten. Das Singende aber und das Auffliegende in ihr gehört schon der Sonne an, und wird dort eingehen in das Licht und die Freiheit, wenn die blöden Prahler schon längst wieder in das dunkle Gefängniß der Erde werden hinabgezogen und begraben seyn.» Und die Lerche vernahm die

wohlwollende Rede, und neugekräftigt schwang sie von Neuem sich hinauf in die heitere Bläue. Das Kind aller klatschte in die Händchen vor Freude, daß das Vöglein wieder aufgeflogen war, und daß die rothen Gesichter vor Schaam still schweigen mußten.

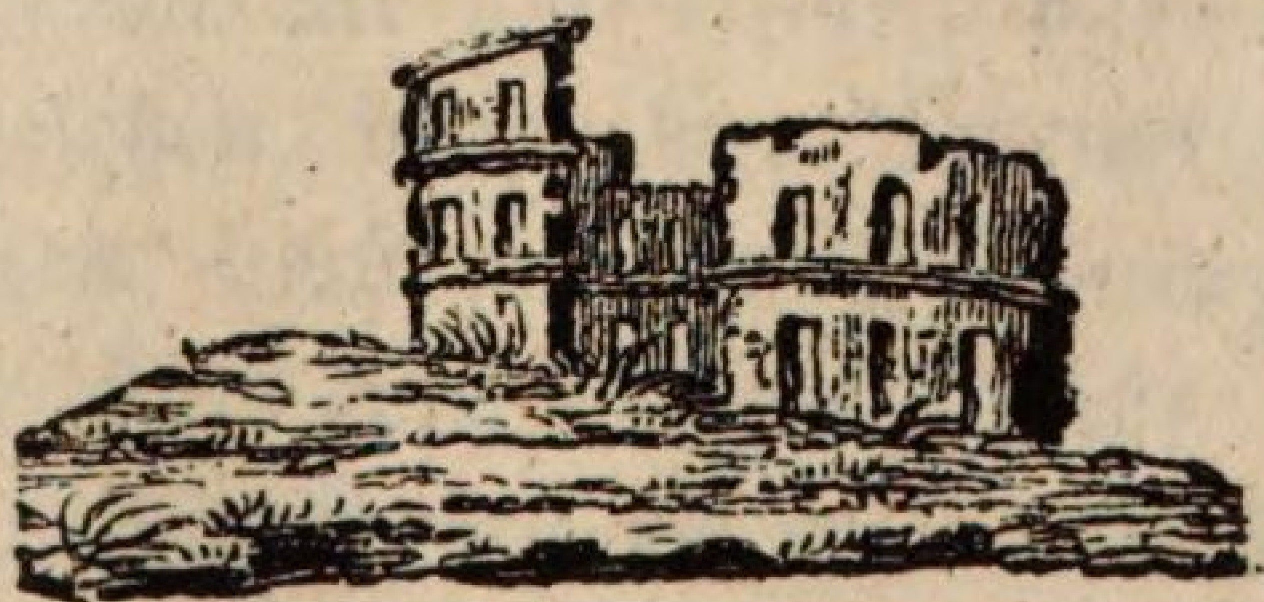
14.

Und das Kind war wieder recht fröhlich geworden, und athmete wieder frei, und dachte nicht mehr daran, in sein Hüttchen zurückzukehren. Ging doch nichts von Allem, was es sah, zurück; vielmehr zog und strebte Alles hinaus, nach Außen, in's Freie; — die rosigen Apfelblüthen aus der engen Knospe, wie die wirbelnden Lerchentöne aus dem engen Brüstlein. Nichts wollte daheim bleiben unter den Flügeln der sorglichen Mutter; nichts wollte sich verschließen lassen vom strengen, hartherzigen Vater. Die Keime sprengten die Flügelthüren des Samens, und durchbrachen die schweren Dämme der Erde, um an's Licht zu kommen; die Gräser zerrissen ihre Bande und eilten als Halme in die Höhe. Selbst die Felsen waren weich geworden, und ließen kleine Möslein ausgehen, zum Zeichen, daß auch sie nicht ewig verschlossen bleiben wollten. Und die Blumen schickten Farben und Töne aus in alle Welt, weil sie ihr Bestes nicht für sich behalten, sondern das Echo seyn wollten der

Sonne und der Sterne, die auch ihre Wärme und ihre Strahlen hinaussendeten in den Frühling. Aber auch manches Mücklein und Käferlein zerschellte das drückende Eychen, in dem es eingesperrt war, und kroch langsam und noch halb betäubt aus der Hülle, entfaltete und schüttelte die zarten Flüglein, versuchte sie zu schlagen, und war schon gestärkt, und that einen Flug in das Weite. Und wie die Schmetterlinge sich prangend aus der Puppe emporschwangen, so machte jede eingewinterte und verhüllte Sehnsucht und Hoffnung sich frei und schiffte mit vollen Segeln hinaus in das laue und blaue und offene und fluthende Meer des Frühlings.

VI.

Lustgang
im
Garten der Vorzeit.



3.

Vom Werth alter Geschichten.

(Aus alt. Chronik; v. A.)

«Ueberaus eine edle und hübsche Sache ist's, sich in dem Spiegel der alten Historien, die uns von den Voraltern verlassen sind, zu besehen, uns dadurch zum Guten zu wenden, das Ueble zu fliehen, Herzen und Gedanken in den Dienst des Allmächtigen zu richten. Darum ich, der Ritter von Thurn, also spreche: Meine lieben Töchter, ich bin nun hinfort mehr alt und krank, habe die Welt mehr erkundiget und gesehen, denn ihr: Darum so will ich euch ihren Lauf anzeigen nach meinem Verstand, der leider nur schwach ist, aber stark wird in der Liebe zu Euch. Alles kömmt von Gott, deßhalb sey es das erste Werk der Frauen, sobald sie Morgens erwachen, sein Lob und seine Ehre zu singen; denn das ist mehr als Bitten und Klagen, und ein Werk der Engel, die schon beim aufgehenden zarten Morgenstern dem allmächtigen Gott Lob und Ehre singen und erbieten.»

4.

O s t e r a.

(Nach Vulpius, D.)

Ostera war bei den alten Deutschen die Göttin des Mondes. Der dem Monde zugeschriebene Einfluß auf die Erde und auf seine Bewohner, sein Wechsel der die Abtheilung der Zeit bestimmte, erweckte Bewunderung, Verehrung und Anbetung. Alle wichtigen Unternehmungen wurden nach der Ab- und Zunahme seines Scheines geordnet. Die Zeit des Neu- und Vollmonds wurde für die glücklichste gehalten, besonders wurde keine Schlacht vor dem Vollmonde geliefert.

Die heidnischen Anbeter des Mondes gaben ihm Frauengestalt, mit bedecktem Haupte, den Mond auf die Brust, und so verehrten die alten Sachsen ihn als eine Waldgöttin in geheiligten Hainen, wobei ein heiliges H o r n gebraucht wurde, um die Anbetenden zusammenzurufen und das Wohlseyn der Göttin bei den Opfermahlen zu trinken. Diese Opfer wurden vermuthlich in der Nacht dargebracht, bei Mondenscheine und dann zündeten sie auch jährlich

große Feuer an, um welche man singend tanzte, — eine Gewohnheit, die sich auch erhielt, als diese Völker zum christlichen Glauben bekehrt waren: Das sind die sogenannten Osterfeuern. Mit Feuern aber wurden bei unsern Vorfahren alle Festlichkeiten gefeiert. Das oben erwähnte Horn wurde an gewissen sichern Örtern aufbewahrt, und viele Örter am Harze, wo diese Göttin besonders verehrt wurde, führen den Namen Horn, so auch im Bremischen: Heilshorn, Bogshorn d. i. Gotteshorn; im Lüneburgischen: Mahnhorn, d. i. Horn des Man's, des Monds. Seine gehörnte Form sollte die Gestalt des zu- oder abnehmenden Mondes nachbilden.

Diese Göttin Ostera, auch Ostra, Ostar, Eostar, wurde besonders von den alten Sachsen göttlich verehrt und angebetet. Davon finden wir in Niedersachsen die Platz- und Ortsbenennungen: Osterwald, Osterholz, Osterborn, Osterwiese, und ihren Hauptsitz soll die Göttin zu Osterrode gehabt haben. Dort war ihr ein Hain geweiht. Der Platz, wo ehemals ein Dorf, Gödenhusen (Götzenhausen) gestanden hat, soll der Standort des Götzenbildes und Altares gewesen seyn. Der Osterstein im Blankenburgischen, 18 Fuß hoch und 40 Fuß breit, hat behauene Löcher, welche anzeigen, daß vielleicht der dort befestigte Altar und das Bild der Göttin gestanden haben. —

Bei dem Orte Osterkirche wurde im J. 1781 gegraben, wobei man ein Mauerwerk von 30 Fuß im Umkreis fand; die Mitte war hohl: vermuthlich hatte der Altar darin gestanden.

Das Hauptfest der Göttin wurde im April gefeiert, wovon derselbe den Namen Ostermonat bekam, welchen er auch behielt, als Kaiser Karl der Große den Monaten deutsche Namen gab. Bei dieser Festfeier wurde nun jene Osterfeuer auf Anhöhen angezündet. Dadurch suchte man Raupen und schädliche Insecten zu vertreiben und das Vieh gegen Seuchen zu sichern. Zwar wurde dieser heidnische Gebrauch auf der ersten deutschen Kirchenversammlung zu Regensburg im Jahr 742 verboten, erhielt sich aber doch, und erhält sich an manchen Orten noch.

Als Bonifacius oder Winfried das Evangelium predigte, mußten alle Götzen weichen, ihre Altäre wurden zerstört und Heiligthümer von den fliehenden Priestern vergraben. Der Zufall bei Nachgrabungen entdeckt dergleichen ehrwürdige Ueberreste des Alterthums und jener Zeiten und Gebräuche, welche wir leider immer noch nicht genug kennen. So hat man denn auch dergleichen heil. Osterhörner gefunden.

5.

W a l h a l l a.

(Nach Vulpius, D.)

Unsere heidnischen Vorfahren glaubten Unsterblichkeit der Seele, ein Glaube, der sie muthig und beherzt machte, so daß sie keine Todesgefahr scheuten und jenseits auf ein besseres Leben rechneten. Den Ort, in welchen sie nach dem Tode zu kommen glaubten, nannten sie W a l h a l l a. Diesen Ort der Freude dachten sie sich als ein liebliches mit duftenden Blumen geschmücktes Feld, durchströmt von Milch und Honigbächen, beschattet von blühenden Bäumen, auf deren Ästen lieblich singende Vögel sich wiegten; und um davon einen Vorschmack zu haben, suchten sie dergleichen anmuthige Plätze im Lande auf, in deren Mitte ihre Götzen standen. Diese Plätze aber nannten sie auch, wie jene Himmelsfluren, hienieden schon Walhalla. Dergleichen Plätze mit diesen Namen finden sich in Niedersachsen mehrere, abwechselnd mit Bergen, Thälern, Hainen, Wiesen und Feldern, als ein großes Ganzes vereinigt, mit den trefflichsten

Aussichten. War es ihnen zu verdenken, daß sie solche irdische Zauberplätze wählten, um auf denselben an die überirdischen zu denken? Das Sichtbare war da, und gab gleichsam Gewißheit des Unsichtbaren, welchem die Seelen unserer Vorfahren, voll Glauben, mit ihrem Lebensende zueilten.

6.

W e l l e d a.

(Nach H. Hoffmann.)

Im Lande der Bructerer (einer alten deutschen Völkerschaft am linken Ufer der mittlern Weser), in einem finstern Bergwald, am Ufer der Lippe, stand von Alters her in schauerlicher Einöde ein hoher Thurm, und ragte weit und breit über die Gipfel der Fichten und Eichen hervor. In diesem Thurme wohnte eine Jungfrau, mit Namen W e l l e d a, hehr und schön von Gestalt und Angesicht, ernst und holdselig in Reden und Gebärden, sittsam und unsträflich in allen Dingen. Sie diente in frommer Demuth Gott im Gebet Tag und Nacht, und in ihrer Andacht hatte sie Verzückungen und Gesichte, daß sie verborgene und zukünftige Dinge sah. Darum galt sie bei allen Völkern derselbigen Gegend für eine Heilige und ihr Rath als göttliche Offenbarung. — Als diese, in dem Freiheitskriege der batavischen Eidgenossen

gegen die Römer, von den Bructerern, Tenchterern und andern sächsischen Völkerschaften um den Ausgang des Krieges der Bataver befragt wurde, that sie den Ausspruch: «Teut's Söhne werden siegen, die Legionen unterliegen!» — Da zogen die Bructerer und anderen Sassen in starken Haufen den Eidgenossen zu Hülfe.

7.

Swanhitta.

(Nach Jacobi.)

Regner sollte als rechtmäßiger Erbe sogleich den väterlichen Thron besteigen; aber ehe er dahin gelangte, hatte er mit vielen widrigen Schicksalen zu kämpfen, besonders mit dem Hasse seiner Stiefmutter. Diese trachtete mehr als einmal nach seinem Leben und jemehr Tugenden sie an ihm sah, desto mehr Nachstellungen versuchte sie wider ihn. Auch hätte sie nicht geruht, bis sie aus dem Becher der Grausamkeit sein Blut getrunken, wenn nicht ihre boshaften Anschläge durch seines Vaters Freunde, die eine große Gewalt hatten, vereitelt worden wären. Denn noch gelang es ihrem hartnäckigen Zorn so weit, daß sie ihm und seinem Bruder Thovald dadurch eine Schmach anthat, daß diese die königlichen Heerden hüten mußten, damit sie in solcher äußersten Verachtung vergäßen, jemals nach der väterlichen Hoheit zu streben.

Da faßte Swanhitta, die Tochter des Dänenkönigs Hading den Entschluß, die edlen Jünglinge zu befreien.

Sie nahm die Schwestern in ihr Gefolge und begab sich auf den Weg. Eine lange beschwerliche Reise brachte sie an den Ort, wohin die Königssöhne auf eine so unwürdige Art verbannt waren.

Beim Anblick des prächtigen Gefolges, das sich ihnen näherte, wurden die Königssöhne bestürzt; denn sie schämten sich ihrer schlechten Kleidung und fürchteten zugleich eine verborgene List ihrer Stiefmutter. Darum gaben sie sich nur für königliche Sklaven und Viehhirten aus.

Swanhitta aber sagte, daß sie das nicht glaube, sie wären gewiß keine Sklaven sondern von Königsabkunft. Dabei richtete sie besonders ihre Rede an Regner und sagte, daß sein ganzes Angesicht und seine Haltung ein Beweis wären, daß sie Recht hätte. Darauf antwortete ihr der Königssohn mit geziemendem Anstand: «Die Sklaven sind nicht immer aller Tapferkeit blos. Männlicher Muth ist oft unter dem schlechtesten Kleide verborgen und nie muß ein Mann nach dem Kleide geschätzt werden. Mehr die Tugend, als das Geschlecht bestätigt den Adel. Welchem Weisen ist es unbekannt, daß Knechte von Königen und Könige von Knechten ihren Ursprung nahmen?»

Als Swanhitta den Jüngling zur Genüge geprüft und seine Standhaftigkeit, seinen Edelmuth und seine übrigen Tugenden mit Bewunderung gesehen hatte, da entdeckte sie

sich und ihr Vorhaben den beiden Königssöhnen und ermunterte sie gutes Muths zu seyn und ein besseres Glück zu hoffen, als ihre Stiefmutter ihnen wünschte.

Hierauf langte sie Geschenke und königliche Kleider hervor und bewog sie, die schmutzigen Kleider damit zu vertauschen. Dem Regner aber gefiel die Fürstentochter so wohl, daß er sie sich zur Gemahlin wünschte, und das Gleiche wünschte Swanhitta. Und sie ward seine Braut und brachte ihm zur Hauptmitgift ein Schwert zu, mit welchem er sowohl die Ungeheuer, als auch seine Feinde rühmlich bestehen konnte.

8.

Erlkönigs Tochter.

(Herders Vlkst.)

Herr Oluf reitet spät und weit,
zu bieten auf seine Hochzeitleut';

da tanzen die Elfen auf grünem Land
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

«Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!»

««Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
frühmorgen ist mein Hochzeittag.»»

«Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
zwei güldene Sporen schenk' ich Dir.

Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
meine Mutter bleicht' 's mit Mondenschein.»

««Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
frühmorgen ist mein Hochzeittag.»»

«Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
einen Haufen Goldes schenk' ich Dir.»

«« Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
doch tanzen ich nicht darf, noch soll.»»

«Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir, —
soll Seuch' und Krankheit folgen Dir.»

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
«Reit' heim nun zu deinem Fräulein werth'.»

Und als er kam vor Hauses Thür,
seine Mutter zitternd stand dafür.

«Hör' an mein Sohn' sag' an mir gleich,
wie ist deine Farbe so blaß und bleich?»

«« Und sollt' sie nicht seyn blaß und bleich,
ich traf in Erlenkönigs Reich.»»

«Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
was soll ich nun sagen deiner Braut?»

«« Sagt ihr, ich sey im Wald zur Stund',
zu proben da mein Pferd und Hund.»»

Frühmorgen und als der Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar,

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
«Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?»

«« Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund,
er probt allda sein Pferd und Hund.»»

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
da lag Herr Oluf und er war todt.

9.

Die Tochter des Herzogs David aus Ungerland.

(Sagenmährchen in vierzehn Bildern, von Achim von Arnim.)

Erstes Bild.

Es war nun der dritte Tag, daß der König dem wunderbaren, kleinen, wie Silber blinkenden Vogel über Höhen und Tiefen bis zum Anfang des dichten Schwarzwaldes nachschlich. Der Vogel schien aber der Jagdkunst verständig, trug spielend eine goldene Feder im Schnäbelchen, wenn er außer dem Bereiche der Jagdkunst war, wiegte sich auf dem Zweige und sang ruhig; aber im Augenblicke, wo der König den Pfeil auflegte, breitete er seine Flügel aus und schwand selbst wie ein Pfeil in die gefahrlose Weite, während ihm der König ärgerlich, aber vergebens seinen Pfeil nachschnellte. Die Jagdwuth des Königs überwältigte seine Ermüdung. Seine beiden einzigen Gefährten, zwei Ritter, die ihm aus gutem Willen folgten, waren schon am Morgen erschöpft bei einem Einsiedler liegen geblieben. Des Königs Jagdlust entschädigte ihn für Alles, was er entbehrte; er überließ sich ihr nach dem schnellen Absterben

seiner Ältern, das einem tückischen Gifte zugeschrieben wurde, um seinen Kummer zu zerstreuen, daß er den Mörder nicht entdecken konnte. Gewiß war es einer seiner Gaugrafen, denen er in der Trauer so unbesorgt die Nachforschung, die Regierungsgeschäfte und alle Einwohner überlassen hatte. Dieser schmerzliche Müßiggang machte ihn dem Volke verächtlich; wenige entschuldigten ihn mit dem schmerzlichen Anlasse. Die beiden gutmüthigen Edelleute, die ihm auf seinen Irrwegen folgten, erkannten zwar das Unglück, was er durch diese Lässigkeit über das Land brachte; aber sie wagten nur selten ihm Vorstellungen zu machen, da er, allmählig in seiner Jagdlust verwildert, gegen jede Einrede wüthete, und sich selbst überredete: «indem er von dem Ertrage der Jagd sich nähre, müßte es ja seinem Volke recht wohl seyn, dem er alle seine Einkünfte überlassen hätte.» Aber seine Grafen hatten dieses Erbe zur Unterdrückung des Volkes durch fremde Söldner benutzt, und so wurde das reiche Land vernichtet.

Jener Vogel hatte den König allmählig in den, damals dreimal größeren unzugänglichen Schwarzwald geführt. Er eilte über die, von Menschen bis dahin nicht überschrittene, Grenze der Wildniß, ohne es selbst wahrzunehmen. Da bedeckte die untergehende Sonne ihr Haupt mit Asche der brennenden Wolken. Er hätte seinen letzten Athem aushau-

chen mögen, um ihr Feuer noch für einen Augenblick anzufachen. Er blickte um sich: denn der Vogel schien entschwunden und er hörte doch seine Stimme. Welche Bäume umgaben ihn, und welche zusammengestürzten Haufen von Baumstämmen, auf denen riesenhafte Pilze mit bunten Giftfarben erwachsen waren! Hier sah er eine Eidechse, die auf den Tod einer Schlange lauerte und ihr vorsang; dort hackten unzählige Spechte den Takt dazu. Wilde Reben aller Art, lebendig und abgestorben, verflochten den Urwald, in welchem die Bäume so dicht aneinander ihre Äste drängten, daß er seinen Weg durch die abgestorbenen Unteräste sich brechen mußte.

Grimmig schleicht er auf den Zehen
durch des Waldes tiefe Nacht;
aus dem Thale zu den Höhen
lockt der Vogel ihn und lacht,
lacht in tausendfachen Tönen,
schlägt mit seinen Flügeln ihn,
recht als wollt' er ihn verhöhnen,
denn das Dunkel macht ihn kühn.
Wüthend schlägt der Herr die Bäume,
wo er längst entflohen ist;
schießet in die dunkeln Räume,
und die Wuth sein Herz zerfrißt.

Kracht die Tanne an der Tanne,
seufzt er auch aus zorn'ger Brust, —
fühlt sich schmerzlich in dem Banne
von der bösen Jägerlust.

So zürnte sein stolzer Jagdsinn gegen den Vogel, der ihn in diese Wildniß geführt hatte, und wo er etwas flattern hörte in den gedrängten Ästen, da schoß er seine Bolzen hinein, doch ohne andere Frucht, als die Mückenschaaren auf sich hinzuziehen, die schon in den Fichtenästen ihr Nächtlager aufgeschlagen hatten. Von ihnen gepeinigt, stampfte er auf den Boden, da saußte eine Wolke von Erdbienen gegen ihn empor. Er stürzte sich durch die trockenen Äste, ihnen zu entfliehen, da brummte an ihm vorüber ein zottiger Bär, der den Honig der Bienen wittern mochte, und achtete des Königs nicht, der schon sein Schwert zur Wehr gezogen hatte.

Nun hörte er wieder die Stimme des singenden Vogels; aber er fühlte keinen Zorn mehr gegen ihn: er war ihm eine willkommene Gesellschaft unter den Unthieren, die ihn umdrängten. Ein heftiger Durst zähmte ihn. Er hörte wohl Wasser rauschen, aber wie ein Strom, der von einer Höhe stürzend zerstäubt; und der Felsen, auf dem er stand, bebte von dem Falle. Ein Schritt noch und es ist der

letzte! schien ihm des Vogels Gesang zu sagen, — und der König fühlte zum erstenmal, daß er noch nicht zum Sterben vorbereitet sey. Er betete zum erstenmal seit dem Unglücke, das ihm die lieben Ältern geraubt hatte: denn er hatte mit dem Himmel gezürnt! In Finsterniß und Wildniß kam der Geist des Herrn über ihn. Und als er sich vom Gebete erhob, sah er den silbernen Vogel dicht bei sich, der einen großen leuchtenden Johanniswurm in seinem Schnabel trug und damit flatternd einen Fußpfad erleuchtete, den er in der Dunkelheit der Nacht und des Waldes nie wahrgenommen hätte. Demüthig hing er seine Armbrust über, und folgte mit Rührung dem angefeindeten Boten des Himmels. Seht hier auf dem Bilde, wie alles Licht von dem Johanniswurm ausgeht, welchen der Vogel trägt, seht an der Seite Schlange und Eidechse, dort Bär und Bienen am Abgrunde, den das brausende Wasser unterwühlt.

Zweites Bild.

Über eine Stunde führte ihn der kleine Laternenträger durch den dichten Wald. Bei solcher Obhut konnte ihn weder das Heulen der Wölfe, noch das Geschrei der Eulen abschrecken; aber doch fühlte er in seinem brennenden Durste,

welchen das Kauen von Blättern nur vermehrte, daß er, wenn er keine Quelle fände, bald verschmachten müsse. Der Boden blieb dürr und felsig; das Nadelholz hatte alles Leben unter sich erstickt, die Nacht war thaulos, und ein fernes Blitzleuchten in der Schwüle gab nur entfernte Hoffnung zu himmlischen Quellen.

Da erschien ihm, als er schon alle Hoffnung aufgab, das Feuer eines nahen Herdes, indem sich die Thüre eines Häuschens, das von Bäumen versteckt war, öffnete. Der Vogel sang fröhlich und zeigte ihm den Weg dahin durch die Gebüsche, und setzte sich auf den Giebel des Häuschens und ließ den leuchtenden Johanniswurm frei entfliegen. Nicht aus Vorsorge, weil etwa Räuber die Wildniß zum Aufenthalt hätten wählen können, sondern erschöpft lehnte sich der König an die, aus wilden Rosenbüschen geflochtene Wand der Hütte, ehe er einging und dankte dem Himmel für die gnädige Führung.

Dieß stellt das zweite Bild dar: in der Hütte sehen wir einen ehrwürdigen Greis mit langem weißen Barte, an einem Pulte schreibend, während junge Knaben neben ihm an einem Tische Früchte und Becher zu einem Mahle auftragen. Die alten Reime lehren dabei:

Lernt im Zufall Gottes Führung,
wie er euch in Noth begrüßt,
denn es braucht oft tiefe Rührung,
daß ihr euch nicht ganz verschließt!

Drittes Bild.

Todtenbleich tritt er zur Hütte,
wie sein eignes Schattenbild,
trinkt vom Quell, der in der Mitte,
gleich dem müdgehetzten Wild;
und ein Kind bringt Stuhl und Früchte,
und der Alte Wein und Brod,
will nicht, daß er erst berichte,
was ihn brachte in die Noth.

Der König stillte seinen Durst, dann dankte er dem Alten und fragte nach der Gegend, wohin er sich verirrt habe. Der Alte schrieb schon wieder gar eifrig, und legte den Finger auf den Mund zum Zeichen des Schweigens. Der König schwieg, und die Kinder führten ihn zum Feuer, wo ihn der Schlaf in wenig Augenblicken überwältigte.

Er mochte einige Stunden geschlafen haben, als ein Funke vom frischangeschürten Feuer auf seine Stirn sprang

und ihn erweckte. Aber die Ermüdung aller Glieder war noch zu groß, er wollte sich erheben und vermochte es nicht; nicht einmal die Augenlieder konnte er recht öffnen. Doch hörte er die Unterhaltung zwischen dem Vater und seinen Söhnen, ohne daß diese wahrnehmen konnten, daß er erwacht sey. Der Alte schien etwas sehr Ernstes zu bedenken; er hatte einen Dolch gegen den Himmel erhoben und sprach eifrig:

Ja der König muß verderben,
soll der Staat genesen seyn;
mit dem Dolche muß er sterben!
Meine Thräne soll ihn weih'n!
Mich entflammt nicht eigne Rache;
mich ergreift des Landes Wuth:
denn bald nährt der grimme Drache
sich mit unsrer Kinder Blut.

Aber die Kinder flehten alle für den König und sagten:

Wie viel Wolken zieh'n vorüber,
und die Sonne scheint dann hell!
Und der König wird einst lieber,
als der muthigste Rebell,
vor dem armen Volk erscheinen,
das vergessen alle Noth,

sich erwählet einen Reinen,
und bestraft des Königs Tod!
Er ist gut, es sind die Grafen,
die mit frechem Übermuth
Laster lohnen, Tugend strafen.
Ach der König ist so gut!

Fest entgegnete darauf der Alte und focht mit dem Dolche gegen die Luft:

Wer darf sein Geschick vergessen?
Nicht der Bettler, fremd im Land,
auch kein König darf, vermessen,
Kronen, die aus Gottes Hand,
unter seine Diener theilen,
um in ungestörter Ruh
in dem wilden Wald zu weilen!
Nein, bei Gott, ich stoße zu!

Dem Könige war bei diesem Gespräche so manches Wort wieder erwacht, was seine beiden Edelleute bescheiden hatten fallen lassen. Die Noth hatte seine Seele erhellt; mit Jammer erkannte er sein Unrecht, richtete sich auf, öffnete sein Wams und sprach zum Alten: «Stoß zu! Ich fühle mein Unrecht; ich habe mein Volk und meine Krone lange vergessen; möge ein Würdiger mir folgen, der es treuer bewacht!»

Der Alte und die Knaben sprangen von ihren Sitzen und sahen ihn verwundert an. Bringt kühles Wasser dem Kranken, sagte der Alte; er hat unserm Spiele zugehorcht und wähnt, er sey selbst der Schottenkönig, dessen Geschichte wir darstellen.

«Ihr spielt mit dem Dolche?» fragte der König; «oder hat euch mein Auge den Muth benommen? Ich will es schließen, will mich niederlegen, wie ein Schlafender, daß ihr mich ohne Scheu morden könnt. — Bei diesen Worten entfiel dem König die Krone, die er unter seinem Hute trug, und der Alte erkannte wohl, daß dieß Mißverständniß einen Grund habe, und keine leere Qual der falschen Einbildung zu nennen sey. Er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder und sprach:

«Nicht Jeder kennt die Noth und die Geschicke eines Andern, der die Furchen seiner Stirn erblickt. Wohl mögt ihr unser gnädiger Herr seyn, den wir so lange vermissen; ich aber wage es nicht, euch zu berathen, so wenig ich euch zu ermorden gesonnen war. Lange habe ich meine Augen nicht mehr dem Lebenden geöffnet; aber oft habe ich vor euch in jüngern Jahren am Marktfeste zu Waiblingen die Geschichte der Völker gesprächsweise aufgeführt. Gedenkt ihr meiner noch, des alten Meistersängers David aus Ungerland? Hier in stiller Einsamkeit durchdenke ich die Ge-

schicke der Völker, und was euch ergriffen hat, ist die Geschichte eines Schottenkönigs, der von seinen Barden erstochen wurde, weil ein Drache ungestört das Land verwüstete.»

Der König erhob den Alten, küßte ihn und sprach: Mag eure Geschichte mir fremd seyn, eure Lehre ist mein geworden. Der Sänger Wort ist ein höherer Ruf, und wie es uns trifft im Innersten, im Geist, im Herzen zugleich mit einem Strahle, so wirkt ein höherer Geist durch das Wort. Wohl mögt ihr mich noch vergessen haben, und des fernen Schottenkönigs gedenken; dennoch steht mein Reich, ich und meine Gedanken, im Spiegel eures Geistes, euch selbst unbewußt, und ich schaudere vor meinem Abbild!

Das Bild stellt den König dar, wie er seine Brust dem Dolche entblößt, während die Krone von seinem Haupte fällt.

Viertes Bild.

Der König fühlte sich entschlossen, wieder selbst zu herrschen, und fragte nach Kostnitz am Bodensee, wo der Graf der Nibelungen, als besonderer Günstling des Königs wohnte. Gleich war ein Knabe mit einer Kienfackel dazu bereit, und der Alte gab ihm seltsame, ahndungsvolle Worte mit auf den Weg. Und der Knabe führte ihn in die wun-

derbarsten Wege auf umgestürzten Baumstämmen über Abgründe, in denen die Wölfe heulten.

So waren sie bei dem Morgenlichte schon am Waldrande, wo der König den Knaben mit vielem Danke zurücksandte. Gerne hätte er ihm eine Gabe gereicht, aber schon lange hatte er kein Geld mehr gehabt und verlangt. Gegen Abend erreichte der König das Schloß des Grafen von Nibelungen, versteckte seine Krone und sein Schwert unter den Mantel, und warf die Armbrust unter einen Steinhaufen, daß er sie einst wieder finden könnte. Das Schloß war hell erleuchtet; er mischte sich unter das müssige Volk der Zuschauer. Die alten Reimen sagen:

Und er geht zum hohen Schlosse,
helle jedes Fenster blitzt.
Viele kommen da zu Rosse,
und sie haben ihn bespritzt;
und er läßt die Wagen rollen,
steht da wie ein armer Tropf;
Fackeln, die sie putzen wollen,
schlagen sie an seinen Kopf,
daß das heiße Pech ihm rinnet
in den Nacken, auf das Kleid.
Warlich, keine Seide spinnet,
wer so zusieht wilder Freud'!

Ruhig wärmt er sich am Feuer,
das der Wagen Spur erhellt.
Einen Brand nimmt da ein Geyer,
trägt ihn in das weite Feld!
Und des Armen Feld muß brennen,
weil der Reiche fröhlich zecht.
Doch sie werden bald erkennen,
daß noch lebt ein göttlich Recht!

Und wie der König dem ernstlich nachdachte, hatte sich die Menge, die keine Gäste mehr zu sehen erwartete, schon vom Wachtfeuer verlaufen. Er stand allein, als ein Haufen Reiter eine gebundene, und dennoch würdig scheinende Jungfrau auf einem Pferde herbeiführten und am Thore zu Boden setzten. Die Reime sagen:

Von dem Mund der Jungfrau nehmen
sie das Band, das ihn verschloß,
meinen, daß sie sich soll schämen
vor dem glanzerfüllten Schloß.
Doch die Jungfrau ruft dem Winde,
sagt's der reinen Sternennacht,
daß sie ihren Gram verkünde
und die nahe Übermacht. —

«Harter Graf, der mich geraubet!
«Schlechter König, der nicht hört!
«Heut' hat Myrthe mich umlaubet,
«morgen bin ich schon zerstört.»

Diesen Raub der schönen Jungfrau seht ihr hier auf dem Bilde, und wie der König nach dem Degen greift.

Fünftes Bild.

Die Besonnenheit des Königs beschwichtigte diese Aufwallung. Er gedachte der Zahl jener Räuber, und beschloß, der armen Geraubten, die ihn tief gerührt hatte, mit sicherer Klugheit zu helfen, oder selbst der Strafe für die lange Vergessenheit seiner Pflicht zu unterliegen. Schwert und Krone wieder im Mantel versteckt, trat er in's Schloß und vertraute einem Diener des Grafen, er habe seinem Herrn willkommene Botschaft von einer schönen Frau zu überbringen. Der Diener wies ihn nicht ab, wie der König gefürchtet hatte, brachte ihn aber auch nicht zum Grafen, wie er gehofft hatte, sondern nach einem abgelegenen, nicht erleuchteten Zimmer des Schlosses, und verließ ihn, um seine Anwesenheit dem Grafen zu melden. Der König war nicht lange mit sich allein, als Seufzer aus dem Nebenzimmer

ihm hörbar wurden. Gleich gedachte er, es sey die unglückliche Jungfrau, die den Untergang ihres Lebens beschließe, und sang zu ihrer Vertröstung:

Mitleid mit den Unschuldsthränen,
du erweckst mein todtes Schwert, —
wie der Blitz der durch die Mähnen
eines müden Rosses fährt;
und es bäumt sich kühn zum Himmel,
wo der Donnerwagen rollt,
möcht' ihn lenken durch's Getümmel,
daß er nicht der Erde grollt.

Diese Worte schienen die Seufzer zu stillen. Bald hörte der König von der andern Seite Menschentritte, und der Graf trat mit einer Kerze ein. «Bist du es» — sagte er eintretend — und gedachte die Jungfrau zu finden; aber da gewahrte er einen Mann, der den Mantel abwarf, und sah ein Schwert in dessen Hand blinken. Er wollte zurückspringen und Verrath rufen, da erkannte er den König, und war wie von einer Erscheinung erschüttert und verwirrt. Gnädiger Herr, stammelte er, ihr beehrt dies Fest mit eurer Gegenwart? Möchte es eurer würdig seyn und euch erheitern!

Der König sagte darauf mit Ruhe! Das Fest ist meiner nicht würdig! Es betrübt mich tief! Die Klage der

Unschuld ist eure Musik, und das Brod der Armen drückt eure Tische nieder! Ihr habt mein Vertrauen getäuscht. Ich habe euch meine königliche Gewalt übergeben; mir bleibt nur mein ritterliches Herz. Einer von uns beiden ist der Erde überzählig. Zieht, lieber Graf, daß Gott zwischen uns blutig richte, wer hier herrschen soll!

Der Graf zog zwar seinen Degen; aber von dem früher gewohntem Gefühle übernommen, daß dies sein Herr sey, legte er den Degen zu dessen Füßen; kniete nieder und sprach: Ich habe euch nicht kränken wollen, gnädiger Herr! Verzeihet meiner Jugend und der Freiheit, der ihr uns überlassen habt, wo ich in Leidenschaft irrte!

Der König setzte ihm den Fuß in den Nacken und sagte: Der Übermuth deiner Diener hat mir heißes Pech auf den Nacken geschüttet, als ich ruhig dem Freudenfeuer zusah: an dir will ich mich rächen. Dein Tod liegt in diesem Augenblick im Schwunge meines Arms. Doch ich will nicht deinen Tod; aber gedenke dieses Augenblicks künftig und schwöre mir ritterliche Treue!

Der Graf hob die Hand auf und schwur ihm einen Eid der Treue. Da gab ihm der König seinen Degen zurück und befahl, ihn als Herrn in die Mitte der Grafen zu führen, die in dem Schlosse versammelt wären. — Das

Bild stellt dar, wie der König ihm den Fuß in den Nacken setzt und sein Schwert erhebt:

Der vor Allen hochgestanden,
ist am tiefsten nun gebeugt.
Also geht der Stolz zu Schanden
und vor Gottes Macht sich neigt.
Wer mit Muth dem Rechte dienet,
ist erfüllt von Gottes Macht;
was er schafft, auf Erden grünet,
was er störet, sinkt in Nacht!
Und woran er zu erkennen,
ist die sichre Mäßigung;
Rache will er sich nicht gönnen,
ihm genügt die Besserung.

Sechstes Bild.

Der Graf, von der Würde des Königs in seinem leichtsinnigen Herzen frisch erschüttert, meinte sich ernstlich ihm anschließen zu müssen. Er schilderte ihm die Verwirrung, die Bedrückung des Landes, den Trotz der meisten Grafen, die sich gewiß der Rückgabe aller Gewalt in seine Hände widersetzen würden. Er wolle deßwegen den Saal

mit bewaffneten Dienern besetzen, daß die Grafen nicht zu ihren Waffen kommen könnten, und sich in die Nothwendigkeit seiner Anerkennung ohne gewaltsamen Widerstand ergäben. Für diesen Rath ernannte ihn der König zum Nachfolger in der Regierung, wenn er, der Letzte des altschwäbischen Hauses, ohne eigene Kinder sterben sollte.

Diese Gnade befeuerte den Grafen; er bewaffnete schnell die besten Leute; der Saal, wo die Ritter banketirten, ward von ihnen besetzt, als der König, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, von vielen bewaffneten Fackelträgern umgeben, mit dem Grafen in den Saal trat. Da war großes Erstaunen, insbesondere, als der König nicht freundlich, sondern mit harter Belehrung ihnen ihre Fehler verwies, sie bedrohete, alle enthaupten zu lassen, wenn sie nicht in Reue und Demuth ihren Übermuth büßten. Sie sahen den Grafen und dessen Leute auf der Seite des Königs; sie fühlten sich verloren, wenn sie widerstehen wollten; sie knieten nieder, gaben die Regierung in seine Hand zurück, und ließen sich an ihren alten Rechten genügen, und huldigten ihm von Neuem.

Und als nun dieß große Werk für das Land geendet war, da befahl der König, zu neuer Überraschung des Grafen, die geraubte Jungfrau in den Saal zu führen. Und bald trat sie mit dem Morgenstern in den Saal, der

die Decke der wunderbaren Nacht lüftete. Alle waren erstaunt über ihren Glanz, vor allen der König, der sie jenem liebreichen Knaben ähnlich fand, der ihn aus dem Walde zurückgeführt hatte; und der noch immer wie ein wunderbarer Engel in seinem Andenken erschien. — Der König kündigte ihr die Freiheit an; zugleich bat er, sie möchte ihm ihren Namen und ihr Geschick vertrauen, daß er für ihre Sicherheit sorgen könne. Da nannte sie sich die Tochter des unglücklichen Herzogs David aus Ungerland, der im Kampfe gegen Attila seiner zwölf Söhne, seines Landes und Verstandes beraubt, sich unter dem Namen eines Meistersängers in dieses Königreich Schwaben geflüchtet, und sie einem Nonnenkloster in Schutz gegeben habe; sie bat um Freiheit, ihn aufzusuchen und für ihn zu sorgen.

Der König fragte, ob sie ihr Gelübde im Kloster schon abgelegt habe? — Sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen, daß sie noch kein Gelübde abgelegt habe und auch keines ablegen werde, seit sie habe erfahren müssen, daß auch nicht die Klostermauern sie gegen Gewalt hätten schützen können.

Darauf kniete der König vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und zeigte ihr seinen Goldring. Und sie ließ sich ihn an ihren Finger stecken, denn ihre Augen verstanden sich, und sie nannte ihn ihren lieben Retter; doch wußte sie

nicht, daß es der König sey. Als aber jetzt die Grafen ihr mit gebeugtem Knie die Hand küssen und das Heil ihrer neuen Königin ausriefen, da erkannte sie die hohe Würde ihres Verlobten, wie sie sein hohes Herz erkannt hatte, und verbarg geschämig ihr Antlitz, und segnete alles Unglück, in welchem der Himmel sie geprüft habe, und gedachte ihres Vaters, wie der sich dieser Rückkehr zum alten Ansehen seines Hauses freuen werde.

Das Bild zeigt, wie sie sich den Ring an ihren Finger thun läßt, und die alten Reime sagen:

Seht der neue Tag zieht prächtig,
in die Herzen, in die Welt.
Alle Sorge, dunkel nächtig,
hat zum Grafen sich gestellt.

Siebentes Bild.

Die junge Braut war, von Müdigkeit überwältigt, im Gemache der Mutter eingeschlummert und ihr Schlaf war lang. Der König gönnte sich nur kurze Rast. Es trieb ihn die Sehnsucht nach dem alten Sänger, der, gleichsam als die Seele seines Volkes, unbewußt sein Schicksal gelenkt hatte. Er sorgte für die Sicherheit seiner Braut, und

zog mit den rüstigsten Grafen und den wegkundigsten Gebirgsjägern in den Schwarzwald. Er selbst ging voran, weil er an den bedeutendsten Punkten Zweige eingebrochen hatte. Auch fand er diesen seinen Weg, den ihm der Knabe gezeigt hatte; nur fehlten jetzt alle die Brücken, auf denen er über Abgründe sicher hingeschritten war. Diese Verbindungen schienen mit Absicht vernichtet zu seyn. Aber der König ließ sich dadurch nicht abhalten. Die Gebirgsjäger, obgleich sie diesen wilden Theil des Waldes nur selten berührt hatten, wußten doch aus ihrer Erfahrung guten Rath, die schroffesten Felsen zu umgehen und Wege zu bahnen. Die Jäger erlegten die zornigen Bewohner der Wildniß, die ihnen nahe kamen, Bären, Wölfe, Luchse.

Zwei Tage arbeiteten sie mit frischem Muthe; aber am dritten wurden alle stiller und langsamer. Mancher meinte, es sey unmöglich, daß der König in Einer Nacht diese Wege gewandelt sey, er müsse wohl geträumt haben. Darum waren alle sehr überrascht, als sie wirklich beim Aufgang des dritten Tages in einer grünen Fläche, die von hohen Eichen umgeben war, eine wundervolle Kapelle erblickten, die aus hochstämmigen, weißblühenden Rosenbüschen geflochten, von Epheu umrankt, ein Kreuz über der Erde bildete.

Der König ging voran, um den alten Freund durch die Zahl der Gäste nicht zu erschrecken; ihm folgten die andern. Als aber der König die Thüre öffnete, sah er einen einfachen Altar, wo wenige Tage vorher der Alte geschrieben hatte, ein Kreuz bezeichnete ihn und prachtvoll glänzte die Morgensonne herüber. Alle knieten nieder. Der König beschloß dem Erlöser hier, wo er vom Trübsinn zur Freude erlöset worden, eine Kirche zu bauen. Und als er über die Art dieses Baues nachsann, erblickte er auf dem Altar den Bau vieler Bienen, welche in ihrem Wachs die Kapelle im Kleinen nachgebildet hatten.

Gleich der freundlichen Kapelle,
ist der Wachsbau ausgeführt;
von dem Thurme bis zur Schwelle
gleiches Maaß darin regiert.
Einsam bauten diese Bienen
wohl schon manche liebe Zeit,
daß sie diesem Altar dienen,
daß ein Schränklein sey bereit,
um das Heil'ge drein zu stellen
und des heil'gen Nachtmahls Brod,
das der Priester den Gesellen
bei des Baues Gründung bot.
Denn da flogen sie zur Sonne

wie ein Kreuz geordnet hin,
daß Vertrauen mit der Wonne
sel'ger Thrän' erweicht den Sinn.
Dreifach wird die Kirche schimmern:
in dem Wachs, im Rosendach,
aus Granit die Werkleut' zimmern
nun die Wölbung auch danach.

Die beiden Kapellen und die Gründung der Kirche zeigt das Bild, alle drei einander gleich, nur in verschiedenem Maaßstabe.

Achtes Bild.

Nachdem der Bau angeordnet und die Arbeiter bestellt waren, zog der König heim, indem er überall den Weg zu dieser Wallfahrtskirche eröffnen ließ. Acht Tage nach seinem Auszuge traf er zum Schlosse des Grafen ein. Da trat seiner freudigen Ungeduld die Braut weinend entgegen, und klagte, sie habe ihren Vater nur wieder gefunden, um seinen Tod zu betrauern. Die Vorsteherin des Klosters habe sie zu ihm geführt; aber er habe, einem Todten gleich, wenn gleich noch athmend, in seiner Hütte geruht. Zwar hätten die Nachbarn, welche ihm gerne dienten, weil er ihnen zum Lohn schöne Geschichten erzählte, behauptet, er sey

nicht todt, sondern schon oft in solche Entzückung verfallen; aber sie könne nicht mehr an diesen Trost glauben; diese Störung seines Lebens daure zu lange.

Hierauf führte sie den bestürzten König nach dem Saale, wo der Vater unter einer Purpurdecke auf weichen Kissen ruhte. Wie sie nun die Decke mit halbabgewendeten Gesichte aufhob, rief der König: Frommer Sänger! Du hast mich in's Leben zurückgeführt, und bist selbst zu den Todten gegangen! Warum sahest du nicht die Freude deines Werkes, ehe deine Augen sich schlossen!

So war es nun heraus: der Vater seiner Braut war eben jener Meistersänger, dessen Schauspiele und Gesänge die Stadt erfreuten, eben der, welcher den König aus seiner Trägheit erweckt hatte. Das Seltsame aber war, wie er nach der Wildniß gekommen, da die Nachbarn versicherten, er habe an jenem Tage schon in der Verzückung auf seinem Bette gelegen. Als nun der König jener Ähnlichkeit der zwölf Knaben mit seiner Braut gedachte, da fiel ihm ein, ob es wohl die zwölf Söhne gewesen seyn möchten, welche die Hunnen umgebracht hatten? Es schauderte ihn, als ob er im Schwarzwalde schon über die Grenzen des Lebens hinübergestiegen gewesen, aber durch Warnung in dessen Mitte wieder zurückgetreten sey. Da traten die beiden treuen Begleiter seiner Jagd, die beiden Ritter, welche

erkrankt gewesen, in abgetragenen Wämsern, wie es sich an Höfen wohl nicht ziemte, in den Saal, begrüßten den König mit Freudenthränen, erzählten, wie sie ihn so lange vergeblich gesucht hätten, bis sie endlich durch den Fang zweier Vögel, darunter auch der sey, dem der König so lange nachgeschlichen war, zur Heimkehr veranlaßt worden wären. Dieser Fang, der ihnen so leicht geworden, da die Vögel mit einander gespielt und sie nicht wahrgenommen hätten, sey ihnen als ein gutes Zeichen erschienen, und dies gute Zeichen sey nun erfüllt.

Bei diesen Worten zog der Eine einen Gitterkasten unter dem Mantel hervor, in welchem die beiden Vögel, in der Gestalt wie Spechte, der eine golden, der andere silbern, eingesperrt saßen. Froh sagte der König den Freunden Willkommen; aber nicht ohne Widerwillen fühlte er in sich die alte böse Jagdlust beim Anblicke der Vögel wieder erwachen. Er kämpfte mit sich; endlich reifte sein Entschluß: er ließ den goldenen Vogel aus dem Kasten fliegen, daß er durch das Fenster in's freie Blau der Luft entflöge. Er wollte auch den silbernen entfliegen lassen; aber da überwand ihn seine Jagdlust, daß er die Gitterthür wieder zuschloß.

Der goldne Vogel nutzte aber nicht das Geschenk der Freiheit. Er flog zwar fort, blieb aber auf dem Munde

des halbtodten Sängers sitzen. Dieser öffnete den Mund, der Vogel schlüpfte hinein und der Alte öffnete die Augen, wie ein gesund Erwachter. Der Saal war ihm fremd; er fragte, wo er sey? und fragte die Tochter, wer sie sey? Dann aber erkannte er sie beim ersten Kusse; auch der König schien ihm bekannt, und als ihn dieser an die Lehre erinnerte, die er von ihm in der Rosenhütte empfangen, da rieb sich der Alte die Stirn und meinte, daß ihm von dem Allen auch geträumt habe, daß er auch seine zwölf Söhne wieder gesehen, die ihm vielen guten Rath zu dem Fastnachtsspiele gegeben hätten. Dann sey ihm aber auf dem Heimwege seine geliebte selige Frau begegnet, die habe ihn so ernstlich an den Himmel gemahnt und daß er der irdischen Spiele vergessen solle, und darüber hätten sie sich so im Gespräche vertieft, daß sie beide gefangen worden. — Jetzt erkannte er in dem eingesperrten silbernen Vogel die Seele seiner Frau. Er beschwor sie, ihn noch nicht abzurufen, bis er sein tiefsinniges Spiel beendet habe, und der Vogel schien ihm mit sanftem Tone darin nachzugeben.

Das Bild stellt euch dar, wie der Vogel in den Mund des Alten schlüpft.

Neuntes Bild.

Kaum gestattete sich der Alte die Zeit, alles zu vernehmen, was seiner Tochter geschehen: die Frau mahnte ihn zur Arbeit. Sie war ehrfurchtsvoll dem Käfig entlassen, und saß auf seiner Schulter, auf seinem Tintenfasse, auf seiner Feder, daß er nicht bei den Liebkosungen der Tochter das Schreiben unterlasse. Umsonst führte diese den Vater zu weiten Aussichten an die Fenster, umsonst zeigte sie ihm den reichen Garten: der Alte schrieb gehend, stehend, sitzend, so wie sich seine Gedanken klar machten und verdrängten. Die Tochter wußte aber die Gefahr, daß er sich ihrer Liebe und der Welt entzöge, wenn er seine Arbeit beendigt habe, und da diese rasch fortrückte, so ersah sie einen Kunstgriff:

Unermüdet schreibt der Alte,
schaut begeistert in die Welt,
sieht nicht, wie die Tochter walte,
nur sein Werk ihm wohlgefällt.
Wenn er nun ein Blatt geschrieben,
wirft's die Tochter heimlich fort,
daß es in den Strom getrieben
und erloschen jedes Wort.

So der Alte unermüdlich,
ohne Zürnen, ohne Groll,
schreibt von Neuem still und friedlich,
doch sein Werk wird nimmer voll.

Als nun die Sonne an die Erde gestoßen und in tausend Sterne zersprungen war; da sank der Alte ermüdet auf seinen Schreibstuhl; sein Mund öffnete sich, der goldene Vogel entfloh singend dem Munde, und flog in den Jasminbusch, wo der silberne Vogel sein harrte, wo dann große Freude zwischen ihnen war, und tausend Bitten der Mutter kund wurden, die Arbeit bald zu enden.

Der König dachte nun, daß er seine Vermählung und seinen Einzug in die Hauptstadt beschleunigen müsse, und ordnete alles auf den andern Tag. Er begann den Zug auf einem schwarzen Rosse; ihm folgten die Grafen, dann folgte die Königin auf weißem, sicheren Rößlein, umgeben von den Gräfinnen; den Zug schlossen die Meistersänger, welche zu Pferde den Wagen umgaben, in welchem der Alte saß und schrieb, das Vöglein auf seiner linken Hand tragend. Das Volk strömte mit Jubel entgegen und Jeder athmete wieder frei auf. So ging der Zug zur Kathedrale auf der Anhöhe, wo wir hier auf dem Bilde noch den vielen Bauschutt daneben finden. Dort wurden beide durch die Hand des Priesters feierlich vermählt.

Zehntes Bild.

Als der König und die Königin am andern Morgen erwachten, waren sie verwundert, den Alten noch nicht erwacht auf seinem Ruhebette, noch nicht beim Schreiben zu sehen. Vielmehr bemerkten sie die beiden Vögel mit großer Thätigkeit auf einem hohen Rosenstocke, der in einem goldenen Gefäße das Gemach schmückte. Die beiden Vögel hatten sich in den Ästen ein Nest geflochten aus seidenen und leinenen Fäden, und dasselbe mit goldenen und silbernen Fäden gefüttert. Sie ließen sich nicht von der Anwesenheit der beiden Neuvermählten stören; sie grüßten sie und sangen Glückwünschungen und nahmen süßen Mohn vom Munde der Tochter.

Dieß war der einzige Tag, da der Alte versäumte, in seinen Leib zurückzukehren; auch war am andern Morgen die seltsame Änderung vorgegangen, daß die silberne Frau ihn nicht mehr so dringend zur Arbeit anmahnte, und daß der Alte sich daher seinen Kindern mehr mittheilen konnte. Dennoch schrieb er immer viel und die Tochter löschte an jedem Abende Alles wieder aus, so daß sein Heldenspiel zwar immer schöner, aber nie fertig wurde. Die Mutter war zwar abwechselnd mit dem Neste beschäftigt, aber sie war doch die meiste Zeit um den Vater; der Tochter hingegen schenkte sie weniger Aufmerksamkeit.

Eines Tages ging sie aber gar nicht vom Nest, und die Tochter lauschte und nahm endlich wahr, daß die Mutter ein silbernes, mit goldnen Ringen bezeichnetes Ei unter den Federn des Nestes versteckte. So legte der silberne Vogel allmählig zwölf Eier, jeden Tag eins, und setzte sich darauf, sie auszubrüten, und wechselte in dieser Arbeit mit dem goldnen Vogel ab, so daß der Alte während seiner ganzen Brütezeit nicht in seinen ruhenden menschlichen Körper und nicht zu seiner Arbeit kam. Denn auch während sie brütete, war er emsig beschäftigt, zarte Blumensämereien für sie herbeizutragen, welche kein Mensch finden kann, wie die klugen Vögel sie finden und sammeln können.

Aber die Königin ward eines Morgens von einem herrlichen Knaben entbunden. Und kaum war der zur Welt gekommen, so entflogen zwölf kleine, schöne, geflügelte Kinder, in der Größe von Kanarienvögeln, mit goldenen und silbernen Flügeln versehen, also ganz so wie Engel geschildert werden, aus dem Neste der silbernen Mutter, sangen den Neugebornen an, liebkos'ten ihm, spielten mit ihm und wehrten ihm die Fliegen ab. Sie selbst waren zwar klein, aber doch fertig in allen ihren Kräften, in die Welt geflogen, und kannten die menschliche Bedürftigkeit nur, indem sie diese Andern erleichterten.

Das Bild zeigt das Bett; die Königin und den König der an ihrem Bett steht und ihre Hand faßt, blicken mit Wohlgefallen nach dem Kinde, daß von den kleinen Engeln gewickelt wird.

Eilftes Bild.

Als die Königin das Kind entwöhnt hatte, sagte ihr der König, daß er in der Stunde ihrer Noth die Beschleunigung des Kirchenbaues im Schwarzwalde durch eine strenge Wallfahrt dahin gelobt habe. Er wolle nun, seinem Gelübde treu, von ihr Aschied nehmen. Aber die Königin erklärte, er dürfe nicht allein gehen, sie müsse mitziehen. Sie ließ sich durch keinen Grund zurückweisen. Unter andern ersann sie, daß sie den Vater als Vogel einfangen und sammt der Mutter im Käfig mit sich nehmen wolle, damit der Vater die Zeit nicht benutze sein Heldenspiel fertig zu schreiben und sich ihnen auf immer zu entziehen. Die zwölf geflügelten Boten versprachen, für den kleinen Königssohn in ihrer Abwesenheit Sorge zu tragen, wie sie es ohne Beihülfe Anderer täglich zu thun gewohnt waren und sich nicht erschrecken ließen, wenn das starke Kind mit kindischem Ungeschick zuweilen einen ergriff und rupfte. Sie standen

in solchem Falle einander so treulich bei, daß sie bald des Kindes Meister wurden, und das Kind folgte ihnen in Allem, worin es sie verstehen konnte.

In dieser Obhut ließen sie, nach unzähligen Küssen das geliebte Kind, und begaben sich heimlich, um jedes Gefolge von Leuten zu vermeiden, das ihrer Demuth ein Vorwurf zu seyn schien, aus der Stadt, ohne zu ahnen, daß sie das Kind und die Stadt zum letztenmal gesehen hätten. Erst mehrere Stunden nach ihrer Auswanderung verbreitete sich das Gerücht derselben und viele fromme Leute folgten ihnen nach.

Es hatte sich aber, seit der König selbstständig und gerecht die Regierung übernommen hatte, viel Glück über alle verbreitet. Nur die Grafen wollten das nicht erkennen, weil sie sich durch die Gerechtigkeit in ihren Einnahmen sehr beschränkt fanden. Jener Graf des Nibelgau's, welcher sich die Schuld dieser neuen Wendung der Dinge beimaß, weil er sie seiner Feigheit zuschrieb, und der nun auch von Ärger über die Geburt des Prinzen erfüllt war, weil dieser ihm die Hoffnung der Nachfolge raubte, fand sich vom Geiste der Versuchung gereizt, durch den Mord des Königs sein Schicksal ändern zu wollen. Diese Wallfahrt, die einer seiner Diener auskundschaftete, bot ihm die Gelegenheit zur unbemerkten Ausführung. Die Vormundschaft über

das königliche Kind konnte ihm nach des Königs Tode nicht streitig gemacht werden. Wie leicht konnte es aus der Reihe der Lebenden vertilgt werden! Und die Königin hoffte er sich durch sein Ansehen dann zuzueignen. Der Graf war zum Schein zu seinem Bruder gefahren, hatte sich aber, ohne eines Menschen Begleitung, nach dem Schwarzwalde gewendet, und lauerte an der gebahnten Straße der Wallfahrer.

Der ganze Weg hatte unsere beiden Pilger ganz in die Zeit ihres ersten Beisammenseyns versetzt, und vor freundlicher Beschäftigung miteinander selbst sahen sie nicht um sich und vergaßen zuweilen des Gebetes. Umsonst warnten sie die beiden Vögel im Käfig, — der Wurfspieß des Grafen hatte beide durchbohrt und den Käfig der Vögel durchbrochen, ehe sie eine der Warnungen vernommen hatten! Ohne Schrecken, ohne Ahnung, noch freundlich lächelnd, hatte der Mordstahl ihren Lebensfaden durchschnitten. Aber der Graf sah mit Verzweiflung zu ihnen hin; denn nicht die Königin sollte sein Spieß treffen; aber eben hatten sie sich umarmt, als schon der Wurfspieß entschleudert war! Erst jetzt fühlte der Graf, daß mehr seine Neigung zur Königin, als der Wunsch nach Herrschaft ihn getrieben. Er haßte sich und sein Unglück, das er sich selbst geschaffen hatte.

Den Mord stellt das Bild dar.

Zwölftes Bild.

Der Graf dachte nun auf seine Sicherheit und eilte nach seinem Schlosse, ehe irgend eine Kunde des Mordes in das Land gekommen war. Der große Zug der Waiblinger Pilger, welcher dem Königspaare nachgepilgert war, entdeckten die beiden Leichen beim Geschrei der beiden Vögel, und da jeder Versuch, sie zu beleben, vergeblich war, so zogen sie mit ihnen traurig und still der Kirche des Erlösers zu, wo die Geistlichen sie mit Balsam zu erhalten suchten, bis die feierliche Beisetzung angeordnet wäre. In der Hauptstadt war aber, ehe diese Trauerbotschaft einlief, eine allgemeine Verwirrung. Der Königssohn war verschwunden mit seinen zwölf Engeln. Niemand errieth, wer ihn könne geraubt haben. Als aber die Kunde der Ermordung anlangte, da erhob sich das Volk in Verwünschungen der Mörder, so daß der Graf von Glück zu sagen hatte, daß kein Verdacht auf ihn fiel, weil ihn Viele kurz vorher bei seinem entfernten Bruder gesehen hatten.

Zur Beerdigung des Königspaares versammelten sich alle Grafen und vieles Volk bei der neuen Kirche. Die Särge wurden geöffnet; der Graf als Nachfolger, verfluchte da öffentlich die Mörder, sie sollten das Licht der Sonne nicht mehr sehen. In dem Augenblicke drangen die beiden

königlichen Vögel, wie sie vom Volke genannt wurden, aus den Wolken nieder zu ihm und hackten ihm, ehe er sich ihrer erwehren konnte, beide Augen aus.

Das Bild zeigt, wie die beiden Vögel auf ihn eindringen; im Hintergrunde ist das Hochamt und die Leichen, an der Seite das Volk zu sehen. Die alten Reime sagen:

Mörder! ruft der ganze Haufen,
sieh' es ist erfüllt der Fluch!
Kannst du Licht der Augen kaufen
von dem Himmel durch Betrug?
Und der Graf irrt in der Kirche,
ruft umsonst nach Freundeshand,
daß ein Andrer ihn erwürge:
Alle sind von ihm gewandt.
Blind, nach einem Ausgang suchend,
stürzt die Stufen er hinab,
und so stirbt er, sich verfluchend;
sein Gebein bleibt ohne Grab.

Dreizehntes Bild.

Nun begann ein bürgerlicher Krieg um den befleckten Thron. Jedes der Grafenhäuser machte Ansprüche auf den

Thron, ohne es gerade herauszusagen. Man sah es aber daran, daß sie jeden stürzten, der die Absicht zeigte, zu herrschen. So dauerte es wohl vierzehn Jahre, daß der königliche Pallast von keinem, aus Scheu der andern, bezogen wurde, — als die Hunnen unter Attila bis Schwaben eindrangen. Gleich suchten einige der Grafen durch Attila zur Herrschaft zu gelangen; aber er benutzte sie nur, um alle gegenseitig durcheinander aufzureiben.

So kam er unter dem Zujauchzen derer, die immer noch Lohn von ihm erwarteten, von ihren Leuten gezogen, in die Hauptstadt und in den Schloßhof. Eines seiner ersten Geschäfte war, den alten ehrwürdigen Pallast, theils aus Neugierde und Habsucht theils aus Vorsicht und der Befestigung wegen, in Augenschein zu nehmen. Die Beute war gering: die Habsucht hatte ihm wenig Kostbarkeiten gelassen; aber endlich fand er in einem Zimmer, das mit Epheu grün berankt war, weil die Luft frei durch die offenen Fenster strich, einen starren alten Mann, der auf eine geschriebene Rolle blickte, und den einer der Begleiter als den alten Sänger, den Vater der ermordeten Königin, erkannte, von dem Niemand seit ihrer Abreise etwas erfahren hatte. Denn in der Bestürzung jener Zeit war Niemand in dieß abgelegene Zimmer eingedrungen.

Der Attila meinte, es sey ein alter Zauberer, der immer noch lebe; die Andern dachten auch, er läge nur noch immer in der Verzückung — so wenig hatte der Tod ihm anhaben können. Nun wollte Attila wissen, was in der Schrift, die vor ihm lag, woran der Alte zuletzt geschrieben, stehe und befahl einem der Eingebornen, das Blatt ihm vorzulesen. Ein Geistlicher las folgende Worte zu einem Triumphzuge, der im Heldenspiele beschrieben war:

Wer lebendig blieb, schreit Sieg aus,
doch die Todten schweigen still.
Triumphirend zieht der Feldherr
auf den blutbefleckten Thron,
und die Narr'n, die zieh'n den Karr'n ihm,
und er lacht der Narren schön.
Denn er sinnt schon im Triumphzug,
wo er die verbrauchen will,
die mit ihm zerstört den Welttheil,
und beim Raub nun möchten ruh'n.
Seht, er treibt sie frisch zum Krieg fort,
treibt sie schlau zum Todesnetz:
denn er erbt auch ihre Diebsbeut',
erst ihr Tod ist ihm der Sieg.
Dann erst feiert Friedens Heimkehr,
wann er einsam kehrt zurück.

und von jedem tapfern Mordknecht
trägt die Schuld und das Geschick, —
daß an Einem Haupt übt Strafrecht
Gott vom ungerechten Krieg,
daß bei Einem Namen Eis läuft
über uns, in Last verwirrt,
daß in dieser Qual das Richtscheid
jeder Kraft ist, die verirrt.

Als Attila diese prophetischen Worte vernommen hatte, glaubte er, sie seyen ihm zum Trotze geschrieben und gelesen, und spaltete zuerst das Haupt des Geistlichen, der sie gelesen hatte. Aber zum Doppelschreck Aller stürzte von dieser Erschütterung der Körper des Alten in einen kleinen Aschenhaufen zusammen. Er und seine geliebte Gattin waren längst der Erde entschwunden.

Das Bild zeigt, wie Attila das Schwert zweifelnd erhebt, welchen von beiden er zuerst erschlagen möchte.

Vierzehntes Bild.

Attila selbst fühlte sich durch dieses Ereigniß erschüttert; auch seine Anhänger mochten ihm zweifelhaft scheinen. Er wollte

deswegen etwas Festes begründen, und, wo er kein ererbtes Recht hatte, doch in seinem Muth ein Recht der Erwerbung begründen. Er ließ öffentlich ausblasen, daß er im Schwarzwalde, am Grabe des letzten Königs, mit Jedem um die Krone Schwabens kämpfen wolle, die dann dem Sieger unweigerlich zufallen solle, und zu dem Kampfe bestimmte er einen Tag.

Was bisher aus dem königlichen Kinde geworden, ist noch nicht berichtet. Es verhält sich aber so damit. Die zwölf fliegenden Boten erhielten schnelle Kunde durch die zum Himmel fliegenden Ältern von der Ermordung. Sie hoben den Königssohn im Schlafe aus den Betten, und trugen ihn zu einem Adlerneste, in der Nähe der Erlöserkirche. Da nährten sie ihn mit der Milch der Hirschin, bis er so kräftig war, an der Erde zu gehen. Dann brachten sie ihn zu einem Einsiedler bei der wüsten Kirche; sie sorgten für des Kindes Nahrung, und der Einsiedler für dessen Erziehung. Er zeigte dem Kinde früh, wie das Wohl des Landes von der Religion abhänge: denn seit der allgemeinen Verwirrung sey kein Stein zum Bau der Kirche angefahren worden.

Der Knabe wuchs in sichtlichem Gedeihen; seine dunkeln Augen spiegelten Ernst und Freundlichkeit; sein Mund wech-

selte in Würde und Milde, und seine Stirne trat hervor von der Kraft guter Gedanken und fester Entschlüsse. Früh reifte er zum männlichen Jüngling und übte sich selbst in jeder ritterlichen Kunst, so weit es die Einsamkeit und der Mangel an Kampfgenossen ihm gestatten wollte.

So hatte er sein fünfzehntes Jahr erreicht und fragte eben die kleinen Boten aus, was es sey, das ihn nun schwermüthig mache, — als der wilde Attila mit dem Volke sich der Kirche nahte. Da sprach der älteste von den Zwölfen: Königssohn! Die ganze Welt ist noch ein Geheimniß für dich, und das Leben ein ritterlicher Kampf mit ihr. Nur nach ernstem Kampfe wird sie sich dir enthüllen, und das Gleichartige wird dir eigen werden und eine neue Jugend aus dir hervorgehen. Sohn der Könige! Rüste dich! Der Tag des Kampfes mit dem Räuber deines Landes ist erschienen. Sohn der Könige! Wir wollen dir mit Gebet im Kampfe beistehen. Besteige dieses Roß, bestreite den fremden König, der jeden ausfordert, welcher ihm die Krone, die dein gehört, streitig macht! Siegend oder fallend wirst du uns über dir wie eine Wolke sehen! Unsere Thränen der Freude und des Schmerzes werden auf dich fallen; aber auf der Erde suche uns nicht mehr!

Hierauf erhoben sich die lieben Zwölfe, und der Königssohn dankte ihnen, war aber so wild, daß er sie auf

Erden nicht wieder sehen sollte, daß er sich gern gleich dem Gegner entgegengestürzt hätte.

Unterdeß hatte der König Attila vergebens seine Gegner herausgefordert; keiner der Grafen wagte sich gegen den Gefürchteten in die Schranken. Da trat der gerüstete Jüngling auf und der König lächelte seiner schlanken Gestalt. Aber der Jüngling rannte auf ihn in so zornigem Sinne, daß seine Lanze durch die Ringe des Brustharnisches in König Attila's Herz drang. Der wilde Attila stöhnte sogleich sein Leben aus. Da blickte der Jüngling dankbar zum Himmel nach der glänzenden Wolke, welche Freudenthränen auf ihn fallen ließ. Dann öffnete er den Helm und nannte seinen Vater, und führte das freudige Volk zu dessen Grabe. Der Einsiedler beschwor allda, daß er des Königs Sohn und des Reiches Erbe sey, und setzte ihm dann die Krone auf das Haupt, die er dem ermordeten Könige abgenommen und heimlich bewahrt hatte. Das Volk schwur dem neuen Könige Treue und bald schlug er die Hunnen und machte das Land frei. Darauf vollendete er die Kirche und führte eine weise und glückliche Regierung.

Das Bild zeigt die Krönung des jungen Königs und im Hintergrund den erschlagenen Hunnen. Die alten Reime schließen mit den Worten:

Doch die Zeit will neue Thaten
und erzählt ist schon genug.
Gott im Himmel wird uns rathen,
schützen uns vor Lug und Trug,
wird uns seine Sänger senden
in des Schmerzes Einsamkeit,
daß wir ahnen, wie zu enden
das Beginnen dieser Zeit.

10.

Theodelinde aus Baiern.

(Nach Paul. Diacon. v. d. Gebr. Grimm.)

Autharis, König der Lombarden sandte nach Baiern zu dem König Garibald, und ließ um dessen Tochter Theodelinde (oder Dietlinde) freien. Garibald nahm die Boten freundlich auf und sagte die Braut zu. Auf diese Bothschaft hatte Autharis Lust, seine Verlobte selbst zu sehen, nahm wenige aber geprüfte Leute mit, und darunter seinen Getreuesten, der als Ältester den ganzen Zug anführen sollte. So langten sie ohne Verzug in Baiern an und wurden dem König Garibald in der Weise anderer Gesandten vorgestellt. Der Älteste sprach den üblichen Gruß. Hernach trat Autharis selbst, der von keinem Baier erkannt wurde vor und sprach:

«Autharis, mein Herr und König, hat mich deshalb hieher gesandt, daß ich seine bestimmte Braut, die unsere Herrin werden soll, schaue und ihm ihre Gestalt genau berichten könne.» — Auf diese Worte hieß der König seine Tochter kommen, und als sie Autharis schweigend betrachtet

hatte, auch gesehen, daß sie schön war und seinen Augen gefiel, redete er weiter: «Weil ich, o König, deine Tochter so gestaltet sehe, daß sie werth ist, unsere Königin zu werden, möge es dir belieben, daß ich aus ihrer Hand den Weinbecher empfange.»

Der König gab seinen Willen dazu. Dietlinde stand auf, nahm den Becher und reichte zuerst dem zu trinken, der unter ihnen der Älteste zu seyn schien. Hernach schenkte sie dem Autharis ein, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam war. Autharis trank und beim Zurückgeben des Bechers rührte er leise mit dem Finger, ohne daß Jemand es merkte, Theodelindens Hand an; darauf fuhr er sich selbst mit der Rechten von der Stirne an über das Antlitz herab.

Die Jungfrau, vor Scham erröthend, erzählte es ihrer Amme. Diese versetzte: «Der dich so anrührte, muß wohl der König und dein Bräutigam selber seyn, sonst hätte er's nimmer gewagt; du aber schweige, daß es dein Vater nicht vernehme; auch ist er so beschaffen, daß er wohl werth scheint, König und dein Gemahl zu heißen.»

Autharis war in blühender Jugend, von gelbem Haar und zierlich von Anblick. Bald darauf empfingen die Gesandten Urlaub beim König und zogen, von den Baiern geleitet, heim. Da sie aber nahe an die Gränze, und die

Baiern noch in der Gesellschaft waren, richtete sich Autharis, so viel er konnte, auf dem Pferde auf, und stieß mit aller Kraft ein Beil, das er in der Hand hielt in einen nahestehenden Baum. Das Beil haftete fest, und er sprach: «Solche Würfe pflegt König Autharis zu thun!» Aus diesen Worten verstanden die Baiern, die ihn geleiteten, daß er selber der König war.

Als einige Zeit Theodelinde nach Lamparten (der Lombardei) kam und die Hochzeit festlich gehalten wurde, trug sich Folgendes zu. Unter den Gästen war auch Agilulf, ein vornehmer Longobarde. Es erhub sich aber ein Unwetter und der Blitzstrahl fuhr mit heftigem Donner in ein Holz, das innerhalb des Königs Garten lag. Agilulf hatte unter seinem Gesinde einen Knecht, der sich auf Auslegung verstand; dieser trat, als Agilulf hinausging, zu ihm und sprach: «Das Weib, das heut unserm König vermählt worden ist, wird, nicht über lange, dein Gemahl werden.» Als Agilulf das hörte, bedrohte er ihn hart: «Du mußt dein Haupt verlieren, wo du ein Wort von dieser Sache fallen lässest.» Der Knecht erwiederte: «Du kannst mich tödten, allein das Geschick ist unwandelbar; denn traun, dieses Weib ist darum in dieses Land gekommen, damit sie dir anvermählt würde.»

Nach Autharis Tode ließen die Longobarden Theodelinde, die königliche Wittwe, die ihnen allen wohlgefiel, in ihrer Würde bestehen, und stellten ihr frei: welchen sie wollte, aus dem Volk zu wählen, den würden sie alle für ihren König erkennen. Sie aber berief den Agilulf, Herzog von Turin, einen tapfern, kriegerischen Mann, und reißte ihm selbst bis nach Laumell entgegen. Gleich nach dem ersten Gruß ließ sie Wein schenken, trank selber und reichte das Übrige dem Agilulf hin. Als er nun beim Empfang des Bechers ehrerbietig die Hand der Königin küßte, sprach sie lächelnd und erröthend: «Der braucht mir nicht auf die Hand zu küssen, welcher mir seinen Kuß auf den Mund geben soll.» Hierauf that sie ihm den gefaßten Entschluß kund. Unter allgemeinem Frohlocken wurde bald die Hochzeit begangen, und Agilulf von allem versammelten Volk zum Könige angenommen.

11.

Der Schwanenritter.

(Prätorius nach Henilandus Vinzentius.)

Es ist im Stift Köln ein weit berühmt und herrlich Schloß über den Rhein gebauet; daselbst sind vor etlichen Zeiten viel Fürsten und Herren zusammen kommen und bei einander gewesen: Da ist unversehens ein Schifflein daselbst gekommen, welches ein Schwan mit einer silbernen Kette, damit es ihm an den Hals gehänget war, gezogen hat. Aus demselbigen Schifflein ist ein fremder Kriegsherr, den niemand gekannt hat, gesprungen und hat der Schwan das Schiff wieder zurückgeführt. Der Kriegsherr aber hat auf demselbigen Schlosse gewohnt, und hernachmals ein Weib genommen und Kinder bekommen. Endlich aber als er lange da gewohnet und einsmals den Schwan mit eben demselbigen Schifflein und silberner Kette wiederum dahin kommen siehet, ist er alsbald wieder in das Schifflein gesprungen und ist ferner nicht mehr gesehen worden. Sein Geschlecht und Nachkommen aber sind noch

bis auf den heutigen Tag vorhanden. Und aus dieser Geschichte, so in dem Schlosse zu Kleve (darauf ein sehr hoher Thurm ist, der Schwanenthurm genannt, auf dessen Spitze ein Schwan stehet) in gar alten Teppichen gewirkt ist, führen etliche der Herzoge von Kleve Stamm und Abkunft her.

12.

Kaiserin Hildegard.

(Sage d. d. Gebr. Grimm.)

Kaiser Karl der Große war im Heereszug und hatte Hildegarden, seine Gemahlin, zu Hause gelassen. Während dieser Zeit muthete Taland, Karls Stiefbruder, Hildegarden zu, daß sie ihn lieben sollte. Aber sie wollte lieber den Tod leiden, als ihrem Herrn die Treue brechen; doch verstellte sie sich und sagte: «wenn er ein schönes Gemach würde haben bauen lassen.» Alsbald baute Taland ein kostbares Frauengemach, ließ es mit drei Thüren verwahren und bat die Kaiserin, einzutreten. Hildegard that, als ob sie ihm nachfolgte, und bat ihn vorauszugehen; als er fröhlich durch die Thüre gesprungen war, warf sie schnell zu und legte einen schweren Riegel vor. In diesem Gefängniß blieb Taland eine Zeitlang eingeschlossen, bis Karl siegreich aus Sachsen heimkehrte. Da ließ sie ihn aus Mitleiden und auf vielfältiges erheucheltes Flehen und Bitten los, und dachte, er wäre genug bestraft.

Als ihn aber Karl zuerst wieder erblickte, fragte er ihn: warum er so mager und bleich aussähe? — «Daran ist eure gottlose Hausfrau Schuld,» antwortete Taland; «die hat bald gemerkt, warum ich sie sorgsam hütete, damit sie keine Sünde beginge, und darum hat sie einen Thurm gebaut und mich darin gefangen gehalten.»

Der König betrübte sich heftig über diese Nachricht und befahl im Zorn seinen Dienern, Hildegarden zu ertränken. Sie floh und barg sich heimlich bei einer ihrer Freundinnen. Sobald der König ihren Aufenthalt erfuhr, verordnete er aufs Neue, sie in einen Wald zu führen, da zu blenden und so, beider Augen beraubt, Landes zu verweisen. Was geschah? Als sie die Diener ausführten, begegnete ihnen ein Edelmann, des Geschlechts von Freudenberg; den hatte gerade Gräfin Adelgunde, ihre Schwester, mit einer Bothschaft zu Hildegarden abgesandt. Als dieser die Gefahr und Noth der Königin sah, entriß er sie den Henkersknechten und gab ihnen seinen Hund. Dem Hunde stachen sie die Augen aus und hinterbrachten sie dem König, zum Zeichen, daß sein Befehl geschehen wäre.

Hildegard aber, als sie mit Gottes Hülfe gerettet war, zog in Begleitung einer Edelfrau, Namens Rosina von Bodmer, nach Rom, und übte die Heilkunst, die sie ihr Lebtage gelernt und getrieben hatte, so glücklich aus, daß sie

bald in großen Ruhm kam. Mittlerweile strafte Gott den gottlosen Taland mit Blindheit und Aussatz. Niemand vermochte ihn zu heilen; endlich hörte er, zu Rom lebe eine berühmte Heilfrau, die diesem Siechthum abhelfen könne. Als Karl nun nach Rom zog, war Taland auch im Gefolge, erkundigte der Frauen Wohnung, nannte ihr seinen Namen und begehrte Arznei und Hülfe für seine Krankheit; er wußte aber nicht, daß sie die Königin wäre. Hildegard gab ihm auf, daß er seine Sünden dem Priester beichten und Busse und Besserung geloben müsse; dann wolle sie ihre Kunst erweisen. Taland that es und beichtete; darauf kam er wieder zur Frau hin, die ihn frisch und gesund machte.

Über diese Heilung wunderten sich Papst und König aus der Maßen, und wünschten die Ärztin zu sehen und besandten sie. Allein sie erbat sich, daß sie Tags darauf in das Münster St. Petri gehen wollte. Da kam sie hin, und berichtete dem König ihrem Herrn, alsbald die ganze Geschichte, wie man sie verrathen hatte. Karl erkannte sie mit Freuden und nahm sie wieder zu seiner Gemahlin; aber seinen Stiefbruder verurtheilte er zum Tode. Doch bat die Königin für sein Leben, und er wurde blos in das Elend verwiesen.

3.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

(Gebr. Grimm.)

Als Ludwig der Fromme Winters in der Gegend von Hildesheim jagte, verlor er sein Kreuz, das ihm vor allem lieb und heilig war. Er sandte seine Diener aus, um es zu suchen, und gelobte an dem Orte, wo sie es finden würden, eine Kapelle zu bauen. Die Diener verfolgten die Spur der gestrigen Jagd auf dem Schnee, und sahen bald aus der Ferne mitten im Wald einen grünen Rasen und darauf einen grünenden wilden Rosenstrauch. Als sie ihm näher kamen, hing das verlorne Kreuz daran. Sie nahmen es und berichteten dem Kaiser, wo sie es gefunden. Alsobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Kapelle zu erbauen und den Altar dahin zu setzen, wo der Rosenstock stand. Dieses geschah, und bis auf diese Zeiten blüht und grünt der Strauch, und wird von einem eigens dazu bestellten Manne gepflegt. Er hat mit seinen Ästen und Zweigen die Ründung des Doms bis zum Dache umzogen.

14.

Das Wunderhorn.

(Sage.)

Im zehnten Jahrhundert lebte Graf Otto von Oldenburg, der ein guter Jäger war, und sich einstmals mit vielen Edelleuten und Dienern auf die Jagd begab. Der Graf hetzte ein junges Reh und rannte demselben allein nach, vom Bernfeuersholz bis an den Osenberg, wo er mit seinem weißen Pferd mitten auf dem Berge hielt und sich nach seinen Winden (Hunden) umsah, und bei sich selber sprach, da es eine große Hitze war: Ach Gott, wer nur einen kühlen Trunk hätte! Da that sich der Osenberg auf, und aus der Kluft kommt eine schöne Jungfrau hervor, wohl geziert, mit schönen Kleidern angethan, auch schönen, über die Schultern getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf, und hat in der Hand ein köstlich silbern Gefäß, das vergüldet war, in Gestalt eines Jägerhorns, kunstreich gemacht und mit mancherlei fremden Waffen, wunderbaren Bildern und geheimen Schriften geziert. Dieß Gefäß war gefüllt, und die Jungfrau gab es dem Grafen in die Hand, und bat, daß er daraus trinken wolle, sich zu erquicken.

Als der Graf dieß kunstreiche Horn von der Jungfrau angenommen, selbes geöffnet und hineingesehen, da wollt' ihm der Trunk nicht gefallen, und er weigert sich, davon zu trinken. Die Jungfrau redet ihm zu mit freundlichen Worten: «Mein lieber Herr, trinkt auf meinen Glauben, denn es wird euch keinen Schaden bringen, sondern zum Besten gereichen. Euer Haus wird blühen und eure ganze Landschaft zunehmen und gedeihen; wo ihr euch dessen aber weigert, so habt ihr Zwiespalt zu fürchten und Unheil in eurem ganzen Geschlecht.»

Als der Graf auf solche Rede kein Acht gegeben, sondern bei sich selber ein groß Bedenken getragen, hat er das silberne und vergüldete Horn hinterrückwärts ausgegossen, davon einige Tropfen auf das Pferd gespritzt sind, welchem auf der Stelle, wo die Tropfen hingefallen, die Haare ausfielen. Da die Jungfrau solches gesehen, hat sie ihr Horn wieder verlangt; aber der Graf ist mit dem Horn, so er in der Hand gehalten, vom Berge herabgeeilt, und als er sich wieder umsah und bemerkte, daß die Jungfrau wieder in den Berg ging, ist ihm ein Grauen angewandelt. Er nahm sein Pferd zwischen die Sporen und eilte seinen Dienern zu, denen er erzählte, was sich zugetragen. Das kunstreiche Horn aber hat er mit sich nach Oldenburg genommen und selbiges dort in den Schatz gelegt.

15.

Herzogin Jutta von Böhmen.

(Chron. Haupt; D.)

Kaiser Otto's Tochter Jutta lebte im Kloster zu Regensburg. Herzog Brzetislaus von Böhmen hörte viel Gutes von derselben sagen, und faßte, obwohl er sie noch nicht gesehen hatte, große Liebe zu ihr. Um zu ihr zu kommen und sie zu entführen, gebrauchte er List. Diese gelang und er entkam mit ihr ohne alle Gefährlichkeit. Nur seine Gehülfen, die dem Herzog nicht folgen konnten, wurden ergriffen und auf Befehl des Kaisers getödtet. Unterdessen hielt Brzetislaus in Mähren Hochzeit mit der geraubten Kaiserstochter. Der Kaiser aber, wollte diese Schmach nicht ungerächet lassen und zog mit einem großen Heere nach Böhmen. Da zog ihm der Herzog sammt seinem Vater, Ulrich, und einem großen reisigen Zug entgegen. An der Spitze des Heeres war auch Jutta, des Kaisers Tochter. Als sie ihren Vater erblickte, zerriß sie ihr Haar und lief unerschrockenes Herzens bis an das feindliche Heer heran und begehrte mit ihrem Vater zu sprechen.

Da sie das erlangte, trat sie vor den Kaiser und sprach zu ihm: «Vater! Ich bekenne, daß du mit Recht zu diesem Krieg bewegt wirst, und daß der wohl strafwürdig wäre, der dich verachtet hat. Aber da solches aus allzugroßer Liebe geschehen ist, die sich nicht im Zaum halten konnte, und deßhalb schon oft Verzeihung für ihre Übertretung erhalten hat; so bitte ich dich, wolltest doch bedenken, wen du ächtest. Siehe, es ist dein Tochtermann und mein Gemahl, den du verfolgest. Und willst du ihn nicht ansehen, so siehe doch mich an und deinen künftigen Enkel! Laß mir den Gemahl! Die Ehe kann nach göttlichem Gesetz nicht geschieden werden. Du hast wohl ein großes Heer; aber dir gegenüber stehet auch ein wohlgewaffneter Zug, und der Sieg hängt auf beiden Seiten vom Glück ab. Herzlieber Vater, gieb einen solchen Haufen Leute nicht in den Tod um meinetwillen! Verzeihe dem, welchem auch ich verziehen habe und von dem ich zuerst bin beleidigt worden!»

Diese Rede der Tochter brachte den Kaiser Otto zum Weinen, und er sagte, daß er sich gern in ihren Willen ergeben würde, wenn ihm der Eid, den er, dieß Übel zu rächen, geschworen hätte, nicht im Wege stünde. Da sprach Jutta: «Es hat auch mein Gemahl geschworen, Deutschland zu schaden: aber nach meiner Meinung ist das ein ungöttlicher

Schwur, der Gott zum Nachtheil gereicht und stracks wider die Liebe des Nächsten geht. Gott haßt den, der Übles gelobt hat. Damit du aber nicht als Übertreter deines Schwurs mögest gescholten werden, will ich es dahin bringen, daß mein Gemahl, sammt seinem Vater, vor dir erscheinen, dir zu Füßen fallen, dich um Gnade bitten und dich als ihren Herrn und König erkennen; ja daß sie dir ohne allen Widerspruch vergönnen, daß du deinen Sitz mitten in Böhmen habest und allda dein Recht und Gericht haltest.»

Dem Kaiser gefiel der Tochter Rath wohl, und ihren Worten gemäß ward ein Friede gemacht. Die zwei Herren vereinigten sich, und mitten in Böhmen in der Stadt Boleslaw ward ein kaiserlicher Stuhl von Stein aufgerichtet, und, zu ewigem Gedächtniß kaiserlicher Gewalt, den Adler dazu gestellt.

16.

Die gemachte Herzogin.

(D. v. U.)

Udalrich, Herzog in Böhmen, der in den Jahren 1004 bis 1037 regierte, kam eines Tages von der Jagd, ritt durch ein Dorf und sah ein sehr schönes Bauermädchen auf der Bleiche. Das Mädchen gefiel ihm und er nahm sie mit sich nach Hofe.

Daselbst wurde die gute Beatrix, so hieß sie, von den Damen ausgespottet und sehr verlacht. Als der Herzog dieß erfuhr, nahm er das Beginnen der Hofweiber sehr übel und sagte:

«Was gilt's, dieses Bauermädchen mache ich in einem Tag zur Herzogin? Und er hielt Wort. Beatrix wurde seine Gemahlin, und sie gab ihm einen Sohn und Nachfolger, Namens Prezislaus.

17.

Der Markgräfin Schleier.

(Sage d. d. Gebr. Grimm.)

Agnes, Kaisers Heinrichs des Vierten Tochter, stand mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen von Östreich, am achten Tag ihrer Hochzeit an einem Fenster der Burg, und redeten von der Stiftung eines Klosters, um welche Agnes ihm anlag. Indem kam ein starker Wind und führte den Schleier der Markgräfin mit sich fort. Leopold aber schlug ihr die Bitte mit den Worten ab: Wenn sich dein Schleier findet, will ich dir auch ein Kloster bauen. Acht Jahre später geschah es, daß Leopold im Walde jagte, und auf einem Hollunderstrauch Agnesens Schleier hangen sah. Dieses Wunders wegen ließ der Markgraf auf der Stelle, wo er ihn gefunden hatte, das Kloster Neuburg bauen. Und noch heutiges Tages weist man daselbst den Schleier sowohl, als den Stamm des Hollunderbusches.

18.

Die Weiber von Weinsberg.

(Nach d. Cöln. Chron. Dttr.)

Man sagt, die Weiber liebten den Schmuck über Alles. Wenn das auch allgemein wahr wäre, wie sich's denn hoffentlich nicht von allen glauben läßt, so haben doch Anno 1140 die Weiber zu Weinsberg etwas anderes mehr geliebt als allen Schmuck und alle Kostbarkeiten. In dem genannten Jahre belagerte der deutsche Kaiser Konrad der dritte dieses Namens, im Kriege gegen den Bayernherzog Welf das schwäbische Städtlein Weinsberg, und weil es sich so hartnäckig vertheidigte, so ward der Kaiser zornig und gelobte, nach der Eroberung Alles, was männlich sey, in dem Städlein, die Schneide des Racheschwerts fühlen zu lassen. Als die Stadt daran war, daß sie sich nicht mehr halten konnte, gingen die Thore auf und eine Deputation von Weibern ging heraus und in's Lager und unterhandelte mit dem Kaiser auf die Übergabe. Da ward bedungen,

daß für die Männer zwar keine Gnade sey, daß aber jede Weinsbergerin bei der Übergabe das Kostbarste auf Rücken und Schultern mitnehmen dürfte, und zwar so viel sie nur tragen könne. Getrost gingen sie zurück, und als am Tage der Übergabe die Thoren sich aufthaten und des Kaisers Heer- und Hofleute nicht anders glaubten, als daß die guten Weiber nichts als Kästen und Körbe und Bündel voll Geld, Kostbarkeiten und Geschmucks tragen würden — siehe, da hatten die getreuen Weiber, eine Jegliche ihren lieben Ehemann auf den Schultern und trug ihn aus dem Thore der Stadt. Und da man das sah, sprachen Etliche von des Königs Leuten: So sey's nicht gemeint und die Männer müßten all' des Todes sterben. Der Kaiser aber lächelte ob der frommen Weiberlist, that den Männern Gnade um der Treue ihrer Frauen willen und sprach: «Ein königlich Wort, das einmal gesprochen und gesagt ist, soll unverwandelt bleiben!»

19.

Züge aus dem Leben der Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

(D. nach Justi.)

Unter den edelsten Frauengemüthern des Mittelalters strahlt uns Elisabeth, die Gemahlin des thüringischen Landgrafen Ludwigs IV. des Heiligen oder Tugendsamen, als ein schönes Bild zarten weiblichen Sinnes, nur zu unbegrenzter Demuth und Mildthätigkeit, freudiger Entsagung, standhaften Ausdauerns im Leiden, und brennenden Eifers für Religion und Sittlichkeit entgegen.

Hier einige Hauptscenen aus dem Leben dieser Fürstin, die gleich einem lichten Sterne am nächtlichen Himmel des Mittelalters leuchtete, von ihrer Geburt an bis zu dem Zeitpunkt, wo die Geprüfte die Leiden der Menschheit ausgeduldet und ihre Schwächen besiegt hatte, wo sie ihre sterbliche Hülle abwarf, um im Lande des Lichtes und Friedens den Kranz ihrer himmlischen Güte zu empfangen.

I.

Elisabeth stammte aus königlichem Geschlechte, und sie ist die Stammmutter des hessischen Fürstenhauses. Ihr Ahnherr väterlicher Seite war Fürst Topus, welcher Ungarn zu den Zeiten K. Otto's I. beherrschte; von diesem stammte in gerader Linie her Andreas II., König von Ungarn, von seinem Kreuzzuge auch der Hierosolymitaner genannt, und dieser König, dessen Haus bereits mehrfach mit deutschen Fürstenhäusern verbunden war, war Elisabeth's Vater. Ihr Ahnherr mütterlicher Seite war Karl der Große, von welchem die Herzöge von Meran durch König Arnulf ihre Abkunft herleiten. Gertrud, die Prinzessin Berthold's IV., welcher von einem Grafen von Andechs zur Würde eines Herzogs von Meran hinaufgestiegen war, war die Gemahlin K. Andreas II., und die Mutter unserer Elisabeth, welche das Licht im J. 1207 auf dem königlichen Schlosse zu Preßburg *) erblickte. Wir verweilen nicht bei der angeblichen Weissagung, welche Niklas Klingsohr, aus Siebenbürgen, — einer der berühmtesten Minnesinger und Astrologen seiner Zeit, ein Mann, ausgerüstet mit mannigfaltigen wissen-

---

*) Nach andern: „zu Saros Patak im Zempliner Komitat.“

schaftlichen Kenntnissen, der viele ferne Länder besucht hatte und von dem ungarischen Könige sehr geschätzt wurde, — von der Geburt dieser Prinzessin und ihrer nachherigen Verbindung mit dem ältesten Prinzen des Landgrafen Hermann's von Thüringen, in der sternhellen Nacht, worin sie geboren wurde, zu Eisenach vor seiner Wohnung ausgesprochen haben soll, weil sie zu sichtbar das Gepräge der Erdichtung an sich trägt. Höchstens mag der kluge Sterndeuter, der die Verbindung Ludwig's mit Elisabeth durch seine Weissagung veranlaßte, oder selbst stiftete, seinem politischen Plane ein geheimnißvolles Ansehen gegeben haben, was ihm nicht schwer fallen konnte, zu einer Zeit, wo Alles für Sterndeuterei eingenommen war. Der Erfolg wenigstens stimmte ganz mit des Astrologen Aussage überein.

Die junge Prinzessin war die Freude ihrer Ältern, und schon frühzeitig kündigte die schöne Knospe den hohen Reiz der werdenden Rose an; aber eben so früh schlangen sich auch schon Dorngewinde um die zarte Blume. Schon in ihrer Kindheit mußte Elisabeth ihre väterliche Heimath mit einem weitentlegenen Lande vertauschen; denn im vierten Jahre ihres Alters (1211) wurde sie für den thüringischen Prinzen Ludwig, dessen Gemahlin sie einst werden

sollte, — in ein seidenes Gewand gehüllt, in einer silbernen Wiege, mit einer silbernen Badewanne, mit Ringen, Kronen, Halsgeschmeide, einem silbernen Becher und schönen seidenen Polstern versehen, und mit tausend Mark Silbers ausgestattet, — nach der Wartburg abgeholet, weil L. Hermann ihr mit seinem Sohne eine gleiche Erziehung zu geben wünschte. Die Gesandtschaft, welche die junge Prinzessin aus Ungarn abholen und nach Thüringen begleiten sollte, bestand aus dem Grafen Meinhard von Mühlberg (nach andern Mohlburg oder Rueburg), dem Schenken Walther von Vargel, Bertha, der Wittwe Eglofs von Bendeleben, Graf Meinhards Gemahlin, der künftigen Hofmeisterin Elisabeth's und vielen andern Rittern, landgräflichen Dienern und adelichen Frauenzimmern. Diese Gesandtschaft wurde vom Könige Andreas II. zu Preßburg auf's herrlichste empfangen, und die vierjährige Prinzessin ihr, unter vielen Feierlichkeiten übergeben. Elisabeth erhielt zugleich ihre ehemalige Säugamme zur Begleiterin, und kam glücklich mit der ganzen Gesandtschaft an Hermann's Hofe auf der Wartburg an, die damals von süßen deutschen Gesängen ertönte. Zu mehrerer Sicherheit der Verbindung wurden die beiden jungen Verlobten mit einigen kirchlichen Ceremonien eingesegnet.

Die junge Königstochter verlebte die Jahre ihrer Kindheit und Jugend in Gesellschaft ihres künftigen Lebensgefährten, Ludwig's, und wurde mit dessen Schwester, der schönen Agnes, und einem andern Fräulein in allen den Tugenden erzogen, die sie, nach damaligen Begriffen, zu einer frommen und preiswürdigen Fürstin machen konnten. Ganz verfehlt kann ihre Erziehung nicht gewesen seyn; denn sie wurde an dem Kunst- und Gesang-liebenden Hofe L. Hermann's erzogen, eines Fürsten, der Wissenschaften und Künste schätzte; nur trug die Erziehung zu sehr das Gepräge des Jahrhunderts, auch neigte sich Elisabeth's eigene Gemüthsstimmung schon frühzeitig zu einem schwermüthig-stillen und beschaulichen Leben hin. Ihr demüthiges folgsames Betragen stimmte ganz mit den Wünschen ihrer Erzieher überein. Ihr jugendliches Herz schlug für Religion und Sittlichkeit, und ihr ganzes Streben ging dahin, sich mehr und mehr von den wahren oder eingebildeten Unvollkommenheiten zu reinigen, womit der Sterbliche seine Lebenszeit hindurch zu ringen hat.

Mehrere, des Aufbehaltens werthe Züge aus den Kinderjahren der Elisabeth finden wir bei den alten Chronisten. So konnte sie unanständige Reden nicht hören, und wenn sie mit andern Kindern spielte, und eins oder das andere etwas Strafwürdiges that oder redete, so mußte es eine

Strafe geben, die dann sogleich unter die Armen vertheilt wurde. Früh zeigte sich bei ihr der Geist der Selbstüberwindung. Mitten in ihren jugendlichen Spielen hörte sie oft plötzlich auf, wenn sie im größten Vortheil war, um — ihren Willen zu brechen. Nach Zeitsitte, wählte sie sich den Apostel Johannes zu ihrem Schutzheiligen und Beschirmer und gelobte, was man im Namen dieses Apostels von ihr erbitten werde, mit heiterer Freigebigkeit zu gewähren. Eben so vorherrschend war bei ihr der Hang zu Werken der Frömmigkeit und einer fast übertriebenen geistlichen Demuth. Am liebsten gesellte sie sich zu ihren Dienerinnen, fand ihre angenehmste Unterhaltung bei den Armen und Niedrigen. Sie trug, nebst ihres Bräutigams Schwester Agnes, nach Zeitgebrauch, eine Krone, war sie aber in der Kirche, so legte sie solche jedesmal so lange ab, bis die Gottesverehrungen geendigt waren; «denn es geziemt sich nicht, sprach sie, daß ich dort goldenen Kronenschmuck trage, wo ich meinen Heiland mit Dornen gekrönt sehe!» Oft ging sie mit jungen Frauenzimmern auf den Gottesacker, zeigte nach den da ruhenden Todten hin, und sprach: «Diese lebten auch, wie wir, nun aber sind sie todt, und so wird es auch uns wiederfahren; darum sollen wir Gott lieb haben, und demüthig vor ihm wandeln, weil wir Erde sind; was will sich denn die arme Erde erheben?»

Schon damals, als Elisabeth sich dem Zeitpunkte näherte, wo ein festeres Band sie mit ihrem Ludwig vereinigen sollte, mußte sie manchen Kummer und manche Kränkung ertragen, wodurch die erste und schwermüthige Stimmung ihrer Seele noch erhöhet wurde. Unter allen ihren Verfolgern aber stand die Schuldlose, wie eine Lilie unter den Dornen, die von allen Seiten verletzt wird, die aber dennoch den süßen Duft der Demuth und Geduld verhaucht. Ihre eigene Schwiegermutter Sophie und andere Hofleute behandelten sie mit wenigem Zartgefühle. Einst sagte ihr die erstere die kränkenden Worte in's Angesicht: «Du Elisabeth hättest nicht sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen, sondern dienender Mägde gerechnet werden!» und einige Höflinge wollten sogar ihren Bräutigam bereden, die Verbindung mit der holden Gefährtin seiner Jugend wieder aufzuheben, und sie entweder in ein Nonnen-Kloster zu schicken, oder sie ihrem Vater nach Ungarn wieder zurück zu senden; weil ihnen das fromme Gemüth Elisabeth's nicht königlich und die Königstochter nicht reichlich genug ausgestattet schien. Allein Elisabeth betrachtete diese Leiden als heilsame Mittel ihrer höheren Läuterung, und alle Bemühungen, sie in den Augen ihres Ludwig's herabzusetzen, waren vergeblich. «Wenn ich — gab dieser den Anfeindern seiner Verlobten zur Antwort — wenn ich auch

große, goldene Berge gewinnen könnte, so wollt' ich doch eine solche Untreue nicht begehen!» Er liebte seine Braut so zärtlich, daß er, wie die Chronisten versichern, nie von einer Reise zurückkehrte, ohne ihr ein Geschenk mitzubringen; oder ihr einen andern Beweis seiner Liebe zu geben. Dieß vergaß er einst, als er im Jahr 1220 von einem Feldzuge gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz zurückkehrte; auch wähnte Elisabeth, daß er sie damals nicht so freundlich, wie sonst, begrüßt habe. Hierdurch fühlte sie sich tief gekränkt, und ihre Empfindlichkeit glaubte darin ein Zeichen verminderter Zärtlichkeit zu finden. Boshafte Hofleute bestärkten sie noch mehr in ihrem Wahne. Nur der edle Ritter Walther von Vargel — einst ihr Begleiter aus Ungarn und einer der würdigsten Männer an dem landgräflichen Hofe, — tröstete sie wieder, und brachte ihr einen doppelten elfenbeinernen Taschenspiegel, mit einer schönen silbernen Einfassung, von ihrem Verlobten mit, auf dessen einer Seite sich ein gewöhnlicher Spiegel, auf der andern hingegen das Bild des gekreuzigten Jesu zeigte. Dies Geschenk war der guten Fürstin ein theueres Unterpfand der aufrichtigen und zärtlichen Gesinnung ihres Bräutigams.

II.

Im J. 1215 starb Landgraf Hermann von Thüringen, der Schwiegervater Elisabeth's, und Lud-

wig, ihr Verlobter, trat im siebenzehnten Jahre seines Alters die Regierung an. Elisabeth aber war damals noch zu jung, als daß die Trauung schon hätte vor sich gehen können. Diese wurde vielmehr erst im Jahr 1221, da Elisabeth ihr vierzehntes, Ludwig aber sein zwei und zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, vollzogen. Die Hochzeit wurde, nach alter Sitte, mit aller Pracht gefeiert. Das fürstliche Paar wurde in der Kirche zu Eisenach getrauet. Der ganze feierliche Zug begab sich, das junge Fürstenpaar nicht ausgenommen, zu Fuß dahin. Es wurden sodann große Gastereien, ein Ball und ein Turnier angestellt. Drei Tage lang dauerten die Hochzeitfeierlichkeiten. Elisabeth fing ihre Heirath mit vielem Gebete an. Beide Ehegatten liebten sich einander zärtlich, und ihre Verbindung war ein Muster ehelicher Zuneigung. Bei ihren persönlichen Unterhaltungen bedienten sie sich, mit freundlicher Vertraulichkeit, des süßen Bruder- und Schwesternamens. Bei der Tafel saß Elisebeth stets an der Seite ihres Gemahls. Tugend, Liebe und Treue machten ihre Gemüther für die reinsten Lebensgenüsse empfänglich. Ludwig war in mehr als einem Sinne ein preiswürdiger Fürst; tapfer und bieder, Gerechtigkeit-liebend und milde, fromm und freudig; aus allen seinen Äußerungen und Handlungen blickten hohe sittliche Anlagen hervor,

er war eines bessern Zeitalters und ganz des ehrenwerthen Beinamens des Tugendsamen werth. Seine Fürsten- und häuslichen Tugenden liehen sich wechselseitig Glanz, und standen mit einander in der reinsten Harmonie. Sein einnehmendes Äußere war der Wiederschein seines großartigen Sinnes und edeln Gemüthes. Die Chronisten schildern ihn als einen schönen jungen Mann, von mittler Größe, voll Freundlichkeit in seinen Augen, voll Sanftmuth in seinen Mienen und voll Liebenswürdigkeit in seinen Sitten. Der Ton seiner Stimme war einnehmend, und sein ganzer Anstand einfach und voll Würde, bescheiden und frei von unseliger Ostentation, die ohnehin auf deutsche Gemüther keinen tiefen Eindruck macht, sparsam und mäßig, erwarb er sich die Liebe seiner biedern Unterthanen, und die Hochachtung der angrenzenden Völker. Sein Wahlspruch war: fromm! keusch! gerecht! Sein gegebenes Wort band ihn, wie der feierlichste Eid, und er ging in Tugend und preiswürdigen Sitten seinem Hofe und seinen Unterthanen voran. Er war ein Held im Kampfe, ein Stütze aller Nothleidenden, ein Vater seiner Unterthanen, ein zärtlicher Gatte und biederer Freund. Seine Untergebene nannten ihn gewöhnlich den frommen und tugendsamen Ludwig.

An zärtlicher Liebe und ehelicher Treue war Elisabeth dem edlen Ludwig gleich; aber nicht an Stärke

des Geistes und geläuterten religiösen Begriffen! Jede Nacht stand sie aus ihrem Bette auf, und verrichtete ihr Gebet; dies dauerte bisweilen so lange, daß ihr Gemahl sie dringend bitten mußte, sich wieder niederzulegen. Bisweilen war sie so ermündet, daß sie über ihren Andachtsübungen einschlief. Ihrem Gemahl erklärte sie auf die ihr desfalls gemachten zärtlichen Vorwürfe, «daß sie zwar nicht beständig beten, aber doch ihr Fleisch kreuzigen könne.» Hätte Elisabeth mit ihrer Unschuld, Milde und Frömmigkeit auch regen Sinn für die erlaubten Genüsse des Lebens verbunden, so würde dieses Fürstenpaar eines der glückseligsten gewesen seyn. So aber mischten ihre ununterbrochenen Andachts-Übungen, ihre frommen Schwärmereien und ihre verschwenderische Wohlthätigkeit manchen bittern Tropfen in den süßen Trank des Lebens.

Seit dem vierten Jahre ihres Alters hatte Elisabeth ihr Vaterland nicht wieder gesehen, und Ludwig kannte bis jetzt noch nicht seinen königlichen Schwiegervater, der ein großes Verlangen trug, den hochherzigen jungen Fürsten persönlich kennen zu lernen. Ludwig und Elisabeth reiseten daher im nächsten Jahre nach ihrer Verbindung (1222), mit einem ansehnlichen Gefolge, worunter sich die Grafen Günther von Kefernburg, Heinrich von Stollberg, Gottfried von Ziegenhain, Günther und Heinrich von

Schwarzburg, Meinhard von Mühlberg, Rudolph und Walther von Vargel, Ludolph von Berlstädt und viele vornehme Damen befanden, nach Ungarn. König Andreas II. empfing das junge Fürstenpaar mit großer Pracht, stellte ihm zu Ehren Ritterspiele und andere Feierlichkeiten an, und beschenkte es reichlich bei seiner Abreise. Auch die ganze Begleitung wurde mit ansehnlichen Geschenken entlassen. Grafen, Ritter, Knechte und Hofgesinde erhielten Pferde, Kleider und Kleinodien, und die mitgekommenen Frauen und Jungfrauen köstlichen Schmuck zum Geschenke. Damals kamen zuerst allerlei kostbare Geräthschaften nach Thüringen welche man bis dahin in diesem Lande nicht gekannt hatte.

Ein Prinz, Namens Hermann, und drei Prinzessinnen, deren zwei den Namen Sophie führten, die dritte aber Gertrud hieß, waren die Pfänder der treuen und zärtlichen Verbindung Ludwig's und Elisabeth's. Hermann wurde, nach der Heimkunft der Elisabeth aus Ungarn, den 28sten März d. J. 1223, auf dem Schlosse zu Kreuzburg geboren, als Landgraf Ludwig sich eben zu Marburg auf einem Landtage befand. Bald nach seiner Geburt trug ihn die Mutter selbst, höchst einfach gekleidet, mit unbedeckten Füßen, auf rauhem Wege in das Gotteshaus. Hermann II. erbte, nach dem Tode seines Vaters, dessen Staaten; starb aber schon im 18ten Jahre sei-

nes Alters, ohne Kinder, und nicht unwahrscheinlich an den Folgen beigebrachten Giftes. Sophie erblickte das Licht im Jahr 1224, wurde im Jahr 1242 mit Heinrich V. oder Großmüthigen, Herzoge von Brabant, vermählt, und ward die Mutter Heinrich's des Kindes, des Ahnherrn des Hessischen Fürstenhauses. Die zweite Prinzessin Sophie, die jüngere Sophie genannt, wurde im Jahr 1225 geboren; sie begleitete ihre Mutter nachmals auf ihrer Flucht, begab sich mit ihr nach Kitzingen zu ihrer Großtante, der dasigen Äbtissin, und blieb bei derselben, da sie noch nicht zwei Jahr alt war, bis sie in der Folge selbst zur Nonne eingekleidet, und zuletzt Vorsteherin dieser Abtei wurde, worin sie auch gestorben und beerdigt worden ist. In die dritte Prinzessin Gertrud haben sich viele Schriftsteller gar nicht finden können, einige verschweigen ihr Geburtsjahr gänzlich, andere geben das Jahr 1225, und noch andere das Jahr 1226 an. Am wahrscheinlichsten wurde sie gegen das Ende des Jahres 1227 geboren. Kaum war sie anderthalb Jahre alt, so wurde sie schon in das Prämenstratenser-Nonnen-Kloster zu Altenberg gebracht, wo sie in ihrem 21sten Lebensjahre zur Äbtissin gewählt, im Jahre 1248 in dieser Würde bestätigt wurde, und ihrem, in der Klosterkirche zu Altenberg befindlichen Grabsteine zufolge, am 13ten August 1297 verschied.

III.

Während Ludwig in ritterlichen Zügen seine Tapferkeit und Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewährte, und Unterdrückte gegen Gewaltthat schützte, übte Elisabeth daheim die stillern und weniger glänzenden Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die gottgefälligsten Werke sind unstreitig Werke der Menschenliebe und des Wohlthuns, und unter diesen sind wieder die segensreichsten: fortdauernde, weislich eingerichtete und gut unterhaltene Anstalten zur Versorgung hülfsbedürftiger, nothleidender Menschen. Ob jedoch die Wohlthätigkeit der Elisabeth, welche sie ununterbrochen ausübte, diesem Bilde entsprochen oder nicht vielmehr an fromme Verschwendung gegränzt habe? ob die von ihr ausgespendeten großen Geldsummen nicht bisweilen besser hätten angewendet werden können? ob nicht mancher durch ihre übermäßige Milde zum Müßiggange und andern Sünden verleitet worden sey? und ob nicht der gutmüthigen Fürstin Temperament, ihr weiches empfindsames Herz, — verbunden mit falsch verstandener Religiosität — einen großen Antheil an diesen Werken der Liebe und Barmherzigkeit gehabt habe? — diese Fragen wird jeder Unbefangene, bei näherer Beleuchtung der von ihrer Wohlthätigkeit aufgestellten Beispiele, sich selbst beantworten können. Zu einer Zeit, wo Hungersnoth, an-

steckende Krankheiten, Menschensterben und Überschwemmungen in Thüringen wütheten, wurden täglich neunhundert Arme von ihrer Tafel, und zwar in ihrer Gegenwart, gespeiset. Oft verschenkte sie sogar die Kleider, die sie an ihrem eigenen Leibe trug, und vertrat freiwillig Taufzeugen-Stelle bei Armen, um ihnen größeres Zutrauen einzuflößen, und ihnen mehr Gutes erweisen zu können. Einmal verkaufte sie so viele Äcker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, daß sie daraus 64000 Goldgulden lösete, und diese ganze Summe – vertheilte sie an einem Tage unter die Armen! Bisweilen zeigte sich jedoch ihre Wohlthätigkeit und ihr mitleidsvolles Herz auf eine zweckmäßigere Art. So ließ sie zur Zeit der Noth vor Eisenach, am Fuße des Berges, worauf die Wartburg liegt, ein Hospital für acht und zwanzig arme und sieche Menschen erbauen, die sie mitunter selbst wartete und pflegte. Eben so stiftete sie das, außerhalb der Stadtmauer am Georgenthore zu Eisenach liegende, Hospital St. Annen, zum Besten armer und verlassener Personen, die einer ruhigen Zufluchtsstätte für ihr Alter bedurften. Die Einrichtung der, ganz am Ende des Steiges vor dem Georgenthore gelegenen Kapelle zum heil. Geiste, mit dem damit verbundenen Armenhause, war gleichfalls ihr Werk. Als Ludwig einst von einer Reise zurückkehrte, suchte ihm der Hausmarschall und seine Kassen-

Beamten diese Wohlthätigkeit in einem gehässigen Lichte darzustellen. Ludwig aber gab ihnen zur Antwort: «Lasset meine liebe Elisabeth den armen Menschen Gutes thun, was sie um Gottes Willen der Armuth zu Gute thut, da sage Niemand was dawider; wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden!»

Nach Eisentraut's, ihres Kammerfräuleins, Aussage, legte sie, in Abwesenheit ihres Gemahls, gewöhnlich allen Schmuck ab, und ging, wie eine religiöse Wittwe gekleidet, wachte, betete, und ließ sich geißeln: sobald hingegen ihr Gemahl zurückkehrte, schmückte sie sich auf's schönste, «um ihm, wie sie sagte, gar keine Veranlassung zur Sünde zu geben, wenn ihm etwas an ihr mißfallen sollte.» Welch ein zarter, feinsinniger Zug! Wenn sie nach einer Niederkunft zum erstenmale wieder ausging, so geschah dies nicht in festlichem Pomp, sondern — in eine wollene Kleidung gehüllt ging sie mit bloßen Füßen über Klippen und auf rauhen Wegen, nach einer entferntern Kirche hin, und trug ihren Säugling auf ihren eigenen Armen; nachher schenkte sie sodann ihre Kleidung irgend einer bedürftigen Frauensperson. Diese und andere Charakterzüge stellen uns die bald vergötterte, bald unbillig herabgesetzte fromme Schwärmerin in jener wunderbaren Mischung von Kraft und Schwäche

bar, die uns auf der einen Seite ihre nicht genugsam geläuterten religiösen Begriffe beklagen, auf der andern Seite aber ihr rastloses Streben, dem ihr vorschwebenden Bilde einer Heiligen sich immer mehr anzunähern, bewundern läßt. Durch allzustrenge Andachts-Übungen, häufiges Fasten und Kasteien, worüber ihr Gemahl ihr oft zärtliche Vorwürfe machte, worin jedoch ihr strenger Beichtvater Konrad von Marburg, sie immer mehr bestärkte, ermattete ihr Körper zusehends; die schöne Blume war, wie vom Ostwind versengt, und nicht ohne Ursache gerieth man wegen ihres Lebens in Besorgniß. —

IV.

Die Ehre des Kreuzes Christi gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die den Christen vielfach wiederfahrne Schmach zu rächen, war damals das glänzendste Ziel eines braven Ritters. L. Ludwig, dessen Einbildungskraft durch die dichterischen Wettstreite der Minnesänger am Hofe seines Vaters, durch die häufigen ritterlichen Übungen, welche sein Zeitalter heischte, und durch den frommen Sinn seiner Zeit schon früh einen gewissen Schwung erhalten hatte, beschloß darum auch, Antheil an dem, vom Kaiser Friedrich II. beschlossenen, seinem Heldenmuthe und religiösen Sinne eine schimmernde Aussicht eröffnenden Kreuzzuge, zu nehmen.

Bevor er jedoch diesen Zug unternahm, versammelte er seine thüringischen und hessischen Stände, that ihnen sein Vorhaben kund, reisete in die Klöster seiner Provinzen, bat sich deren Fürbitte aus, und verordnete, wie es in seiner Abwesenheit mit den Landes-Angelegenheiten gehalten werden sollte. Lange getrauete er sich nicht, seiner zärtlich geliebten Elisabeth sein Vorhaben zu eröffnen. Auch trug er anfangs das Kreuz, welches er von dem Bischofe Konrad von Hildesheim empfangen hatte, nicht öffentlich, sondern in der Tasche. Einst aber zog er solches unvermuthet in Elisabeth's Gegenwart heraus, und diese errieth nun sogleich das ganze Geheimniß. Sie erschrack anfangs über das Vorhaben ihres Gemahls so sehr, daß sie zur Erde niedersank. Da ihr aber Ludwig die religiöse Absicht des beschlossenen Zuges vorstellte, wurde sie einigermaßen beruhigt. Auch vereinigte sie sich damals mit ihrem Gemahle zu dem Gelübde, das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, dem geistlichen Stande zu widmen. Ludwig traf hierauf die näheren Anstalten zu dem beschlossenen Kreuzzuge, den er ganz aus seinen Mitteln bestritt. Er versah zuvor alle seine Schlösser mit guten Befehlshabern und Besatzung, reisete in den thüringischen Klöstern herum, um sich den Segen ihrer frommen Bewohner zu erbitten. Rührend war insbesondere sein Abschied

in dem Kloster Reinhardsbrunn, für welches er stets so freundlich gesinnt gewesen war. Er nahm nicht nur von einem jeden Mitgliede des Klosters besonders Abschied, sondern hob auch die kleinen Schulkinder auf seinen Arm, und küßte sie.

Hierauf begab er sich, mit seiner Gemahlin und ganzen Familie, nach Schmalkalden, ließ dorthin seine geheimen Räthe und vertrauten Freunde kommen, übertrug seinem Bruder Heinrich Raspen die Landesregierung, empfahl ihm die Seinigen, und nahm sodann von Allen den rührendsten Abschied. Seine kleinen Kinder küsseten ihn, und sollen, unter Vergießung häufiger Thränen, die Worte gelallt haben: «Gute Nacht! lieber Vater; vieltausend gute Nacht, herzgüldener Vater!» Seine Gemahlin begleitete ihn noch einige Tagereisen; ihr Herz ward immer schwerer, jemehr sie sich dem Augenblicke des Scheidens näherte. Rudolph von Vargel, dieser wackere Held und edle Mann, ein Begleiter des Landgrafen auf seinem Kreuzzuge ermahnte zuletzt die zärtlichen Ehegatten, sich zu trennen. Sie schieden, unter unaussprechlichen Schmerzen, von einander. Ludwig beschenkte seine Elisabeth beim Scheiden mit einem kostbaren Fingerringe, wobei er gesagt haben soll: «Nehmet hin, allerliebste Schwester, diesen Fingerring, sammt diesem Edelgesteine, vergraben mit dem Lamm Gottes; dieses

soll euch ein Wahrzeichen seyn eures Trostes, wenn ihr etwas von mir erfahret, es sey meines Lebens oder Sterbens; Gott gesegne euch und eure Leibesfrucht!» *) Ahnungen sollen, wie die Chroniken versichern, es dem Landgrafen gesagt haben, daß er Thüringen nie wieder sehen werde. Auch Elisabeth kehrte trauernd, wie eine einsame Wittwe, zurück. Wer je von dem Theuersten, was er sein nennen konnte, mit der Ahnung des Nichtwiedersehens, geschieden ist, nur der vermag Ludwig's und Elisabeth's Schmerz ganz zu ermessen!

L. Ludwig trat — am Johannistage 1227 — als oberster Befehlshaber der aus Lothringen, Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringen und Hessen herbeiströmenden Kreuzfahrer, mit einem eigenen ansehnlichen Gefolge von fünf Grafen, worunter sich Burkhard von Mühlberg, Heinrich von Stollberg u. a. befanden, mehrern Edelleuten, fünf Priestern u. s. w. seinen Zug nach Pallästina an. Auch Berthold, der Geschichtschreiber des Landgrafen, war einer seiner Begleiter. K. Friedrich II. befand sich gerade in Apulien, in der Stadt Klein-Troja; er war höchlich erfreut über Ludwig's Ankunft, und em-

*) Nach einigen Chronisten, war es ein Siegelring, mit einem Hyazinth, den der Landgraf seiner Elisabeth beim Abschiede schenkte.

pfing ihn mit vieler Auszeichnung. Es war im Julius des Jahres 1227, als Ludwig mit seiuem Gefolge in Italien ankam, und sodann nach Brundis ging, um sich dort einschiffen zu lassen. Allein hier riß ein hitziges Fieber unter dem deutschen Heere ein, das wahrscheinlich die ungesunde Gegend, die übermäßige Hitze und das ungewohnte Klima erzeugt haben mochten. Viele Menschen wurden von dieser Seuche aufgerieben, und eine noch größere Zahl wenigstens außer Stand gesetzt, weiter zu gehen. Viele verließen ihre Fahnen, und kehrten in ihre Heimath zurück, dennoch segelte ein starker Transport wirklich ab.

Den 9ten August des Jahres 1227 hatte Ludwig eine geheime Unterredung mit dem Kaiser Friedrich II. auf der St. Andreas-Insel, und hier ergriff auch ihn ein wüthendes Fieber. Der gute Fürst erlebte die Freude nicht, die Mauern der heiligen Stadt zu sehen; er fühlte den Tod in seinen Adern wühlen, ließ sich aber dennoch nach der neapolitanischen Stadt Otranto überschiffen, wo seine Krankheit sich durch einen giftigen Trank noch sehr vermehrt haben soll. Nach Berthold's Versicherung, waren die letzten Auftritte seines Lebens sehr erbaulich, der Patriarch von Jerusalem gab ihm die letzte Oelung; der Sterbende sah sich von weissen Tauben umflattert, die ihn aufwärts riefen, und er verschied

lächelnd, mit dem Blicke eines Verklärten, den 11. September, im 28. Jahre seines Alters, beklagt von dem ganzen Heere.

Gar bald kam die traurige Kunde von des Landgrafen Tod nach Thüringen. Elisabeth's süßeste Hoffnung, einst wieder mit ihrem zärtlich-geliebten Gemahle vereinigt zu leben, wenn er als Sieger über die Ungläubigen aus dem heiligen Lande zurückkehren würde, war nun vereitelt! Anfangs konnte sie den Gedanken gar nicht fassen, daß ihr Gemahl gestorben sey; sie suchte sich vielmehr mit der Vermuthung zu trösten, daß er wohl nur in die Gefangenschaft gerathen sey. «Ist mein Bruder, sprach sie, in die Gefangenschaft gerathen, so wird er durch Gottes und seiner Freunde Hülfe schon wieder in Freiheit gesetzt werden!» Gar bald überzeugte sie sich jedoch von dem wirklichen Tode ihres Gemahls, und fühlte nun den harten Schlag des Schicksals in seiner ganzen Stärke. Ihr Herz war in tiefe Schwermuth versenkt, und ihrem Geiste schwebten die traurigsten Bilder der Zukunft vor. In der ersten Betäubung konnte sie nichts, als die Worte: «gestorben! gestorben!» herausbringen, und entfernte sich. Ihre Schwiegermutter Sophie und andere ihrer Verwandten, welche sie auf diese traurige Nachricht erst vorzubereiten gesucht hatten, gingen ihr nach, setzten sich zu ihr, und suchten sie zu trösten. Da faltete die fromme Fürstin ihre Hände, sank auf die Erde und sprach:

«Nun ist mir die Welt gestorben, und alles, was sich darin liebt!» Dann brach sie, unter Vergießung eines Stroms von Thränen, in die Worte aus: «Weh' mir armen trostlosen Wittwe und elenden Frau! Nun tröste mich derjenige, der Wittwen und Waisen mit seinem Troste nicht verläßt!» —

Ihr Schwager Heinrich Raspo, der Vormund ihrer Kinder und jetzt Regent des Reichs, fing nun aber an, sie hart zu bedrücken, verstieß sie — wie die Chronisten berichten — mit ihren unmündigen Kindern von der Wartburg. Sie flüchtete zuerst nach Eisenach, Niemand aber getraute sich — aus Furcht vor L. Heinrich, — sie aufzunehmen; sie suchte daher anfangs in einer Kirche Schutz, bis ihr zuletzt noch ein armer Priester ein kümmerliches Obdach gab. Und doch ließ die Heimathlose am nächsten Morgen in der Kirche des Barfüßer-Klosters daselbst ein Herr Gott dich loben wir! anstimmen, «weil Gott sie solcher Leiden gewürdiget habe.» Darauf nahm sie — mitten im Winter — das jüngste ihrer Kinder auf den Arm, führte die Übrigen an der Hand, und pilgerte so durch Eisenach's Straßen. Sie ertrug ihr Elend mit Geduld und sprach: «Herr, dein Wille muß an mir vollendet werden; gestern war ich eine Landgräfin und hatte Burgen und Städte, und Niemand will mich jetzt beherbergen!» Schon war sie Willens, eine Zuflucht in dem Hospitale zu suchen, das sie einst

selbst gestiftet hatte. Da kam plötzlich ein Wagen von ihrer Tante Sophie, der Äbtissin zu Kitzingen, der sie zu dieser brachte. Eckbert von Meran, Bischof von Bamberg, ihr Oheim, nahm sich ihrer thätig an.

Der entseelte Körper L. Ludwig's war sogleich nach dessen Tode, einbalsamirt, bis zu der Wiederkunft der Seinigen in Otranto beigesetzt, und alsdann nach Thüringen geführt worden. Er ruhte in einem mit schwarzem Tuche bedeckten Sarge, und auf dem Sarge lag ein Kruzifix mit kostbaren Steinen geschmückt.

Elisabeth befand sich gerade auf dem Schlosse zu Bottenstein, welches ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, ihr zur Wohnung angewiesen hatte, als sie die Nachricht empfing, daß die Begleiter ihres verstorbenen Gemahls mit den Resten seines Körpers zurückkehrten. Kaum waren diese in der Gegend von Bamberg damit eingetroffen, so ging ihnen Elisabeth, mit einem gemischten Gefühle von Wehmuth und Freude, nebst dem Bischofe, der ganzen Geistlichkeit und den Schülern, unter Vortragung von Fahnen, Kerzen u. s. w. entgegen. Der Anblick der irdischen Hülle ihres verewigten Gemahls erfüllte ihre Seele mit tiefem Kummer, und der kaum etwas gestillte Schmerz brach mit neuer Stärke wieder hervor. Zuletzt beruhigte sie sich, und sagte: «Herr, du weißt, daß ich diesen meinen Mann auf's herzlichste liebte;

nun ich aber deinen heiligen Willen erkannt habe, begehre ich ihn nicht wieder lebendig zu machen, und wenn es auch mit einem einzigen Härlein meines Hauptes geschehen könnte!»

Die Leiche wurde hierauf nach Reinhardsbrunn gefahren, in einen steinernen Sarg gelegt, und sodann, unter feierlichen Ceremonien und Begleitung der Elisabeth, ihrer Schwiegermutter Sophie, der beiden Brüder ihres Gemahls, Heinrich's und Konrad's, seines unmündigen Prinzen Hermann's, und einer unzähligen Volksmenge, bei den Särgen seiner Vorfahren beigesetzt. Um die Mönchsgesellschaft zu desto brünstigern Gebeten und Seelmessen zu verpflichten, machte ihr L. Heinrich, Ludwig's Bruder, zehn Hufen Landes zum Geschenke, die zu Luthersborn lagen.

Elisabeth's Aufenthalt zu Bottenstein war gemächlich und angenehm. Nur bekümmerte sie sich darüber, daß ihr Oheim sie wieder vermählen wollte; denn obgleich der Kummer die Rosen von ihren Wangen noch nicht verscheucht und Gram die Blüthen ihrer Jugend noch nicht abgezehrt hatte, so war sie doch auf keine Art zu einer zweiten Heirath zu bewegen, sondern wies die Vorschläge ihres Oheims um so mehr mit Festigkeit zurück, als sie schon im Jahre 1225, bei Lebzeiten ihres Gemahls, vor ihrem Beicht-

vater Konrad von Marburg, das Gelübde der Keuschheit ausgesprochen hatte, falls sie Wittwe werden würde.

Sie klagte den aus Italien zurückgekehrten thüringischen Edlen, den Begleitern ihres verewigten Gemahls, die vielen von ihrem Schwager, Landgraf Heinrich, erlittenen Kränkungen. Diese beschlossen, den Landgrafen darüber zur Rede zu stellen, und der Gekränkten die Erlaubniß auszuwirken, nach Thüringen wieder zurückzukehren. Walther und Rudolph von Vargel, Ludolph von Berlstädt und Hartung von Erfa, erschienen, nach vollzogenen Leichenfeierlichkeiten, vor dem Landgrafen, und Rudolph von Vargel — sonst auch Schenk von Saaleck genannt — Walther's Sohn, führte, als der beredteste unter ihnen, das Wort: «Herr, sprach er, wir sind verwirrt und beschämt geworden, daß es eine solche Gottlosigkeit gebe! Was habt Ihr gethan? Eures Bruders betrübte Wittwe, des Ungarn-Königs edle Tochter, die Ihr ehren, die Ihr trösten müßtet, habt Ihr aus ihrer Wohnung, aus ihren Gütern vertrieben, sie darben und betteln lassen, so, daß die Waisen Eures Bruders, die Ihr als Vormund hättet schützen sollen, von der Mutter, der Armuth wegen, getrennt werden mußten! Was vermochte ein schwaches Weib? eine Wittwe, eine Vertriebene? was konnte die fromme Frau schaden? — Wahrlich, Ihr habt Gott beleidigt, Thüringen beschämt,

Euren Ruf befleckt, und ich fürchte Gottes Strafgericht, wenn Ihr eine so heilige Frau nicht söhnet!» Alle Anwesende erstaunten über die Unerschrockenheit des Redners; der Landgraf aber weinte viel, und sprach: «Es thut mir wehe, daß das alles geschehen ist; Alles will ich thun, was meine Schwägerin Elisabeth von mir verlangt; und die Ausführung dieses Entschlusses soll Euch gänzlich überlassen seyn!» —

Dieselbe hohe Gelassenheit, welche Elisabeth auf dem Fürstenthrone und im Elend bewährt hatte, blieb ihr auch bei diesem abermaligen Wechsel ihres Glückes eigen. Sie forderte nichts, als ihr rechtmäßiges Eigenthum, ihre Mitgift und das Leibgeding, welches ihr L. Ludwig zugesagt hatte. L. Heinrich versöhnte sich darauf mit seiner Schwägerin, bat sie, zu vergessen, was er ihr durch üble Berathung, Unrechts zugefügt hatte, und eine zärtliche Umarmung beider besiegelte die schöne Szene der wiederkehrenden Bruder- und Schwesterliebe. Heinrich zog darauf im Jahr 1228 mit seiner Schwägerin nach Eisenach und von da nach der Wartburg, und verschaffte ihr alle Bequemlichkeit. Allein das Verlangen, den Überrest ihres Lebens einer heiligen Einsamkeit, frommen Andachtsübungen und Werken der Barmherzigkeit zu widmen, besiegte jeden andern Wunsch in ihrer Seele. Sie wünschte einen geräuschlosen Ort zu ihrer

Wohnung; und Heinrich wies ihr die Stadt Marburg in Hessen und alle dazu gehörigen Dörfer, Einkünfte und Gerechtsame, und ein jährliches Einkommen von 500 Mark Silbers an. Nachdem nun Elisabeth sich ein Jahrlang zu Eisenach und auf der Wartburg — oder wie andere wollen, auf dem Schlosse zu Kreuzburg — aufgehalten, eilte sie freudig nach ihrem stillern Wittwensitze. Sie hatte jetzt den Pilgerstaab lieb gewonnen, den ihr einst Noth und Verfolgung in die Hand gegeben hatten. Ihre zwei Freundinnen und Hoffräulein, Judith und Eisentraut, die sie bisher nie verlassen hatten, begleiteten sie nun auch, nebst ihrem strengen Beichtvater und geistlichen Zuchtmeister, Konrad von Marburg, nach ihrem neuen Wittwensitze. Konrad stand bei dem damaligen Pabste Gregor IX., welcher die Elisabeth seinem besondern Schutz empfahl, in großem Ansehen; eben so hatte er sich schon früher an dem Hofe L. Ludwig's einen bedeutenden Einfluß in kirchlichen und Staats-Angelegenheiten zu verschaffen gewußt, und war längst im Besitze von Elisabeth's ganzem Vertrauen gewesen.

Ohne vernünftige, ihrem Stande und Charakter angemessene Führung, mit zu wenig Kraft und Selbstständigkeit ausgerüstet, und über dem Himm-

lischen das Irdische vergessend, schmiegte sich die fromme Fürstin nun blindlings unter die Herrschsucht dieses unbarmherzigen Gewissensrathes. Konrad mißbrauchte das ihm geschenkte Zutrauen auf eine unverantwortliche Weise; er setzte alle Achtung gegen die gutmüthige aber schwache Fürstin aus den Augen; begegnete ihr mit beispiellosem Stolze, und belegte sie mit Strafen und Büßungen, deren Erwähnung den Menschenfreund mit Schauder und bitterm Unwillen erfüllt. Einst ließ er seine geistliche Tochter zu einer Predigt rufen; Elisabeth aber konnte seinem Befehle nicht sogleich gehorchen, weil sie durch einen Besuch der so eben angekommenen Markgräfin von Meißen abgehalten wurde. Der übermüthige Konrad drohte nun, sich ihrer von jetzt an nicht mehr anzunehmen. Am folgenden Tage kam die reumüthige Fürstin zur rechten Zeit, und bat ihren strengen Beichtvater demüthigst um Verzeihung. Da ihr Konrad diese trotzig versagte, fiel sie sogar auf ihre Knie vor ihm nieder, bis er sich zuletzt erweichen ließ; ihre Hofdamen aber wurden hart von ihm gezüchtigt. Als anmaßenden Priester und wüthenden Ketzerverfolger kennt ihn die Geschichte, die ihn als einen Mann darstellt, der einem Gott der Rache, des Zorns und der Unversöhnlichkeit Altäre errichtete, viele unschuldige Menschen auf den Scheiterhaufen brachte, die Religion zum Deckmantel seiner Herrschsucht

und Heuchelei mißbrauchte, *) und der endlich, mit dem Fluche seiner bessern Zeitgenossen beladen —, mit seinem Gefährten Gerhard, zu Kappel am Lahnberge, ohnweit Marburg, von einem Herrn von Dernbach und seinen Begleitern am 30sten Julius d. J. 1233 erschlagen wurde, so wehmüthig er auch um sein Leben flehte. «Tödtet den Grausamen, rief eine Stimme, als der selbst keines Menschenlebens geschont hat!»

V.

Einem so wüthenden Eiferer schenkte die Getäuschte nun in ihrer heiligen Einsamkeit ihr ganzes Vertrauen, und

---

*) Konrad ließ mit seinen ihm ganz ergebenen Gefährten Schuldige und Unschuldige verbrennen, besonders reiche Leute, nach deren Gütern ihm gelüstete. Dem der Ketzerei wegen Angeklagten wurde keine Vertheidigung und keine Frist gestattet. Er mußte sich sogleich für schuldig erkennen, und alsdann wurde er zum Zeichen, daß er ein Büßender sey beschoren, oder wenn er sein angebliches Verbrechen leugnete, — verbrannt. Wer beschoren wurde, der mußte seine Mitverbrecher nahmhaft machen, wenn er dem Scheiterhaufen entgehen wollte. Viele gestanden aus Liebe zum Leben oder zu den Ihrigen, daß sie Ketzer gewesen seyen, ungeachtet sie sich unschuldig fühlten, und nannten, wenn man sie nöthigte, ihre Mitverbrecher anzuklagen, andere wider ihr besseres Wissen und Gewissen.

ließ sich in allem blindlings von ihm leiten. Ihre lautere Seele schwebte, während sie sich dem Ziele der Vollendung zu nähern wähnte, an einem gefährlichen Abgrunde. Ohne daß sie es selbst gewahr wurde, machte das Wesentliche der Religion immer mehr einer schimmernden Aussenseite Platz, und Schattenwerke, kirchliche Ceremonien und zwecklose Büßungen traten an die Stelle einer reinen, aus Geist und Liebe entspringenden Gottesverehrung. In Marburg überließ sich Elisabeth, deren Gemüth von religiösen Gefühlen durchdrungen war, ganz den Trieben der Andacht und Wohlthätigkeit; aber auch hier erscheint uns ihr Charakter in jener wunderbaren Mischung von großartigem Sinn, ächter Milde und abergläubischer Werkheiligkeit. Wenn sie das heilige Abendmahl empfing, legte sie allen Schmuck ab, zog ihre Handschuhe aus, und empfing es mit großer Herzensandacht und Demuth. Den größten Theil der Nacht widmete sie dem Gebete und ließ sich darum, wie sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls gethan hatte, öfter aus dem Schlafe wecken.

Das Gerücht von den mancherlei Drangsalen, welche Elisabeth von ihrem Schwager Heinrich hatte erdulden müssen, von ihren vielen, selbst auferlegten Leiden, ihrer freiwilligen Armuth und ihrer großen Selbstaufopfe-

rung, hatte sich unterdessen bis nach Ungarn verbreitet. Ihr Vater, König Andreas, wollte ihren Leiden und ihrer armseligen Lebensart gern ein Ende machen, und schickte darum eine ansehnliche Gesandtschaft an sie ab, an deren Spitze sich der Graf Panyas (Bausi) befand, um ihr alle Reichthümer ihres Vaterlandes anzubieten, und sie in ihr Geburtsland zurückzubringen. Der Gesandte suchte sie noch auf der Wartburg auf, die sie aber schon seit einiger Zeit verlassen hatte. Ihr Schwager Heinrich nannte sie bei dem ungarischen Grafen mehrmals «die närrische Elisabeth,» und fügte bitter hinzu: «daß ihr ganzer Umgang sich nur auf Bettelleute erstrecke.» Bei diesen Äußerungen des Landgrafen und der verachtenden Art, womit er von der Elisabeth sprach, möchte es fast scheinen, als ob die vorhergegangene Aussöhnung mit seiner Schwägerin nicht ganz unverstellt gewesen sey. Oder, war sie wirklich ganz aufrichtig, so müßte sich in der Folge wieder einiger Kaltsinn gegen die freiwillige Büßerin eingefunden haben, der eine natürliche Folge seines feurigen und nichts weniger als mönchischen Charakters war. Genug, der Gesandte reisete nun selbst nach Marburg, sah die Landgräfin in der armseligsten Kleidung am Spinnrocken sitzen, wo sie eben beschäftigt war, Garn für die Armen zu spinnen, und bat sie flehendlichst und mit Thränen, ihm nach Ungarn

zu ihrem Vater zu folgen. «Ist es, sprach er, jemals gesehen worden, daß eine Königstochter spinne?» Allein Elisabeth wies den Antrag des Grafen standhaft ab, und zog ihre armselige Lebensart dem Glanze eines Hofes unendlich vor.

Der guten Elisabeth wurde ihrer Einbildung nach, von den Bewohnern Marburgs mehr Ehre erwiesen, als mit ihren demüthigen Gesinnungen vereinbar war. Sie begab sich daher in das, eine halbe Stunde davon entfernte, Dorf Wehrda, wo sie eine armselige, augenblicklichen Umsturz drohende Bauernhütte zu ihrer Wohnung erkohr, mit Freuden mannigfaltiges Ungemach ertrug, und Werke des Wohlthuns und strenge religiöse Übungen zu ihrem einzigen Geschäfte machte. Während ihres dortigen Aufenthaltes, ließ sie, auf Zureden ihres Beichtvaters, von dem aus Thüringen mitgebrachten Gelde, ein Hospital, nebst einem Armenhause, zu Marburg erbauen, worein sie sich in der Folge selbst, mit ihren beiden vertrauten Kammerfräulein, Eisentraut und Judith, begab. Weil sie aber dieses Hospital auf einem Grunde, der ihr nicht zugehörte, gestiftet hatte, so ließ sie sich von ihren Schwägern, den Landgrafen Heinrich und Konrad, (dem nachherigen Hochmeister des deutschen Ordens) die Erlaubniß dazu ertheilen. Die erhabene Königstochter lebte nun, wie die demüthigste

Klosterfrau. Ihre beiden Gesellschafterinnen mußten sich's gefallen lassen, sich eben so, wie sie, in ungefärbtes grobes Tuch, dessen sich damals die Bauern und armen Leute bedienten, zu kleiden. Elisabeth selbst trug, wie die Chronisten berichten, einen sehr kurzen, grauen, mit Lappen von verschiedenen Farben geflickten Mantel, «um, (wie sich ihr Beichtvater Konrad darüber ausdrückt) auch das äußere Ansehen einer demüthigen Magd zu haben.» Ihre tägliche Kost bestand in Erbsen, Bohnen, und andern ähnlichen ganz gemeinen Speisen, die überdies fast bloß in Wasser gekocht waren.

Von ihren Kammerfräulein verlangte sie, wie eine derselben, Irmengard, nach dem Tode der Landgräfin aussagte, nicht anders angeredet zu werden, als: «Du Elisabeth!» Sie mußten beständig mit ihr an einem Tische und aus einer Schüssel essen; das Tischgeräthe wusch Elisabeth oft selbst wieder rein, und um von diesem Geschäfte nicht abgehalten zu werden, pflegte sie ihre Untergebenen gewöhnlich um diese Zeit auszuschicken. Kamen diese dann wieder heim, so waren die Geräthschaften entweder schon rein gewaschen, oder die Fürstin war noch in diesem Geschäfte begriffen. Bisweilen sandte man ihr Garn oder Wolle zum Spinnen aus Klöstern zu; das für ihre Arbeit gelösete Geld theilte sie sodann unter die Armen aus.

Oft fanden sie ihre Dienerinnen mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen, vor dem Feuerherde stehend, in tiefe Betrachtungen versenkt, und ihre Kleider, von einem Funken ergriffen, brennend, ohne daß sie darauf gemerkt, oder die Flamme zu löschen Sorge getragen hätte. Sie flickte dann selbst, so gut sich's thun ließ, ihre Kleider wieder zusammen. Diese überspannte Stimmung wirkte bisweilen auch auf andere. So schnitt sie einst zu Wehrda einer Jungfrau, Namens Hildegundis, ihre schönen langen Haare, als die Ursache ihrer Eitelkeit, ab. Anfangs weinte darüber die Jungfrau bitterlich. Auf Elisabeth's begeisterndes Zureden aber widmete sie sich fortan selbst dem beschaulichen Leben, war unzertrennlich von der Fürstin, und diente ihr späterhin in dem von ihr erbauten Hospitale.

Sonnenhitze, Kälte, Regen und manches andere Ungemach ertrug Elisabeth mit williger Seele, und wetteiferte mit ihrer Vertrauten Judith, in Beweisen der Geduld, Barmherzigkeit und Demuth. Täglich besuchte sie, nach Dieterich's von Thüringen Aussage, die Armen mit ihren Dienerinnen, und brachte ihnen Fleisch, Brod, Mehl und andere Nahrungsmittel. In den Aussagen ihrer vier Mägde (Kammerfräulein) finden wir ihre armselige Lebensart zu Wehrda und ihre Bereitwilligkeit zu allen ersinnlichen Aufopferungen mit den grellsten Farben geschildert.

die grausamsten Mißhandlungen ihres geistlichen Zuchtmeisters Konrad ertrug sie mit bewundernswürdiger Gelassenheit. Als sie einst, ohne dessen Erlaubniß in ein Nonnenkloster gegangen war, dessen Bewohnerinnen sie um eine Gunst dringend ersucht hatten, ließ sie Konrad so heftig geißeln, daß die blutigen Striemen noch drei Wochen nachher zu sehen waren. *) Ihre Dienerinnen trugen großes Mitleid mit ihr; sie aber sprach: «Gleichwie das Gras, wenn der Fluß es überschwemmt, sich beuget, und, wenn das Wasser abläuft, sich wieder in die Höhe richtet, also geziemt es auch uns zur Zeit der Trübsal uns zu demüthigen, und wenn die Trübsal vorüber ist, durch die Kraft Gottes uns wieder zu erheben.» Zuletzt trieb Konrad seine geistliche Zuchtmeisterei so weit, daß er auch die beiden Kammerfräulein, welche Elisabeth bis dahin noch bei sich gehabt hatte, und die durch so manches Band an ihre Gebieterin gefesselt, jedes Leid gemeinschaftlich mit ihr trugen, von ihr entfernte; damit gleichsam jede Erinnerung an ehemalige Größe aus ihrer Seele schwinden möge. Unter häufigen Thränen trennte sich Elisabeth zuerst von ihrer lieben

---

*) Im Mittelalter war es nicht ungewöhnlich, daß Büßende, selbst von hohem Range, wenn sie ihre Sünden einem Priester gebeichtet hatten, denselben ersuchten, ihnen einige Geißelhiebe zu geben.

Eisentraut, und bald hernach mußte sie sich auch von ihrer Jugendfreundin Judith trennen. Statt dieser, mit ihr gleichgestimmten Gesellschafterinnen, mußte sie mit einem Laienbruder, der ihre Angelegenheiten besorgte, mit einem frommen, aber geringen und nicht geachteten Mädchen und einer adelichen Wittwe, welche taub und von herber Gemüthsart war, zufrieden seyn, um durch die letztere in Demuth und Geduld geübt zu werden; mit dem Mädchen aber mußte sie die geringsten Hausgeschäfte theilen.

Der Geist des Wohlthuns beseelte alle Handlungen Elisabeth's.

VI.

Zu Marburg war damals eine kleine Kirche und ein Konvent von drei oder vier Barfüßer-Mönchen. Dies hatte die Landgräfin veranlaßt, hier das oben erwähnte und etwa im Jahr 1229 zu bauen angegefangene Hospital, zur Pflege kranker und nothleidender Menschen, zu errichten. Dies Hospital, an welchem sie 5000 Mark Silbers verbaut haben soll, war nunmehr vollendet, und Elisabeth begab sich selbst hinein, und brachte ihre Tage mit Fasten, Beten, Kasteien und der Verpflegung leidender Menschen zu; auch gab sie zu diesem Endzweck alle ihre Einkünfte her. Sie schämte sich nicht, für die Armen ihres

Hospitals Almosen in eigener Person einzusammeln, und bediente die Leidenden auch in den abschreckendsten Krankheiten.

Die Aufsicht und Verwaltung dieses Hospitals scheint sie den Franziskanern übergeben zu haben, welche mit ihr Sorge tragen mußten, daß die darin verpflegten Kranken mit den Sakramenten versehen werden möchten. Sie selbst brachte darin ihre letzte Lebenszeit mit Krankenpflege und religiösen Übungen zu; allein allzugroße Anstrengungen und zu kärgliche Nahrung führten sie ihrer frühern Auflösung entgegen. Mit froher Sehnsucht näherte sie sich dem Zeitpunkte, wo sie, ihren Wünschen gemäß, völlig geläutert, ihre Schwächen besiegt, ihr Geist verklärt seyn, und in das Land der Ruhe eingeführt werden würde. Alle die Tugenden, die sie im Leben geschmückt hatten, glänzten auch herrlich an ihrem Sterbebette. Sie sprach nur von geistlichen Dingen. Einst glaubte sie, während ihres innigen Gebetes eine sanfte Stimme zu vernehmen, die ihr zurief: «Komm zu mir, du meine allerliebste Freundin, in die Wohnung, die ich dir von Ewigkeit bereitet habe!» Eben so hörte sie, nach Rothe's Erzählung, auf ihrem Sterbebette einen ungemein süßen Gesang. Die Wärterin sagte zu ihr: «Ach, liebe Frau, wie süß habt Ihr gesungen!» «Wie? fragte Elisabeth, hast du auch etwas gehört?» «Ja wohl!» war ihre Antwort. «Ich sage dir,

fuhr Elisabeth fort, daß zwischen mir und der Wand ein schöner Vogel gesessen, der eine ganze Weile so süß gesungen hat, daß sich mein Herz erfreute, und der mir's geoffenbaret, daß ich am dritten Tage sterben soll!» Wahrscheinlich sah Elisabeth in ihrer Fieberhitze einen Vogel, verwechselte ihren eigenen Gesang mit dem Gesange des vermeintlichen Vogels, und verwandelte ihre Todesahnungen in wirkliche Todesoffenbarungen! Vor ihrem Ende nahm die fromme Fürstin noch rührenden Abschied von ihren Dienstboten, bezahlte sie gewissenhaft, ermahnte sie zur Frömmigkeit, und — nur ein geringes Kleid zum Begräbniß sich vorbehaltend — vermachte sie ihre noch übrigen Güter, ihr Hausgeräthe u. s. w. den Armen. Sie ließ sich die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus vorlesen, und machte dabei manche schöne Bemerkung. Hierauf empfing sie das heilige Abendmahl, und ergoß ihr Herz nochmals in religiösen Gesprächen. Als die Mitternacht herannahete, und mit derselben die Stunde ihres Heimgangs, sprach sie, wie die Chronisten erzählen, diese letzten Worte: «Die Mitternacht nahet. Es nahet der Bräutigam, die Braut zu holen zur himmlischen Hochzeit!» Hierauf ward sie immer stiller, und nach einigen leisen Athemzügen, entschlief sie, — den 19ten Nov. d. J. 1231, im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters, in dem von ihr erbauten Hospitale. —

Elisabeth war eine von jenen zarten nur zu reizbaren Seelen, die gleichsam ihre ganze Lebenszeit hindurch mit sich selbst im Kampfe leben; sie besaß einen zwar nicht blendenden, aber doch geraden Verstand, dabei eine nur zu lebendige Einbildungskraft; — Gaben der Natur, welche bei gehöriger Ausbildung, zumal, da noch hohe Güte des Herzens hinzu kam, die liebenswürdige Fürstin zu den edelsten Handlungen fähig gemacht, und ihr allgemeine Achtung erworben haben würden. Allein ihre Einbildungskraft wurde frühzeitig verstimmt, und behielt, bei dem Mangel an festen Grundsätzen, die Oberhand über ihre Vernunft. Ein ungewöhnliches religiöses Gefühl lag tief in ihrem Innern; denn schon als ein kleines Mädchen, das noch nicht lesen konnte, ging sie, wie ihre Jugendgefährtin und Kammerfräulein Judith erzählt, in die Kirche, legte da einen Psalter vor sich, und machte mit inniger Freude alle Gebehrden einer Andächtigen, beugte ihre Kniee, faltete ihre Hände, und that so, als ob ihr alles in dem Psalter verständlich wäre. Selbst ihre jugendlichen Spiele hatten einen Anstrich dieser frühzeitigen Religiosität. Mit einer seltenen natürlichen Seelengüte verband sie eine unbegränzte Mildthätigkeit, und eine Demuth, die an Schwachheit gränzte, Bescheidenheit und ungemeine Züchtigkeit, edle Duldung in Widerwärtigkeiten, die oft

in übertriebene Aufopferungen überging. Es bedurfte bei diesen Anlagen nur eines größern Zusatzes von Selbstständigkeit, eines weisen Führers und treuen Rathgebers, der sich durch Einsicht und sittliche Güte, bei der jungen Fürstin in Achtung gesetzt hätte; es bedurfte einer bessern Stimmung des ganzen Zeitalters, und Elisabeth würde einen Charakter dargestellt haben, wobei die späteste Nachwelt mit reiner Freude weilen würde. Viele ihrer Tugenden hatten um so höhern Werth, weil sie durch ihre äußerlichen Verhältnisse und selbst durch ihre körperliche Anlage eher erschwert, als erleichtert wurden. Sie besaß große Güter und war dennoch mildthätig; — wer aber weiß es nicht, daß dem Begüterten Wohlthätigkeit am schwersten wird? — Sie war gefällig und wohlwollend, und hatte mit einer ganz entgegengesetzten Denkart ihrer Hofleute zu kämpfen. Sie war bescheiden und demüthig, bei hohem äußerlichem Glanze; züchtig und enthaltsam, bei ausgezeichneter körperlicher Schönheit; sie entsagte freiwillig den Erdenfreuden, ob sie gleich noch in der Blüthezeit ihres Lebens war.

Gern weilt unser Geist bei dem, was Elisabeth geworden wäre, wenn sie in einem bessern Zeitalter gelebt hätte; allein ihr Biogroph muß sie so darstellen, wie sie wirklich war. Und da finden wir denn

freilich mit Bedauern, daß ihre Religion oft in Aberglauben, ihre Mildthätigkeit in heiliggeachtete Verschwendung, und ihre Duldung in unnöthige und der Gottheit mißfällige Büßungen ausartete; daß sie den Gott der Liebe nicht so kannte, wie ihn uns der göttliche Weise offenbarte; wir finden, daß sie, über dem Streben nach dem Himmlischen, bisweilen die Pflichten gegen ihren Gemahl und sich selbst vergaß. Statt, daß sie durch ihren edlen und sanften Geist, dnrch ihr schuldloses Herz und ihr liebenswürdiges Äußere ihrem Ludwig einen Himmel auf Erden hätte schaffen können, zerstörte sie, vor den Augen dieses biedern und großherzigen Mannes, die schöne Hülle ihres Geistes durch alle ersinnliche Kasteiungen; — statt mit ihren Gütern den Nothleidenden recht lange zu nützen, verschwendete sie solche zum Theil auf einmal an Unwürdige, und verleitete manchen zum Müßiggange, der durch wohlgeordnete Thätigkeit ein nützliches Glied der Gesellschaft hätte werden können; — statt, die Fähigkeiten ihres Geistes zum Nachdenken zu gebrauchen; ließ sie sich blindlings von einem herrschsüchtigen und finsteren Gewissensrathe leiten; — statt, sich endlich durch Gebet und religiöse Geistes-Erhebung zum Guten zu stärken, und hierin die größte Wohlthat für ihr eigenes Herz zu erkennen, sah sie diese geistlichen Beschäftigungen nur als

Mittel an, um Gott einen Dienst zu erweisen, und sich bei ihm einen Lohn zu verdienen. Sie setzte den höchsten Grad menschlicher Vollkommenheit in grenzenlose Selbsterniedrigung und Selbstpeinigung, die doch wenig geeignet sind, den Geist und das Gemüth zu veredeln. Mit einem Worte: statt, wahrhaft-groß als Gattin, Mutter, Fürstin und Christin zu seyn, war Elisabeth nur eine gutmüthige Dulderin und Selbstpeinigerin, eine unermüdliche Pflegerin der Armen und Nothleidenden, und nach ihrem Tode — eine Heilige! Doch auch die in trübem Gewölke hinscheidende Sonne gewährt einen schönen und rührenden Anblick! —

In ihrem Äußern soll Elisabeth sehr viel Einnehmendes gehabt haben. Adam Ursinus beschreibt sie, in seiner thüringischen Chronik, (S. 1278.) als «eine schöne Brünette, von mittler, etwas untersetzter Gestalt, ernst in ihrem Wandel, züchtig in ihren Sitten, liebreich und gütig in Worten und Mienen, innig in ihrem Gebete, überaus barmherzig gegen die Armen, friedsam gegen ihr Hofgesinde, demüthig gegen ihre Dienerinnen, und voll Tugend und göttlicher Liebe zu jeder Zeit.» Der französische Pater Archange (in seinem «Leben der heil. Elisabeth» Par. 1692.) sagt in einer Art von Begeisterung von ihr: «So erhaben auch die Geburt dieser jungen Fürstin war, so reichte solche doch nicht an ihr Verdienst, und die Natur

war noch freigebiger gegen sie gewesen, als das Glück. Nichts kam der Fülle und Schönheit ihres Wuchses bei; in ihrem ganzen Anstande war etwas so Edles, so Erhabenes und Majestätisches, daß es unmöglich war, sie ohne Ehrfurcht und Bewunderung anzusehen.»

Wenn man nun einerseits mit Bedauern bei der bis zum Aberglauben gehenden Verehrung weilet, welche man dem Leichnam der Elisabeth bis zu dessen Bestattung und nachher erwies, so bemerkt man anderntheils auch mit inniger Rührung das Gedränge der Armen und Nothleidenden die laut weinten und klagten, daß ihre Wohlthäterin, ihre Mutter gestorben sey. Am siebenten Tage nach ihrem Tode, wurde ihr Leichnam in der von ihr erbauten St. Franziskus-Kapelle, — unter Begleitung einer großen Menge Volks, vieler Priester und Ordensleute, worunter die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Theodorich von Trier, wie auch der Bischof von Hildesheim gewesen seyn sollen, — beerdigt. Die Heiligkeit dieses Orts hatte sie selbst dadurch noch vergrößert, daß sie auf ihrem Sterbebette zwei Altäre hinein stiftete, welche der Erzbischof von Mainz, auf Verlangen des M. Konrad's, am Laurentiustage des folgenden Jahres feierlich einweihete. Doch wurden in der Folge, bald aus vermeinter Andacht und

wahrem Aberglauben, bald aus andern Gründen, die Gebeine der Elisabeth mehrmals in ihrer Ruhe gestört.

Zwei Tage nach der Bestattung ihres Leichnams, nahmen die vermeintlichen Wunder ihren Anfang, welche durch ihre Gebeine bewirkt worden seyn sollen, und wodurch ihre Gruft so berühmt geworden ist. M. Konrad veranstaltete eine Sammlung von den bei Elisabeth's Grabe vorgefallenen Wundern, und sandte sie im Jahre 1232, an den Papst Gregor IX. Dieser Umstand, so wie die nachherigen eifrigen Bemühungen des deutschen Ordens und seines Hochmeisters, Landgraf Konrad's, des Schwagers der Elisabeth, bewirkten die feierliche Heiligsprechung der Landgräfin, die am 27ten Mai 1235 vorgenommen wurde. — Kaiser Friedrich II. fand sich selbst zu Marburg ein, und weihete der Heiligen einen goldenen Becher, woraus er zu trinken pflegte, und worin nun Elisabeth's Haupt aufbewahrt wurde. Ihr Leichnam wurde nach geschehener Erhebung, wieder in der gewöhnlichen Kapelle beigesetzt, wiewohl frommer Wahn ihre irdischen Reste nicht lange ruhen ließ. Der 19te November, ihr Todestag, wurde zum Tage ihrer Verehrung bestimmt.

20.

Die unglückliche Fürstin.

(Von Baur.)

Albrecht, mit dem Beinamen der Unartige, Landgraf von Thüringen, zeigte in seiner Jugend viele gute Eigenschaften und seine sorgfältige Erziehung vermehrte die Hoffnung, die man von seiner künftigen Regierung nährte. Er regierte auch anfangs in Thüringen, das ihm sein Vater noch bei seinem Leben überlassen hatte, mit vielem Ruhme. Im Jahr 1254 vermählte er sich mit Kaiser Friedrichs des Zweiten Tochter, Margaretha, einer Prinzessin, die seine Hochachtung und Liebe verdiente. Sie gebahr ihm drei Söhne und eine Tochter, und er würde sich als Vater und Gatte sehr glücklich gefühlt haben, wenn nicht blinde Leidenschaft ihn bethört hätte. Er wendete nämlich nach einiger Zeit seine Liebe einer Hofdame zu und vernächläs-sigte seine Gemahlin. Auf Antrieb dieser Hofdame, welche Kunigunde von Eisenberg hieß, faßte er den grausamen Anschlag, seine Gemahlin ermorden zu lassen. Zur Ausführung der schändlichen That, dung er einen Eselnar-

ren, der mit zwei Eseln täglich Holz und Wasser auf das Schloß Wartburg brachte. Er sollte — das war der Plan — der Gräfin des Nachts den Hals umdrehen, damit man vorgeben könnte, sie wäre vom Teufel erwürgt worden. Der Narr ließ sich zwar in ihrem Schlafgemach verschließen, hatte aber Mitleid mit der unglücklichen Fürstin, entdeckte ihr den ganzen Handel und bat um Gnade. Erschrocken und betäubt eilte sie zu ihrem Hofmeister und bat um seinen Rath. Da er schleunige Flucht für das sicherste hielt, so wurde sie durch ein Fenster des Schlosses eiligst hinuntergelassen. Zuvor aber eilte sie noch in's Schlafgemach ihrer Kinder, küßte sie und biß den ältesten Knaben, der damals im eilften Jahre stand, aus inbrünstiger, schmerzlicher Mutterliebe in den Backen. Daher bekam er den Namen Friedrich mit der gebissenen Wange oder der Angebissene. Hierauf nahm sie in Begleitung eines Kammermädchens und jenes Narren den Weg nach Hirschfeld, und wurde durch den Beistand des dasigen Abts bis nach Frankfurt am Main gebracht. Hier starb sie einige Monate darauf vor Gram, im Jahr 1270. Der entartete Landgraf aber heirathete die schändliche Kunigunde, und führte sogar in späterer Zeit Krieg mit Margarethens Söhnen, die er wegen Kunigundens Sohn, Apitz, um ihr Erbtheil bringen wollte.

21.

Landgraf Friedrich und sein saugendes Töchterchen.

(N. d. Gebr. Grimm D.)

Friedrich mit der gebissenen Wange, Landgraf von Thüringen, mußte einstmals Krieg wider seinen schlimmen Vater Albrecht, den Entarteten, und wider den deutschen Kaiser führen. In diesem Krieg war er einmal auf der Wartburg eingeschlossen: denn seine Feinde hielten die Stadt Eisenach, die am Fuße der Wartburg liegt, hart besetzt. In dieser Bedrängniß gebahr ihm seine Gemahlin ein Töchterchen. Als dieses acht Tage alt war, und Friedrich es nicht länger auf der Burg aushalten konnte, setzte er sich mit seinem Hofgesinde, der Amme sammt dem Töchterlein, zusammen ihrer zwölfe, zu Pferd, um zu entweichen. Sie ritten in der Nacht von der Burg herunter in den Wald, doch nicht so heimlich, daß es nicht die Eisenacher Wächter gewahrt hätten, die ihnen denn auch stracks nachjagten. Da, auf der Flucht, begann auf einmal das Kind-

lein heftig zu schreien und zu weinen. Da rief Friedrich der Amme, die er vor sich herreiten ließ, zu: «was dem Kinde wäre? sie sollte es beschwichtigen!» Die Amme aber sagte: «Herr, es schweigt nicht, es sauge denn.» Da ließ Friedrich den ganzen Zug halten und sagte: «um dieser Jagd willen soll meine Tochter nichts entbehren, und kostete es ganz Thüringer Land!» Da hielt er mit dem Kinde und stellte sich mit den Seinen zur Wehre so lange, bis sich die Tochter satt getrunken hatte. Und es glückte, daß er die Feinde abhielt und ihnen hernach entrann.

22.

Die Legende von Maria Kulm.

(Von Eur. — D.)

In einer zu Nürnberg gemachten, und im Jahr 1681 geschlossenen handschriftlichen Sammlung von allerlei Nachrichten, Erzählungen, Berichten, Sagen, Zeitgedichten, fand sich auch die Geschichte oder Legende von der Kapelle Maria Kulm. Folgendes ist das Wesentliche im Auszuge davon.

Auf dem böhmischen Gränzgebirge, gegen das Voigtland hin, liegt eine Kirche und eine Kapelle genannt Maria im Haselstrauche oder in der Haselstaude, oder auch Maria Kulm, und drunter liegt ein Städtlein, gegründet von Bergleuten, welches gleichfalls Kulm genannt wird.

Die Kirche hat gestiftet Heinrich von Riesengrün, im Jahr 1383, und die geistliche Aufsicht ist den «Kreuzherren mit dem rothen Stern» übergeben, welche dort eine Pfarrei errichteten. — Die Entdeckung des Marienbildes, welches in jener Kirche verehrt wird, war einem Metzger vorbehalten, der nach Vieh ausging in der dortigen

Gegend. Es war ein heißer Tag und eine noch heißere Mittagsstunde, als er sich unter einem grünen Haselstrauche niederlegte und sanft einschlief. Da habe er — erzählt die Legende — im Schlafe dreimal sich bei seinem Namen rufen hören, und sey, von äußerer Gewalt endlich stark ergriffen und geschüttelt, aufgewacht. Siehe da sey in dem Haselstrauche ein Marienbild gestanden und habe ihm freundlich zugenickt. Da betete er es an, nahm es auf den Arm und trug es nach Falkenau, einer nicht unbedeutenden Stadt in Böhmen, wo er wohnte, und verwahrte es in seinem Hause, in einer schönen Kammer gar wohl. Bald aber sey das Bild in seinem Hause wieder verschwunden. Ganz bestürzt und verlegen sey der Metzger zu dem Haselstrauche gegangen und habe das Bild dort wiedergefunden. Da merkte er wohl, es wolle dasselbe nicht von der Stelle weichen, und habe seinen Sitz da erwählt, wo er es fand. Also ließ er eine Hütte bauen und machte darüber ein Dach, so daß das Bild gar wohl dort stand und ziemend verehrt werden konnte. Es geschah aber, daß mit der Zeit das Dach zusammenstürzte, als der Metzger gestorben war, und des Bildes Verehrung und die erwählte Stätte kamen in Vergessenheit.

Da begab es sich, daß einst ein wandernder Faßbindergesell sich gleichfalls wieder an einem heißen Sommertage

unter dem Haselstrauche niederlegte und einschlief. Da sey ihm im Schlafe Maria erschienen, habe ihn zur Buße ermahnt und ihm entdeckt, daß während seiner Wanderschaft seine Ältern verstorben wären; zugleich habe sie ihn verpflichtet, von seiner Erbschaft ihr eine Kapelle zu bauen. Er gedachte dieser Worte, beichtete seine Sünden und erbaute dem Marienbilde eine Kapelle. Seitdem erhielt der Ort den Namen Maria-Kulm, entweder von dem Zunamen des Erbauers, welcher Kulm hieß, oder von dem lateinischen Worte culmen, Gipfel, weil die Kapelle auf einer Anhöhe erbaut wurde.

Es stand aber diese Kapelle allen Andächtigen stets offen. Rings um dieselbe herum erwuchs dichtes, wildes Gesträuch und allenthalben gaben tiefe Kluften vielen Büssenden, die sich der menschlichen Gesellschaft entziehen wollten, einen gewünschten Aufenthalt. Bald aber wurden diese Höhlen, (besonders in den Zeiten des Faustrechts und der ewigen Befehdungen) Schlupfwinkel goldgieriger und blutdürstender Räuber und Mörder. Da wurde es dort ganz unsicher, und kein Reisender wollte sich mehr in jene Gegend begeben. Die Räuber aber benutzten ihre verabscheute Sicherheit, und errichteten sich dort, die heilige Nähe nicht achtend, bleibende Wohnungen. Köstlich gekleidet erschienen die Räuber, kühn und keck, nicht selten bei öffentlichen

Tänzen und kamen ungeladen zu mancher glänzenden Vermählungsfeier. Da raubten sie heimlich, was sie ergreifen konnten, und führten sogar Jungfrauen davon. Viele Menschen wurden gemordet, ihres Eigenthums beraubt, und in die tiefen Bergschluchten hinabgestürzt. Dieses Beginnen und diese frevelhaften Unthaten verbreiteten in der ganzen Gegend allgemeine Bestürzung und Schrecken, und Alles was man dagegen thun konnte und wollte, verminderte das Unglück nicht im Geringsten.

Da begab es sich, daß der Ritter von Katzengrün einst, von Falkenau aus, nach seinem nahgelegenen Schlosse (welches auch so hieß und sammt dem dabei gelegenen Dorfe noch so heißt) zog; vorher aber verrichtete er sein Gebet bei der Kapelle. Als er nun auf sein Schloß kam, bemerkte er, daß er in der Kapelle sein Brettspiel vergessen hatte, welches er zu seinem Zeitvertreib mit sich zu führen pflegte. Da aber dieses Brettspiel sehr kostbar und mit Edelsteinen fein besetzt und ausgelegt war, erschrak er gar sehr und mochte dasselbe nicht gern vermissen. Er befahl daher einem seiner Knappen aufzusitzen, nach der Kapelle zu eilen und das kostbare Brettspiel zurückzubringen. Es war eine sehr dunkle, rauhe Winternacht und der Knappe fürchtete sich zu vollziehen, was sein Herr gebot. Das hörte eine der Schloßdienerinnen, schalt den

Knappen aus, seiner Zaghaftigkeit wegen, und erbot sich das Brettspiel zu holen. Dem Ritter gefiel der Muth des Mädchens und er versprach ihr eine schöne Belohnung, wenn sie ihm das verlorne Brettspiel zurückbringen würde.

Muthvoll und fest entschlossen, ihr Vorhaben zu vollbringen, eilte das beherzte Mädchen fort und kam zu der Kapelle. Eben war es um Mitternacht, und hell warf der Mond seine Strahlen durch das dichte Gebüsch. Als das Mädchen eben in die Kapelle trat, bemerkte sie in der Nähe ein starkes Geräusch und verbarg sich erschrocken in einen Winkel. Was sah sie? Ein Mann der eine Frauensperson am Arme führte, kam zur Kapelle, hieß sie eintreten und befahl ihr drohend, ihr Bündlein abzulegen, niederzuknieen und sich zum Tode zu bereiten. Sie, ganz erschrocken, als sie diese Zumuthung vernahm, warf sich auf die Knie und bat gar flehend um ihr Leben. Der Räuber aber kehrte sich nicht an ihr Bitten, achtete nicht ihres Angstgeschreis, nicht den heiligen Ort, und schleppte die Flehende in eine Kluft, um den Mord zu vollführen.

Da trat das beherzte Mädchen aus ihrem Schlupfwinkel hervor, ergriff eilig das Brettspiel ihres Herrn zugleich mit dem Bündlein der Unglücklichen, und eilte rasch davon.

Indessen kam der Räuber nach verübtem Morde in die Kapelle zurück, seine Beute abzuholen, und fand sie nicht.

Überall blickte er umher und entdeckte im Schnee die Fußtritte des entflohenen Mädchens. Er eilte ihr nach, und schon war er ihr auf den Füßen, als sie nahe am Schloßthore war, welches ihr eben geöffnet wurde. Außer sich kam sie im Schlosse an, und erzählte was sie gesehen hatte und was in der Kapelle geschehen war.

Ihr Herr befahl ihr, die Sache geheim zu halten, und traf Anstalten, die Räuber in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ öffentlich bekannt machen, er werde seinen Geburtstag durch ein glänzendes Fest feiern. Dazu ließ er alle diejenigen in der ganzen Gegend einladen, welche dergleichen Freude und Lustbarkeit liebten. Es kamen der Gäste gar viele zusammen, und unter denselben auch die Räuber, gar stattlich uud vornehm gekleidet, als einsprechende Gäste von Adel. Unter diesen war auch jener Räuber, der das entführte Mädchen ermordet hatte, seines stattlichen Anzugs wegen aber unerkannt von dem beherzten Mädchen, welches das Brettspiel in der Kapelle geholt hatte. Der Bösewicht, dem darum zu thun war, sich dieses Mädchens, durch die jene That verrathen wurde, zu bemächtigen, machte sich an sie, redete gar schön mit ihr und suchte sie an den Ort seiner Grausamkeit zu locken.

Er gab sich für den Sohn eines reichen Edelmanns aus und versprach ihr, sie als seine Braut auf sein Schloß

zu führen. Wirklich brachte er es endlich durch seine glatten Worte dahin, daß sie ihm Gehör geben und ihm zu seinen Ältern folgen wollte. — Vorher aber entdeckte sie diesen Antrag dem Schloßherrn. Dieser sagte, er habe Vermuthung, daß dies jener Räuber sey; sie solle scheinbar mit ihm reisen; er wolle sie zur rechten Zeit befreien und den Bösewicht gefangen nehmen. Sie zog daher in der Stille mit dem Entführer ab und dieser schlug den Weg nach der Kapelle ein. Als sie an die Kapelle kamen, riß er sie vom Pferde, und schleppte sie, um sie zu ermorden, ihres Bittens und Flehens ungeachtet, nach einer Höhle zu. Schon hatte er den Dolch gegen sie gehoben, schon hatte die Arme, die jetzt an jeder Rettung verzweifelte, beinahe kein Leben mehr, — als plötzlich der Ritter, ihr Herr, der ihnen auf andern Wegen nachgezogen war, mit vielen Bewaffneten erschien, den Todesstoß von dem kaum noch athmenden Mädchen abwendete, und den Räuber in seine Gewalt bekam. Gefesselt wurde dieser nach dem Schlosse abgeführt, wo man ihn in einen finstern Kerker warf und auf die Folter spannte. Hier entdeckte er seine begangenen Verbrechen, gab seine Mitgesellen an und bezeichnete ihre Räuberhöhlen. Alsobald wurden diese durch Bewaffnete umzingelt, die Räuber nach muthiger Gegenwehr ergiffen, und ihrer fünf und zwanzig gefesselt dem peinlichen Gerichte überliefert. Sie wurden ins-

gesammt hingerichtet. In den Bergschichten aber fand man die geraubten Kostbarkeiten und so viele Leichen und Gerippe, daß man dort herum kaum Platz fand, sie alle zu begraben.

Von denjenigen Kostbarkeiten, von denen man die Eigenthümer nicht ausfindig machen konnte, wurden viele an die Armen vertheilt, die andern aber zur Erbauung einer Kirche verwendet. Das beherzte Mädchen aber wurde wohl ausgestattet und erhielt viel Lob in der ganzen Gegend.

Mehrere alte Handschriften bestätigen die Wahrheit dieser Geschichte.

Als nun diese neue Kirche über das Marienbild erbaut worden war, fanden sich sehr Viele ein, welche dahin wallfahrteten, um ihre Andacht dort zu verrichten. Viele ließen sich auch dorhin begraben, und man fand daselbst mehrere Leichensteine mit Inschriften und Wappen geziert, unter denen sich noch auf einem derselben die Jahrzahl 1422 lesen ließ. Die Kirche hatte bereits große Begünstigungen erhalten, als man sah, daß der Raum zu klein war, alle die Andächtigen aufzunehmen, welche oft dahinzogen. Daher wurde 1499 eine neue Kapelle erbaut und den heiligen drei Königen geweiht. Und als im Jahre 1647 Kaiser Ferdinand mit seinem Kriegsheere in diese Gegend rückte, wurde Alles noch weit mehr verbessert und verschönert. — Das Bild der heil. Jungfrau, welches damals auch neu ausgeziert

wurde, ist aus Lindenholz, sitzend auf einem Sessel, etwa vier Spannen hoch. Das Jesuskindlein sitzt auf ihrem Schooße und hält in der rechten Hand einen Apfel.

«Die Kirche, sagt eine Handschrift aus dem 18ten Jahrhundert, nebst den angebauten Kapellen, nimmt sich gar schön aus und wird noch täglich von vielen Frommen besucht. In die ehemalige Mördergrube steigt man auf fünfzehn Staffeln hinunter. In derselben steht eine Kapelle, in welcher sich ein Gemälde befindet, welches das jüngste Gericht darstellt. In der Wölbung der Höhle selbst aber sieht man in Freskogemälden die Mordscenen der verruchten Räuberbande, von Elias Dolhopf gemalt.» —

Das Neueste darüber steht in Schallers Topographie, wo es heißt: «Das Gut Maria Kulm gehört dem ritterlichen Kreuzorden mit dem rothen Stern, und besteht nur allein aus dem Marktflecken gleiches Namens, welcher im Mittelgebirge, zwanzig Meilen von Prag und eine Meile von Falkenau liegt und 82 Häuser zählt. Die schöne Pfarrkirche, genannt Marien-Himmelfahrt, mit dem Patronatsrechte des Großmeisters, sammt der prächtigen Kapelle Maria in der Haselstaude, dahin alljährlich zahlreiche Wallfahrten geschehen, wird von einem Probste und sechs Kaplänen besagter Ordensgeistlichen verwaltet.»

23.

Vollkommene Ritterschaft.

(A. B. nach einer alten Chronik.)

Und es fand sich zu derselben Zeit (im Jahr 1226) am Hofe des Landgrafen Ludwig von Thürigen ein kecker, kühner Rittersmann, genannt Herr Waltmann von Sattelstedt, der sprach wohl oft von seinen Zügen und Fahrten, wie es so sey, an Höfen, auf Stechbahnen und sonst allenthalben, und vermaß dabei sich vollkommener Ritterschaft. Da nun eben der Landgraf Hof hielt zu Merseburg, zog der Ritter mit ihm dahin, und vermaß sich auch daselbst vor allen Anwesenden vollkommener Ritterschaft. Es waren aber dahin viele vornehme Herren aus Thüringen, Sachsen, Meissen, Hessen und Franken gekommen, um mitzuhalten den herrlichen Hof des Landgrafen. Und Herr Waltmann, als er dahin kam, führte mit sich eine gar schöne Jungfrau, wohlgeschmückt und köstlich angethan, und saß auf einem stolzen Zelter (weißen Pferd), und es folgte ihr nach ein feiner Steuber (Jagdhund): auf ihrer linken Hand

aber saß ein schöner Sperber, und mit der rechten leitete sie gar geschickt ihr Roß. Ihre goldgelben Haare flogen jungfräulich frei in der Luft, durchflochten mit goldenen Bändern und Blumen; und eine goldene Kette, zwiefach ihren Hals umschlingend, ging tief herab auf ihre Brust.

Also ritt das edle Jungfräulein mit dem Ritter zu Merseburg ein, zu großer Verwunderung aller derer, die da waren und nicht wußten, was das werden sollte. Aber der Ritter sprach also:

«Da ich mich stets vermessen habe vollkommener Ritterschaft: so will ich davon jetzt die gehörige Probe ablegen, auf daß ich nicht möge gehalten werden, für einen Pocher, der dessen, was er verspricht, zu beweisen nicht mächtig ist. Daher will ich sagen, daß ich dieses edle Jungfräulein mit mir führen, und mit einem jeden, wer da mag, je über drei Meilen einen Stoß halten will. Werd' ich von ihm zum Fall gebracht; soll er all mein Stechzeug haben, meine Rüstung, die ich trage, den Steuber, und die Jungfrau mit dem Sperber dazu. Könnte er aber das nicht: so soll er der Jungfrau einen goldenen Ring geben.»

Deß wurde man wohl bald einig, und nun zog Herr Waltmann gar keck und stolz von dannen, nebst dem Jungfräulein mit dem Sperber und dem Steuber. Aber es warteten sein auf den Heerstraßen viele Ritter und Herren, des

Kampfes wohl kundig und lustig, übten Ritterschaft, und probten ihre Lanzen gegen den edeln Aufforderer. Dieser aber leistete, wessen er sich vermessen hatte, und brachte wieder an den Hof zu Merseburg heim die Jungfrau mit dem Sperber und dem Steuber, ohne allen Verlust. Die Jungfrau aber brachte so viel Fingerringe mit, als sie Finger an beiden Händen hatte. Es war aber dieses Jungfräulein gar mild und gut, und theilte ihre Ringe an die Frauen und Jungfrauen aus, die bei der guten Landgräfin Frau Elisabeth sich befanden. Auch war sie des Ebentheuers wegen gar froh, und dankte dem Ritter ob seiner großen und herrlichen Mannlichkeit. Er aber wurde hochgerühmt und hochgeachtet, und erhielt, nach seinem Willen, daß Zeugniß vollkommener Ritterschaft die er erprobt und bewiesen hatte.

24.

Ida von Toggenburg.

(V. d. Gebr. Grimm.)

Eine Rabe entführte der Gräfin Ida von Toggenburg, des Geschlechts von Kirchberg, ihren Brautring durch ein offenes Fenster. Ein Dienstmann des Grafen Heinrichs, ihres Gemahls, fand und nahm ihn auf; der Graf erkannte ihn an dessen Finger. Wüthend eilte er zu der unglücklichen Ida, und stürzte sie in den Graben der hohen Toggenburg; den Dienstmann ließ er am Schweife eines wilden Pferdes die Felsen herunterschleifen. Indeß erhielt sich die Gräfin im Herabfallen an einem Gestrauch, wovon sie sich Nachts losmachte. Sie ging in einen Wald und lebte von Wasser und Wurzeln. Später als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, fand ein Jäger die Gräfin Ida. Der Graf bat sie viel, zu ihm heimzukehren; sie aber wollte nicht mehr bei ihm leben, sondern begab sich in's Kloster zu Fischungen, und lebte allda still und heilig bis an ihr Ende.

25.

Margaretha Maultasch.

(Nach Aventin, Megiser, Valwasser die Gebr. Grimm; D.)

In Tyrol und Kärnthen erzählen die Einwohner viel von der umgehenden Margaretha Maultasch welche vor alten Zeiten Fürstin des Landes gewesen ist und einen so großen Mund gehabt hat, daß sie davon den Namen bekam. Die Klagenfurter gingen sonst nach der Betglocke nicht gern in's Zeughaus, wo ihr Panzer verwahrt wird, sonst würde ihr Vorwitz mit derben Maulschellen bestraft worden seyn. Am großen Brunnen, da wo der aus Erz gegossene Drache steht, sieht man sie zu gewissen Zeiten auf einem dunkelrothen Pferde reiten. Unfern des Schlosses Osterwyk stehet ein altes Gemäuer; manche Hirten, die da auf dem Felde ihre Heerden weideten, nahten sich unvorsichtig und wurden mit Peitschenhieben empfangen. Man hatte darum gewisse Zeichen aufgesteckt, über welche hinaus keiner dort sein Vieh trieb, und selbst das Vieh mochte das schöne fette Gras, das an dem Orte wächst, nicht fressen, wenn unwis-

sende Hirten es mit Mühe dahin getrieben haben. Manchmal aber erscheint, erzählt die Sage weiter, der Geist auf dem alten Schlosse bei Meran, neckt die Gäste, und soll einmal mit dem bloßen Schwerte auf ein neuvermähltes Brautpaar eingehauen haben, doch ohne Jemand zu tödten. In ihrem Leben war diese Margaretha kriegerisch, stürmte und verheerte Burgen und Städte und vergoß unschuldiges Blut. — Hievon einige Beispiele:

Als bei fortwährender Belagerung des Schlosses Dietrichstein (im J. 1334) die Obersten sahen, daß sie den Platz in die Länge wider die Frau Margaretha Maultasch nicht erhalten möchten, da sie ihnen zu mächtig gewesen, und noch dazu kam, daß sie diesmal vom Erzherzog Otto keine Hülfe zu verhoffen hatten: sind sie hierauf mit einhelligem Gemüth an einem Abend, da ein gewaltiger Nebel eingefallen war, in aller Stille mit dem ganzen kärnthischen Kriegsvolk von Dietrichstein abgezogen und ganz glücklich in die Stadt St. Veit gekommen, dessen sich die ganze Bürgerschaft höchlich erfreute. Als nun aber die Maultaschin folgendes Tages die Burg stürmte und keinen Widerstand fand, nahm sie aus dem stillen Wesen ab, daß sie betrogen sey. Darum entbrannte Frau Maultasch in Zorn, und zwang die Ihrigen mit großem Geschrei die Mauer zu ersteigen und das Schloß einzunehmen, was sie leichtlich thun konn-

ten, da Niemand darauf war. Die Mauern wurden ungestüm zerbrochen, alle Thürme und Thore niedergerissen und die Zimmer verbrannt, also daß wenig Gebäude stehen blieben. In der folgenden Zeit haben die Herren von Dietrichstein es wieder aufgebaut und in etwas wohnbar gemacht. Es ist die gemeine Sage im Land, daß in diesem verödeten Schloß ein unsäglich groß Gut soll verborgen liegen; wie es denn auch oft geschehen soll, daß wenn man recht in das verfallene Gebäude kommt, sich ein solches Werfen, Poltern und Sausen erhebt, als wenn es Alles über den Haufen werfen wollt', darum sich denn auch Niemand unterstehen dürfe lang an diesem Ort zu bleiben.

Als das Schloß Dietrichstein von der Frau Margreth Maultasch verwüstet wurde, sind inzwischen viele Herren und Landleute aus Kärnthen mit Weib und Kind in eilender Flucht gen Osterwitz gekommen, das dem edlen und gestrengen Herrn Reinher Schenk zugehörte. An diesem Orte, der von Natur überaus stark war, hatten sie alle gute Hoffnung, mit den Ihren vor der Tyrannin sicher zu bleiben. Osterwitz liegt auf einem sehr hohen Felsen, der an keinem Ort weder gestürmt noch angelaufen werden kann. Nun zog Frau Maultasch mit ihrem Kriegsvolk straks auf Osterwitz zu, besonders, als sie hörte, daß viel Adel allda beisammen wäre; mit dem Vorhaben, so lange davor zu

liegen, bis sie es in ihre Gewalt bringen und jener Herren und Frauen habhaft würde. Als solches dem Herrn Reinher Schenk von seinen Kundschaftern gemeldet wurde, stellte er unverzüglich seine Kriegsleute, deren nicht viel über dreihundert waren, auf die Wehren der Mauern und allenthalben auf die hohen Berge aus, und unterließ nichts, was dienlich seyn könnte.

Inzwischen kam die Frau Maultasch so weit heran, daß sie mit den Ihren das Feld weit und breit einnahm und daß Schloß so umringte, daß Niemand zu den Belagerten kommen oder aus der Feste weichen konnte. Aber weil die Tyrannin sah, daß es unmöglich sey, Osterwitz zu bewältigen, hat sie in der Zeit der Belagerung den armen Bauersleuten in den Dörfern mit Brennen, Rauben und Morden und andern Gewaltthätigkeiten nicht geringen Schaden zugefügt, wie davon die zerbrochenen Schlösser und Burgen noch heutiges Tages genugsam Zeugniß geben. Zuletzt als sie sah, daß die Zeit vergeblich verstrich und sie mit all' ihrer Gewalt wenig ausrichten würde, verordnete sie Gesandte an Reinher Schenk, mit dem Auftrag: daß sie ihn mit vielen und reichen Verheißungen dahin bewegen sollten, ihr daß Schloß Osterwitz zu übergeben und mit den Seinen frei abzuziehen. Als auf solche Werbung Herr Reinher Schenk abschläglich antwortete und sagen ließ; «da

müsse er ein Kind seyn, wenn er darauf hören und nach ihren Drohungen fragen wollte,» also, daß die Gesandten mit betrübtem Herzen ins Lager zurückkamen: so riethen ihr Alle, den Ort, da mit Gewalt nichts auszurichten wäre, auszuhungern, und dadurch den kärnthischen Adel zum Brett zu treiben. Diesem Rath wollte auch Frau Maultasch nachkommen.

Weil nun diese Belagerung ziemlich lange währte, entstand in dem Schloß zu Osterwitz nicht allein unter den gemeinen Knechten, sondern auch unter denen von Adel, sonderlich aber bei den Frauen, ein großer Mangel in allen Dingen, vornehmlich aber an Wasser, so daß täglich Viele umkamen. Denn schon waren von den dreihundert Knechten kaum hundert übrig, die sich nothgedrungen mit abscheulicher Speise, als: Katzen- Hunde- und Roß-Fleisch, ersättigen mußten. Indem sich nun etliche Herren deshalb miteinander berathschlagten, was zu thun wäre, fanden sie endlich einen erwünschten guten Ausweg. Sie gingen sämmtlich zu Herrn Reinher Schenk und sagten ihm: «man könne sich diesmal nur durch einen listigen Fund retten, weil denn doch keine Hülfe vom Erzherzog Otto zu gewarten sey. Nun hätten sie eine gute und schnelle Kriegslist erdacht, um den grimmigen Feind vom Hals zu bringen. Nämlich, weil sie gesehen, daß alle Speisen und alle Leibes

Nothdurft bereits verzehrt und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre, als ein dürrer Stier und zwei Vierling Roggen; so wäre ihr Rath, man solle den Stier abschlachten, in dessen abgezogene Haut den Roggen schütten, und sie so, wohl vermacht, den Berg hinabwerfen. Wenn solches die Feinde sähen, würden sie denken müssen, die da im Schloß seyen noch mit allen Lebensmitteln reichlich versehen und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit aushalten. Dann würde der Feind ohne Zweifel aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheer abziehen.»

Diesem guten Rath kam Herr Reinher Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen, den Roggen darein thun und den Berg hinabstürzen, was Jedermann mit Verwunderung mit ansah. Als aber Frau Maultasch solches erfuhr, that sie einen hellen Schrei und sagte: «Ha, das sind die Klausrappen, die in der guten Zeit ihre Nahrung in die Kluft zusammen getragen und auf dem hohen Felsen versteckt haben! Die werden wir nicht so leichtlich in unsere Klauen fassen können! Darum wollen wir sie in ihrem tiefen Nest sitzen lassen und andere gemästete Vögel suchen!»

Und von Stund an gebot sie ihren Kriegsleuten, ein Jeder solle seine Sturmhaube voll Erde fassen und sie, Osterwitz gegenüber, auf einem ebenen Felde ausschütten.

Als dies geschehen war, ist aus dieser Erde ein ziemlich groß Berglein geworden, das man lange Zeit im Lande Kärnthen die Maultasch-Schutt genannt hat. Im Jahr 1580 hat Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, als Landeshauptmann von Kärnthen, das Bild der Frau Maultasch in schönem weissen Stein aushauen lassen, welche Säule «das Kreuz bei der Maultasch-Schutt» genannt wurden.

26.

Die Weiber von Zürich.

Der Mönch Johannes von Winterthur erzählt: Die Winterthurer beredeten im Jahr 1292 den Herzog Albert, sie hätten in der Schlacht bei St. Georg so viel Züricher erlegt und gefangen genommen, daß es ihm leichte Arbeit sein werde, sich ihrer Stadt zu bemächtigen. Da zog Albert mit einem starken Heer vor Zürich. Die Züricher fanden sich in der Stadt so schwach, daß sie ihre Frauen und Töchter, daran sie Überfluß hatten, bewaffneten und ihnen Spieße, Schilde und Harnische gaben. So gerüstet machten sie auf der breiten Brücke ihre Ordnung und zogen von da auf den Lindenhof, wo der Feind, der auf dem Züricher Berg in den Weingärten gelagert war, sie im Gesicht hatte. Sie bezeigten auf dem Hofe mit Kriegsspielen, mit Gesang und Tänzen eine Munterkeit, die nicht in ihren Herzen war. Wie das der Herzog, der sie für eine Schaar Männer hielt, sah, da hatte er nicht das Herz anzugreifen, sondern ließ sich mit der Stadt in gütliche Unterhandlungen ein.

27.

Die zweite Weinsbergerin.

(Nach Mich. Stettlers Schweizer Chronika.)

Im Jahr 1499 belagerten die schwäbischen Bundesgenossen das Schloß Blumenegk im Hegau gelegen, dem Freiherrn von Rosenegk gehörig, so lange, hart und kräftig, bis die Besatzung kapituliren mußte, als sie auf das Äußerste gebracht war. Ihr wurde freier Abzug gestattet, und der Frau von Rosenegk wurde erlaubt, ihre Kleinodien, und was sie sonst zu tragen vermöchte, mit aus dem Schlosse zu nehmen.

Dieser Übergabsartikel, dem vermuthlich ein Freund ihres Mannes nicht ohne Bezug und Deutung das Daseyn gegeben hatte, erinnerte die edle Frau sogleich an das, was die braven Weinsbergerinnen in einem ähnlichen Falle gethan hatten. Sie besann sich nicht lange, ließ ihr Ziergeräthe zurück, huckte ihren Gemahl als ihren köstlichsten

Schmuck auf, und trug ihn aus der Festung auf dem Rükken heraus.

Ob er nun eigentlich gleich nicht mit unter denen war, denen der Abzug verstattet worden war, so handelten doch die Belagerer so großmüthig, ihr denselben zu schenken, und zur Belohnung ihrer ehelichen Treue ließen sie ihr auch all ihren andern Schmuck verabfolgen.

28.

Die tapfern Appenzellerinnen.

(Edelſ. u. T. d. Wbk.)

In dem Kriege, welchen die Herzoge von Öſtreich mit den Helvetiern im 14ten und 15ten Jahrhunderte führten, bewieſen ſich im Jahr 1405 in der blutigen Schlacht, welche die Appenzeller bei dem Riedlinger Wald am Stoß gegen den Herzog Friedrich von Öſtreich, die Grafen von Hochberg, von Lupfen und gegen andere große Herren behaupteten, und worin die Männer wie Löwen fochten, auch die Appenzeller Frauen wie Männer. Ulrich Rotach von Appenzell hielt ſich an der Wand einer Viehhütte gegen zwölf Öſtreicher, von welchen er fünf erlegte. Die Feinde ſteckten die Hütte in Brand, die Flammen ſchlugen über ihm zuſammen und er ſtritt mitten in denſelben. Er ſtarb vom Feuer, nicht aber vom Schwert der Feinde. Die Appenzeller hatten an dem kriegserfahrnen Grafen von Werdenberg einen treuen Beiſtand, der, wie ſie gekleidet, wie ſie gewaffnet, mit ihnen im Felde lag. Regengüſſe hatten den Boden am Berge

sehr schlüpfrig gemacht; daher gab der Graf den Rath, daß man die Schuhe ausziehen solle. Er selbst war der erste, der barfuß ging. Aber die Frauen gaben der Schlacht den Ausschlag. Sie zogen, um sich unkenntlich zu machen, weiße Hemden über ihre Kleider und fielen vom Berge herab dem Feinde in die Seite. Dieser hielt sie für geharnischte Männer und ergriff die Flucht, und die Schlacht war für die Schweizer gewonnen.

29.

Kaiser Siegmunds Ringspende in Augsburg.

(Aus: Briefe eines Frauenzimmers a. d. 15ten Jahrh.)

Frau Elisabeth Rehelinger an Frau Teutiche Vetterin.

Am Donnerstag nach der Kreuzerhöhung,
im Jahr des Herrn 1418.

Item vorgestern ist der Kaiser glücklich in Augspurg angekommen, und eben da der Lärmen gar feindlich, da ist meine Schwägerin eines Sohnes glücklich genesen, und hat große Freude dadurch gemacht. So hat es mein Bruder gleich dem Kaiser erzählet, bei dem er gar wohl gelitten ist, und hat ihm der Kaiser Glück gewünscht, und gesagt, daß er des Kindes Dot (Pathe) seyn woll, das auch geschehen ist, und hat der Bube des Kaisers Namen Siegmund bekommen. War gar eine große Freude für meinen Bruder und die Wöchnerin die gar wohl auf ist. Hernach hat der Kaiser meinem Bruder große Gnade gethan, ihm herrliche Freiheiten geschenkt, ein ander gar schönes Wappen gegeben, auch ihm Erlaubniß ertheilt, einen andern Namen zu führen,

als er vor geführt hatte, daß er nun nicht mehr Peter Egen heißet, sondern Peter von Argau. Wird doch machen, daß man ihm wird übel nachreden; hab' ihm auch selbst gesagt, daß er eitel sey, darum daß er sich seines Vaters Namen schäm, der doch fast ehrbar und alt wär. So giebt er mir zur Antwort, daß unsere Vorfahren seit unfürdenklichen Jahren sich von Argau geschrieben, und hätt' erst unser Großvater, dem Gott eine fröhliche Urstand verleihe, den Namen Egen angenommen, deß er gar gut Urkund und Brief hätt'; so wollt er zu Ehren unserer lieben Vorfahren diesen Namen wieder führen, hofft, daß man ihn darum nicht verdenken soll. Nun wird morgen ein gar großer Tanz seyn, wo ich mit Ritter Marquard auch dabei seyn werd'. Ist auch der Kaiser dazu geladen, und Alles, was hier von Geschlechtern, Männer und Frauen, auch was von Adel und Ritterschaft hier ist; werden viele Tische besetz, seyn, und soll das Mal 16 Pf. auf jedes kommen. Hofft es soll schön dabei seyn, und hat mich Ritter Marquard gar schön gekleidet, mit Rock, Mantel und Hut, die ich morgen tragen will. Muß aber jetzt sehen, wie meine Wöcknerin lebt. Leb' wohl, liebe Teutiche. Ritter Marquard läßt dich und Ritter Fritzen auch grüßen.

Am Donnerstag nach St. Matthäus, des heil. Zwölfboten.

— — Nun bin ich erst gestern früh vom Tanz heimgekommen und hab dir gestern nicht mehr schreiben mögen, weil ich gar schläfrig und müd gewesen. Heut aber will ich dir Alles schreiben, wie es zugegangen. Wie ich mit Ritter Marquard auf das Tanzhaus gekommen, da waren schon gar viele Leut beisammen, und mögen wohl über 200 Leute von Geschlechtern und Fremden da gewesen seyn. Und war dabei auch eine gar schöne Jungfrau die Sibylla Gossenbrotin, des Burgermeisters Tochter, Leonhard des Radauers Braut, die von Allen für die schönste gehalten worden, außer von meinem Marquard, dem höflichen Schmeichler; auch sind viele andere schöne Frauen und Jungfrauen da gewesen, die ich dir nicht alle nennen, noch beschreiben kann, und viel andere ehrbare Leute genug. Da mußten wir wohl lange warten, bis daß der Kaiser kam, und wurden Viele fast maßleidig darüber. Hernach kam er, und kam auch mein Bruder mit ihm, bei dem er wohnt. Da nahm mich Ritter Marquard und führt mich vor den Kaiser, und stellte mich ihm vor. Da sprach der Kaiser: « Ei, Ritter Marquard, wie habt Ihr so schön gewählet; wohl müsset Ihr wissen, was schön ist! » So sprach der Ritter: « Gnädiger Herr Kaiser, wenn ich nicht wär' gewählet wor-

den, so würd' ich umsonst gewählet haben.» Da wünscht uns der Kaiser Glück und war gar gnädig.

Hernach fing man den Tanz an, und tanzte gar schön und mit guter Manier, daß auch der Kaiser sagt, hätt nicht leicht schöner tanzen sehen. Hernach setzt man sich nieder, und waren mehr dann 30 Tische besetzt, und ward gar stattlich und köstlich aufgetragen, daß auch der Kaiser groß Gefallen darob gehabt hat. So blieb man aber nicht gar lange, und fing alsdann wieder an zu tanzen, nach voriger Weise. Da kam unser gnädiger Herr, der Kaiser zu mir, und sagt mir, daß ich allen Frauen und Jungfrauen sagen sollt, daß sie einen Kreis um ihn machen sollten, und ließ er sich einen Stuhl stellen, mitten in den Saal, der gar groß ist, wie du wohl weißt. Da stellten sich Alle um ihn her, das gar lustig war anzusehen, und die Männer und Junggesellen stunden hinterher, und wußt kein Mensch, was der Kaiser vor hatte.

Da stund bei ihm ein mächtiger Graf, Vorsibry von Swinar, aus Böhmerland, der hatt' einen köstlich gestickten Beutel. Den nahm Sein Gnad der Kaiser, und hernach hieß er mich herzutreten, und da nahm er einen goldenen Ring aus dem Beutel, und steckte ihn mir selber an den Finger, und rief hernach der Gossenbrotin, und macht's der eben so, und hernach einer nach der andern, daß über hun-

dert Ringe sind ausgetheilt worden, das uns allen große Freude gemacht, und dem lieben Kaiser von allen Burgern und Burgerinnen gar viele tausend Wünsche hat zugezogen, und werden wir die Gnade gewiß nie vergessen, und auch unsern Kindern erzählen, daß sie ihn darum rühmen. Hernach haben wir noch lang getanzt, und erst da es Tag worden, sind wir heimgegangen, und hat mich Ritter Marquard dahin geführt. —

Jetzt darfst du wohl mit mir zufrieden seyn, liebe Teutsche, dann ich dir gar viel geschrieben hab', daß ich auch fast müd worden bin. Gehab dich wohl.

30.

Der Pfarrer Crusius und seine Frau.

(Scenen aus dem Schmalkaldischen Kriege; aus Armin.)

Als der Kurfürst von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen mit ihrer Macht von Ingolstadt abgezogen waren, verbreitete sich im Gebiete von Ulm das Schrecken erregende Gerücht, der Kaiser rücke mit aller Macht zur Belagerung der Stadt an. In dieser traf man daher alle Anstalten zur Vertheidigung; außerhalb ihrem Umfange trieb die Einen die Gefahr an, nach Geislingen, die Andern nach Ulm selbst zu flüchten. Es war ein trauriger Anblick, den Einwohner aufgescheucht zu sehen aus seinen stillen Sitzen, wie er ängstlich über seine Zukunft seine Habe entweder auf dem Rücken oder auf Karren und Wagen rettete. Die Bestürzung wuchs, als die an den Dörfern auflodernden Flammen, als der laute Jammer der Flüchtlinge über körperliche Mißhandlung die Annäherung der Spanier und leichten Truppen verkündeten. Doch kam der Kaiser damals nicht gen Ulm, die Verwirrung dauerte aber fort. Man sah wandernde Gruppen, Menschen, die theils ihr Gepäck fort-

schleppten, theils die Kinder an den Händen führten, oder in Körben auf dem Kopfe trugen, Bewaffnete und Reiter, wieder Andre, die Brot oder dergleichen an ihren Spießen trugen. Allenthalben Lärmen und lautes Wehklagen. Erst nach sechs Wochen erholte man sich vom anfänglichen Schrecken und nun ward auch das flache Land in Kenntniß gesetzt, daß sich die Ulmer der Gnade des Kaisers überliefert, daß aber Jedermann nach den erhaltenen Zusicherungen beruhigt über die Glaubensfreiheit, bei dem Durchmarsche seiner Völker sich aller Befürchtungen entschlagen, und sich blos auf die unvermeidliche, aber nicht drückende Leistungen gefaßt halten dürfe. Man überließ sich nun süßen Hoffnungen, die man aber bald zerstört sah.

Unter dem kaiserlichen Vortrab kamen auch fünfzehn Deutsche nach Luzenhausen, einem Orte, in welchem Crusius, der Vater des gelehrten Crusius, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Tübingen, war. Dieser setzte ihnen vor, was in seinem Vermögen war, sie geneigten Sinnes zu erhalten; aber sobald sie des Weines reichlich gekostet hatten, fingen sie mit Crusius Religionsstreit an, um Vorwand zu Thätlichkeit zu finden. Endlich legten sie sich fast um Mitternacht zu Bette.

Jetzt versuchten Einige, ob sie nicht durch Gewalt Geld erpressen könnten, vorzüglich aber entbrannte die

Raubgierde des Einen, der sich zuvor öffentlich hatte verlauten lassen, er werde das Haus nicht verlassen, bevor er nicht 40 Goldstücke davon getragen, dieser wollte den Pfarrer angreifen und durchbohren, aber die Dazwischenkunft der Gattin und die Betrunkenheit der Übrigen rettete Jenen. Mit dem frühesten Tage war die Mannschaft wieder am reichlich besetzten Tische; ihr hatte sich auch der Pfarrer beigesellt. Plötzlich trat jetzt der Soldat, von dem oben die Rede war, mit wildem und drohendem Blicke vor ihn, um ihn zu durchstoßen. Crusius wendete sich nun bittend zu den zwei Adeligen, die zu der Schaar gehörten; und die Gattin beschwor unter Thränen, ihres Mannes zu schonen und ihn gegen einen verwegenen Räuber zu schützen. Dieses blieb nicht ohne Eindruck: denn der eine Adeliche, der ein Kanonikus gewesen war, hielt die mörderische Hand zurück. Der Rasende erblaßte vor Zorn, als ihm der Adelige Ruhe gebot und drohte, und den Pfarrer, um sich keiner Gefahr bloß zu stellen, im Zimmer weilen hieß. Als jener Unhold dieses verließ, erzählte der Adelige, wie noch viele solcher Kriegsleute, da ihnen kein Sold gegeben würde, auf solche Weise von Raub und Mord lebten, und wie eben dieser Wüstling einigen Geistlichen die Knie ausgehölt und glühendes Blei eingegossen habe, um durch die grausamen Qualen Geld zu erpressen.

Kaum hatte Crusius diese Angst überstanden, so kam eine ziemlich zahlreiche Schaar deutscher Soldaten auf demselben Wege daher, als er sich eben um etwas auszuruhen niedergelegt hatte. Ungestüm pochten diese am Hause an; Crusius sah hierauf zum Fenster hinaus, gab aber weder Antwort, noch ließ er die Leute ein. Endlich drangen diese mit Gewalt in die Wohnung und verlangten nun von der Hausfrau durchaus, sie sollte ihnen sagen, wo der Hausherr sey? Dieser hatte sich inzwischen im obern Theile des Hauses, wo ein Stübchen und Taubenschlag war, versteckt. Die Soldaten suchten und riefen ihn im ganzen Hause, unter Zusage ihm kein Leids zuzufügen, ohne daß seine Gattin selbst um sein Zufluchtsplätzchen wußte. Endlich stieg einer von den Kriegsmännern auf den Taubenschlag und fand hier den Rock, welchen der Pfarrer in der Eile abgelegt. Aber die Gattin von diesem half sich mit gegenwärtigem Geiste durch die Antwort: sie habe die Kleidung bei der Einquartirung in der vorigen Nacht dahin geworfen, damit sie Niemand wegtrüge. Der Soldat ward dadurch zufrieden gestellt, doch dauerten die Nachforschungen fort bis sich die Mannschaft auf die Einladung der Hausfrau um Speise und Trank versammelte.

Da die Küche mit dem Verstecke des Pfarrers in Verbindung stand, benutzte dieser den Augenblick, und gab durch Kratzen in der Wand mit den Nägeln seinen Auf-

enthalt zu erkennen. Die Gattin ermunterte ihn daher zur Flucht durch die Hinterthüre und den am Hause befindlichen Garten, da ihm sonst das Äußerste drohe. Sie selbst trug ihm einen Rock und einen Spieß nach. Nicht unbemerkt erreichte er Scharstädt. Am dritten Tage zeigten sich in der Nähe des Ortes spanische Reiter, worüber allgemeiner Schrecken entstand. Da jene auf dem freien Felde umherschwärmten, faßte Crusius den Entschluß, sich im Falle eines gewaltsamen Angriffs in dem Beinhause unter dem Kirchthurm zu verbergen.

Gegen Abend kam seine Frau gleich einer Wahnsinnigen vor dem Pfarrhofe an. Sie war durch Gewalt und Menge der Hispanier zur Flucht gezwungen, was sie mit sich getragen, ihr unterwegs abgenommen und sie selbst in die Gefahr gesetzt worden, in das Gehölz geschleppt zu werden. Aber ihr Geschrei und Klagen, ihr von Koth und Schmutz erfülltes Antlitz und ihr mit einer blutigen Binde bedeckter Kopf retteten sie noch. Abends ließ der Pfarrer in den obern Theil der Kirche Lagerstätten bringen, dort mit Crusius zu übernachten. Den Frauen und Hausgenossen ward das Haus überlassen. Schon waren die Lichter angezündet, um das Nachtmahl zu nehmen, als auf einen plötzlichen Trompetenstoß die Hispanier ihren Anfall machten. Allgemein war die Bestürzung; nun ist's, rief der Pfarrer, um

uns geschehen! Alles drängte sich zum Hause hinaus und Jedes dachte auf seine Flucht. Crusius und seine Frau trafen auf dem Gottesacker zusammen, verbargen sich hier im Innersten der angeführten Gruft und schoben zwei Bahren die über den Gebeinen lagen, vor.

Inzwischen drangen die Hispanier ein, ein Theil mit dem Geschrei: «Heilige Maria, Landgraf, Landgraf!» ein anderer: «Nicht Landgraf, sondern Kaiser, Kaiser!» Bald brachen sie in die Häuser ein, luden die Beute, die sie fanden, auf Wagen und machten sich nun in die Pfarrwohnung auf. Hier hatte Crusius ein Untergewand und den Spieß zurückgelassen, diese nahmen die Soldaten weg, eilten auf den Gottesacker, brachen die Kirchthüren auf und schleppten Alles was sie nur fanden, mit sich fort. Alles bis an das Dachwerk ward von ihnen untersucht und durchgewühlt; einige näherten sich auch dem Beinhaus, und versuchten hier mit angezündeten Fackeln und dem Schwerte, ob sie auf nichts stießen. Crusius und seine Frau erkannten sie deutlich, ohne selbst gesehen zu werden. Um den ganzen Ort zeigte sich Reiterei und an fünf Orten waren Wachen ausgestellt.

Nach zwei Stunden machten sich die Soldaten über das Vieh her und fingen an zu schlachten und zu kochen.

Man hörte in der Nacht das Geheul der Frauen und Kinder. Als endlich Stille geworden war, ging die Pfar-

rerin aus dem Beinhaus heraus, um sich des Entkommens halber umzusehen und kam in ein Gebäude, wo sie einige geflüchtete Landleute zu finden glaubte. Aber hier ward sie von den darin befindlichen Spaniern entdeckt und mit dem Geschrei: «Frau für mich! Frau für mich!» auf das schnellste verfolgt. Die Pfarrerin konnte sich nur noch durch einen Sprung in einen offenen Weinkeller retten, und gewann den Gottesacker auf einem Umwege wieder. Hier wickelte sich der Pfarrer bei der schauerlichen Winterkälte in das Bahrtuch. Erschöpfung durch das Ungemach gewährte einigen Schlaf, nach welchem sich die Eheleute voll göttlichen Vertrauens auf den Weg machten. Glücklich entkamen sie der nächsten Gefahr; aber auf dem ganzen Wege hörten sie deutsche oder spanische Soldaten, die alle umliegende Ortschaften besetzt hatten und den Schall von Pauken. In Wippingen ritten plötzlich zwanzig Spanier auf sie los, deren harter Mißhandlung und Plünderung sich nun Crusius blos gegeben sah. Als er aber in lateinischer Sprache zu den Soldaten redete und bat, gaben sie ihm zuletzt selbst seinen Dolch wieder zurück.

So ward der ganze Weg unter Gefahren und Beängstigungen bis nach Ulm zurückgelegt, wo endlich beide glücklich ankamen und Ruhe fanden. Dieser bedurfte vorzüglich des Crusius Gattin, welche durch die deutschen und spani-

schen Soldaten während der Einquartirung derselben die rauheste Behandlung erlitten hatte. Einmal schlang ihr ein Spanier einen Gürtel um den Hals und verlangte, indem er ihn anzog, Geld; schon wollte sie ihm verrathen wo sich alles fände, als ein Hund vom Lager aufsprang, dem Spanier in das Bein fiel und ihn nicht eher losließ, als bis jener vom Schmerz ergriffen, gegen das Thier das Schwert zog. Dadurch gewann die Pfarrerin Zeit, sich durch die Flucht zu retten, auch der Hund entkam und ward dann noch lange dankbar gefüttert.

Man muß sich solche einzelne Auftritte lebendig vergegenwärtigen, man muß das Leiden, welches Spanier auf solche Weise allenthalben in Deutschland, wohin ihr Fuß trat, verbreiteten, des Kaisers Mißbrauch von seiner Gewalt nach dem Siege von Mühlberg 1547, der Stände Unterdrückung, strenge in das Auge fassen, um sich zu überzeugen, daß Moritz von Sachsen 1552 seinen Arm nicht gegen Karl V. Wesen, sondern für des deutschen Volkes Unabhängigkeit erhoben habe. Daher klagte dieser Kurfürst, als er seinen Schlag auszuführen gerüstet war, laut: «Fremde Truppen seyen gegen Gesetz und Recht in das Reich geführt, durch ihren vieljährigen Aufenthalt der Einwohner Vermögen erschöpft, allerlei Art von Frevel verübt worden, täglich sinne man auf neue Wege der Gelderpressung und

auf Untergrabung aller Freiheit, ohne eines Standes zu schonen. So zwecke alles nur dahin ab, über Jeden schmachvolle Knechtschaft zu bringen, so daß, wenn die Zeitgenossen dem verheerenden Strom keinen Damm entgegen setzten, ihre Nachkommen die Feigheit und Nachläßigkeit, womit das köstliche Gut der Freiheit des Vaterlandes Preis gegeben worden, verabscheuen müßten.»

31.

Das unerschrockene Schweizermädchen.

(Nach Birkheimer; D.)

Im schwäbischen Kriege, in welchem sich viele der mächtigsten Fürsten und Städte Deutschlands gegen die Schweizer Eidgenossen verbanden, bediente man sich, statt der Trompeter und Eilboten, entweder junger Mädchen oder alter Weiber. Ein solches schweizerisches Mädchen kam mit Briefen von den Kantonen nach Konstanz zu dem Kaiser. Als es im Vorhof auf Antwort wartete, ward es von den Trabanten gefragt: Was thun denn jetzt deine Landsleute? — «Sie rüsten sich auf Eure Angriffe! antwortete das Mädchen. — Wie groß ist denn ihre Zahl? — «Groß genug, um euch zu verjagen!» — Nu, sag' nur so ungefähr, wie viel ihrer sind? — «Bei der letzten Schlacht hättet ihr sie wohl selber zählen können, wenn euch eure Flucht nicht blind gemacht hätte.» — Haben sie denn Lebensmittel? — «Ohne Zweifel weil sie noch leben! Und wenn's ihnen an Proviant fehlt, holen sie ihn bei euch!» —

Einer der Umstehenden wollte das Mädchen schrecken und hob das entblößte Schwert gegen sie. Da lachte sie aber und sagte: «Du bist mir ein rechter Mann, wenn du dich an ein schwaches Kind machst! Lieber seh' ich dich im Streit mit einem bewaffneten Eidgenossen, der mit der Faust kämpft, nicht mit Worten!» —

32.

Weibliche Entschlossenheit.

(A. B. Nach gleichzeitigem Bericht.)

Als nun nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 der fromme Kurfürst Johann Friedrich dem Verrathe seiner eignen Leute erlegen hatte, wurde er als Gefangener von dannen gebracht über Jena hinaus. Indeß aber kamen des strengen Herzogs Alba Leute über Rudolstadt dahin und ins Land als gar ungebetene Gäste, die gar viel Schaden thaten.

Es hatte aber die damals verwittwete Gräfin Katharina, eine geborne von Henneberg, sich vom Kaiser für ihr Land einen Sicherheitsbrief erbeten, denselben erhalten und bekannt gemacht. Herzog Alba aber, nebst seinen Söhnen und anderen Herren, hatten sich von der Gräfin auf ihrem Schlosse ein Morgenbrot erbeten. Das ließ ihnen die Gräfin gar reichlich und wohl darreichen, und sie waren alle wohl vergnügt und gutes Muths.

Da kam die Botschaft «die Spanier, nicht achtend des kaiserlichen Sicherheitsbriefs, plünderten auf den Dörfern,

erpreßten Geld, trieben das Vieh hinweg und verübten viel Muthwillen und Grausamkeit.»

Die Gräfin vernahm das nicht alsobald, als sie ganz herzhaft ihre Hofritter und Lehnsleute herbei rief und ihnen hieß, sich zu wappnen. Sie bewaffnete auch ihre Diener und ließ alle Pforten und Thore des Schlosses schließen und bewachen. Dann aber trat sie ein in den Saal, in welchem ihre Gäste frühstückten, und sagte, was sie vernommen hatte, und wie es ihren Unterthanen erging. Darauf schien man nicht viel achten zu wollen, und sprach ganz kurz davon. Die Gräfin aber begehrte von dem Herzog einen schriftlichen Befehl an seine Kriegsleute, daß sie ihren Unterthanen wiedergeben sollten, was sie denselben geraubt hatten.

Das wollte der Herzog nicht thun und versagte es gar stolz. Da ließ die Gräfin ihre Rittersleute wohlgewappnet eintreten und sprach:

«Ihr habt Euch dessen zu versehen von mir, die ich ganz ohne Furcht bin, eine deutsche Fürstin, wenn Ihr nicht meinen armen Unterthanen wiedergebt, wessen sie durch Eure Söldner und Leute beraubt worden sind, daß Ihr nicht aus diesem Schlosse kommt. Und wollt Ihr dessen Euch mit Gewalt ermächtigen, so sollt Ihr nicht lebendig das Schloß verlassen.»

Das bekräftigten die Rittersleute der Gräfin laut und freudig. Da wurden dem Herzog die Augen aufgethan, und er sah, mit wem er es thun hatte. Er wurde ganz bestürzt und wendete sich an den Herzog Heinrich von Braunschweig, der mitgekommen war. Der sagte ihm Alles und sprach: «Herr Herzog, Ihr mögt Euch wohl vorsehen. Die Frau hält wohl Wort und ist Eurer und unser Aller jetzt mächtig!»

Da bedachte der Herzog sich ein wenig, und stellte die verlangte Schrift aus, mit Meldung an seine Obersten, in welcher Gefahr sein Leben sich befinde, wenn der kaiserliche Freiheitsbrief verletzt und den Leuten nicht zurückgegeben werde, was denselben genommen worden sey. Dieses wurde alsobald abgeschickt: aber die Gräfin wollte ihre Gäste nicht eher entlassen; bis sie Nachricht von der anbefohlnen Wiedergabe des Geraubten erhalten hatte. Dann aber dankte sie den Fürsten sehr demüthig, und forderte denselben ihr Ehrenwort ab, sich ob des Vergangenen weder an ihr noch an ihrem Lande zu rächen. Dieß erhielt sie und Herzog Heinrich lobte die Gräfin lachend ob ihres scherzlichen Ernstes und ihrer herzhaften Entschlossenheit. Aber Herzog Alba sagte nichts dazu, besah wiederholt mit großen Augen die deutsche Frau, und friedlich schieden sie von einander.

33.

Landgraf Philipp und die Bauersfrau.

(Nach d. Gebr. Grimm.)

Landgraf Philipp pflegte gerne unbekannter Weise in seinem Lande umherzuziehen, und seiner Unterthanen Zustand zu erforschen. Einmal ritt er auf die Jagd und begegnete einer Bäuerin, die trug ein Gebund Leinengarn auf dem Kopfe. «Was tragt ihr, und wohin wollt ihr?» fragte der Landgraf, den sie nicht erkannte, weil er in schlechten Kleidern einherging. Die Frau antwortete: «Ein Gebund Garn, damit will ich zur Stadt, daß ich es verkaufe und die Schatzung und Steuer bezahlen kann, die der Landgraf hat lassen ausschreiben; des Garns muß ich selber wohl an zehn Enden entrathen!» — und klagte dabei erbärmlich über die böse Zeit.

«Wie viel Steuer trägt es euch?» sprach der Fürst. — «Einen Ortsgulden,» sagte sie. Da nahm er seinen Säckel, zog so viel heraus nnd gab ihr das Geld, damit sie ihr Garn behalten könne. «Ach nun lohn's euch Gott,

lieber Herr!» rief das Weib; «ich wollte der Landgraf hätte das Geld glühend auf seinem Herzen.»

Der leutselige Fürst ließ die Bäuerin ihres Weges ziehen, kehrte sich gegen sein Gesinde um und sprach mit lachendem Munde: «Schauet den wunderlichen Handel! den bösen Wunsch hab' ich mit meinem eigenen Geld gekauft.»

34.

Die Weiber von Kirchhausen.

(Nach Ph. Luzer und Vulpius; D.)

Das Dorf Kirchhausen liegt in Franken und gehörte ehemals zu den Besitzungen des deutschen Ordens. Seine Einwohner sind im Bauernkrieg durch ihre Unterthanentreue berühmt geworden. In einer alten Chronik heißt es:

«Es lebte vor Zeiten ein Großmeister des deutschen Ordens, Herr Walther von Kronberg, auf seiner Burg Neuhaus, die gelegen ist auf dem Kitzberg bei Mergentheim. Da rastete er von mannlichen Thaten, die er vollbracht, und lebte in Friede. Und seine Leute in dem Dörflein Kirchhausen, das unter dem Berg liegt, freuten sich und dankten Gott für einen solchen Herrn; denn er that ihnen viel Gutes. Es trug sich aber zu, daß die aufrührerischen Bauern in Franken und Schwaben auch nicht des Deutschmeisters Burg verschonen wollten, sondern sie

kamen 1525, um das Schloß zu verheeren, also daß er in großer Angst war.

Da kamen aber auch die Bauern von Kirchhausen und waren wohl bewaffnet und eilten ihm zu Hülfe. Derweil sie nun Widerstand leisteten und es dahinbrachten, daß der Großmeister entkommen, und heimlich und ungesehen entfliehen konnte, da verging viel Zeit, also daß die Weiber daheim fürchteten, es stehe nicht gut. Sie beschlossen daher, weil ihre Männer so lange ausblieben, auch hinauf zur Burg zu ziehen und zu helfen, — und wappneten sich auch und nahmen Hacken und Gabeln und zogen ihrer viele durch den Wald zur Burg hin, also daß nur noch Kinder und die alten Männlein daheim waren.

Als sie nun so mit ihren Waffen den kürzesten Weg zogen, der gar nicht gangbar war, da kommt ihnen ein Mann in fremden Kleidern entgegen, der fragte sie, was sie gedächten mit ihren Waffen zu verrichten? Da sagten sie ihm, daß ihre Männer auf die Burg gegangen wären, und weil sie so lange ausblieben und also wohl in großer Gefahr seyn müßten, so wollten sie nun selber sehen, ob sie helfen könnten: denn es wäre der Großmeister ein gar gutet Herr. Und da wollten sie auch gleich weiter.. Aber der Mann sagte zu ihnen: er käme von dort her; ihr Herr

wäre in Sicherheit und ihre Männer gingen eben auf dem großen Wege wieder heim; sie könnten deshalb getrost wieder umkehren und würden ihre Männer schon daheim finden. Also thaten sie und fanden es auch also.

Nach einer Zeit, als es wieder ruhig und sicher war, zog der Großmeister auch wieder in seine Burg und alle Leute freuten sich darüber. Da ließ er gleich die Kirchhäuser zu sich rufen und lobte ihre Treue und dankte ihnen sehr. Und die Weiber sahen nun, daß der, welcher ihnen damals begegnet war, ihr Herr selbst gewesen, der sich nur nicht hatte entdecken wollen, weil er seine Spur geheim halten mußte.

Und damit er seinen Dank bewiese, setzte er ihnen ein Vermächtniß aus, und schenkte ihnen das Recht, das alle Knäblein, die geboren würden frei seyn sollten und nicht brauchten Kriegsdienst zu nehmen und daß jeder Mutter, wenn sie eine Tochter bekäme, sechs Kannen Wein gereicht werden sollten. Also schaffete er, daß sein Dank immer fortwährte und daß sie immer an ihn dächten.

In einem andern Bericht von dieser Begebenheit heißt es von diesen Vergünstigungen also: «1) Die Kirchhäuser sollten die Ersten unter dem Volke seyn und den Vortrab haben, wenn es in den Krieg geht; 2) Zu Fastnacht er-

halten sie 4 Gulden, dieselben in Fröhlichkeit mit ihren Weibern zu verzehren; 3) es sollen ihnen Speisen und Hochzeitgeschenke an Wein verreicht werden aus der Kellerei zu Kirchhausen.» Diese Privilegien wurden 1573 bestätigt. — Die Freiheit vom Kriegsdienst wurde in neuerer Zeit aufgehoben; aber das Weinvermächtniß besteht wirklich noch bis auf diese Stunde.

35.

Geistesgegenwart einer Hausfrau.

(D. n. Unb.)

In den Anfällen jenes Krieges, der von Schwaben her über die ganze Schweiz sich wie ein Ungewitter zusammenzog, und von der Gegend seines Ursprungs den Namen führt, war keine Alpenhöhe so steil und unwegsam, die nicht feindliche Kriegsmacht überstiegen hätte. Auf einer solchen Höhe an den Grenzen Tyrols liegt das Dorf Schliens. Dorthin waren einmal fünfhundert kaiserliche Söldner vorgerückt. Die Einwohner im Dorfe hatten eben einen der Ihren zu Grabe begleitet, und beinahe alle befanden sich in der Kirche, so daß das Dorf selber fast öde und leer stand. Im Hause des Verstorbenen war allein die Hausmutter zurückgeblieben, um dem ansehnlichen Geleite, das in der Kirche war, das übliche Leichenmahl zu bereiten.

Plötzlich ward sie von den Kriegsleuten überrascht und gefragt: für wen das Essen sey? Sie erschrack über den Aufzug, der in so gefährlicher Zeit nicht ganz unerwartet war, nicht, so wenig wie über die Frage, sondern ant-

wortete schnell und besonnen: «für die Hülfstruppen der Kantone, die sogleich anrücken werden! Stört mich nicht, ich hab' Eile, sie werden gleich da seyn; wollt ihr etwa mit ihnen essen, so wird sich's zeigen, wem's am besten schmecken wird, ob Euch, oder den Schweizern!

Die Kaiserlichen stutzten, sahen einander an, redeten kein Wort und schlichen sich auf der Stelle fort.

Kaum waren sie fort, so lief sie nach der Kirche, meldete den dort Versammelten den Vorfall und ermahnte sie und das ganze Dorf zur Gegenwehr.

Alles lief gleich nach Gewehren, einer nahm aus der Kirche die Fahne mit und in Kurzem waren Alle um dieselbe versammelt. Sie zogen nun in guter Ordnung gegen den Feind, der noch vor dem Dorf war, griffen ihn an, kämpften tapfer und schlugen oder verjagten ihn gegen steile Felsenwände, wo er herabstürzte, oder sich in tiefen Bergklüften und auf unbekannten Wegen verlor. Und so errangen sie den Sieg durch ihre Tapferkeit, aber die Klugheit jener Frau hatte ihnen die siegreichen Waffen in die Hand gegeben.

36.

Romantisches Turnier zu Cassel.

(V. Cur. — D.)

Lange noch, als Kaiser und Reich keine öffentlichen, großen Turniere mehr hielten, blieben dieselben, wie wohl in etwas veränderter Form und Gestalt, immer noch Hoffeste. Die romantischen Dichter hatten die wirklichen Turniere in ihre Ritterbücher gezogen, und sie darin mit allerlei Abentheuerlichkeit verbrämt. Jetzt, in späterer Zeit, da die wirklichen Turniere abgekommen waren, ahmte man jene romantischen Ritterspiele in der wirklichen Welt nach. Die dichterischen Rittergefechte mit Zaubererern, Feyen oder Feen, Unholden, Drachen 2c. gefielen an den Höfen so allgemein, daß man es versuchte, ihnen wenigstens eine Scheinwirklichkeit zu geben. So entstanden im 16ten Jahrhundert diese Ritterspiele, deren allgemeiner Beifall denselben noch eine lange Dauer sicherte.

Ein solches war, unter vielen anderen auch das, welches 1596 zu Cassel gegeben wurde. Die Beschreibung

desselben ist von einem Augenzeugen, W. Dilich aufgesetzt und lautet mit wenig Abänderung wie folgt:

«Als man zählte nach Christi Geburt 1596 Jahr, da der liebliche Sonnenschein des Frühlings, nach dem unartigen Winter wieder die Wiesen mit einer grünen Farbe anzustreichen (!) begann, und die erblichenen Kräuter wieder ihre Lieblichkeit zu erlangen anfingen, da entsproß auch in Unterhessen dem jungen Herrn Otto ein liebliches Nebenzweiglein und Schwesterlein, welches in der Taufe den Namen Elisabeth erhielt. Deshalb ordnete zur Feier derselben, unser gnädiger Herr Landgraf Moritz viele Feste, Aufzüge und Spiele an, bei welchen der Fürsten und edlen viele sich, zuschauend und theilnehmend einfanden, mit edlen Frauen und Jungfrauen. Dabei wurde denn auch zu Cassel gegeben ein großes verwunderungswürdiges Ritterspiel, wie folgt:»

«Da die Herren und Edlen versammelt waren bei diesem Spiele, erschien zuerst eine ausländische Frau von ziemlichen Jahren, doch von wunderbarer Schöne, in rothen Sammet ganz köstlich gekleidet, mit Perlen und Edelsteinen geziert und mit einer Krone geschmückt. Sie sah aber sehr traurig aus, that gar kläglich und ängstlich, so daß auch ein steinern Herz zum Mitleid bewegt werden mußte. Mit ihr kamen zwei ungarische Männer, bewaffnet mit Bogen,

Pfeilen und Säbeln, und drei wohlgewappnete Araber. Die Betrübte aber, in der Hofweise wohlerfahren, that ihre tiefe Ehrenneigung und sprach also: Edle, großthätige Ritter! Ich bin gekommen Hülfe zu suchen bei Euch und versehe mich alles ritterlichen Beistandes. Mein Name ist Graziosa, ich komme, eine arme Wittwe, aus der Insel Rara, gelegen nach Japonien zu, wo ich als Königin bis zum Tode meines geliebten Gemahls regierte. Dann aber brachte mich der böse Zauberer Molopopolopus in's Unglück, der nebst seiner Schwester, der arglistigen Zauberin, Nikarogua, von seinen Unterthanen aus dem Königreiche Terpe vertrieben worden war, und der sich jetzt bei den Negromanten zu Korklandia aufhält. Der wollte mich verderben. Er zog umher, durch die Welt Unglück zu stiften und brachte viele Fürsten, Ritter und Jungfrauen ins Verderben durch seine böse Kunst. Auch in mein Reich kam er mit seiner Schwester gefahren durch die Luft auf seinem Zauber-Windschiffe. Und als ich eines Abends in der lieblichen Maienzeit, im Lustwandeln mich ergötzte mit meinen Töchtern, Silvia, Sibilla und Jukunda, überschattete und übergab uns schnell ein so dicker Nebel, daß wir nicht um uns schauen konnten, und Donner und Blitze umkrachten und umfuhren uns gar schrecklich. Schnell aber stieg einer von dem Luftwagen herab, ergriff erst meine

Töchter, dann mich, ohne daß wir uns dessen erwehren konnten und führte uns mit sich fort durch die dunkele Wolkennacht. Auf dem Wege raubte der Unhold noch mehrere Könige und Ritter, und kam endlich mit uns auf seinem Felsenschlosse an, erbaut auf hohen Alpen. Hier nun brütet er Unglück und Verderben über Deutschland, wie ich euch wohl vertrauen kann. Es ist mir gelungen, seiner Wachsamkeit zu entkommen, als er eben eine neue verderbende Luftfahrt that. Er wird hieher kommen und morgen hier erscheinen. Derohalben rüstet euch wohl und beschützet auch mich Unglückliche!»

«Als sie so gesprochen hatte, nahten sich ihr die hessischen Ritter, sie zu trösten, sprachen ihr Schutz zu und versicherten, sie würden den Zauberer zu bekämpfen nicht unterlassen. Darauf dankte die Königin und begab sich zu den fürstlichen Frauenzimmern und Edelweibern.»

«Nun aber ist zu wissen, daß eine Festung erbaut war umgeben mit einem Wassergraben. Auf ihr saß der Abgott Kacharet in einem hohen Thurme, — ein erschreckliches Unthier. Auf dem Walle gingen die drei Töchter der Königin Graziosa umher, und die Wälle waren von vielen Kriegern und Gewappneten umgeben. Über dem Thore des Eingangs aber stand auf einem Altan der Zwergkönig als Wächter mit einem großen Horne, um in dasselbe zu

stoßen, wenn ein Ritter der Burg sich nahete. Zu diesem Thore führte die gefeyte Brücke; auf dieser standen die drei dreiköpfichten (!) Brüder Felix, Faustus und Fortunatus, jeder mit sechs Armen (!), bewaffnet mit sechs dreizackichten Spießen, den Eingang zu vertheidigen. Seitwärts aber lag auf dem Felsen Scylla der Riese Onus im dreijährigen Schlafe, und unter demselben der wilde feuerspeiende Drache sein Leibhund. Auf des Felsens Spitze erhob sich eine hieroglyphische Säule, die Offenbarung genannt, in welcher das goldene, geflammte Schwert der Überwindung stack. Wer es vermochte, dasselbe auf Einen Ruck herauszuziehen, der lößte dadurch glücklich den Zauber. Um das Schwert erreichen zu können, stand an der Säule die Leiter der Zuversicht, welche der Ritter ersteigen mußte, der es wagte, das Abentheuer zu bestehen. Dicht bei dem Felsen war der Kampfplatz des offenen Glücks, in welchem die Ritter Themon und Kambalu, zum Kampfe wohlgerüstet hielten, für ihren Herrn. Dort wehte auch das Fähnlein der Holdseligkeit, welches die sich durchschlagenden Ritter schwangen. Auf dem Berge, schön, lustig und grün, gegenüber, saßen die Pfeifer und Spielleute, und der ganze Platz, der auch mit einem tiefen Wassergraben umgeben war, hieß die Insel Fortunata.»

«Es schwebte aber auf dem Wasser das Schifflein des verborgenen Glücks, dieß hielt König Primus von Moluka mit seinen Bootsleuten, der die Ritter überführte zum Kampfe. Am Ufer stand der Thurm der Unruhe, von welchem herab die schwarze Fahne geschwenkt wurde, wenn ein Ritter dem Kampf unterlag. Auf der Zinne aber standen drei alte graue Männer aus Ägypten, des Kampfes Richter. In dem nächsten Platze aber, genannt das ungestümme Feld, hielt König Orbo der Ostgothe, genannt der unruhige Ritter (das war Herr Wallrad von Boyneburg) zu Rosse, um mit den Abentheurern zu kämpfen auf drei Spieße. Nahe dabei stand noch ein Thurm mit einem Spitzdache, der Thurm des kalten Gestirns; darauf standen die Trompeter und Kampfrichter. Davor hielt Prentus aus Zephalonia, genannt der wunderbarlich-seltsame Ritter, der auf fünf Schwertstreiche zum Kampf trat. Davor hin zog sich ein langer Pfad; in dessen Mitte stand auf einem Postamente ein gewappneter verzauberter König, der führte eine vergiftete Streitkolbe. Es ist zu merken, daß dieser König deßhalb verzaubert war, weil er den Papagayenkönig Pantaleon hatte im Gefängniß verhungern lassen. Deßhalb muß er so bleiben, bis der Riese Onus aus seinem Schlafe erwacht. Wollte ein Ritter ihn anrennen, wird

er sich wohl zu wehren und zu vertheidigen wissen. Vor dieser Bahn nun befand sich, etwas entfernt von dem wohlverwahrten Bahngatter, welches die Ritterstraße schloß, der alte Waldbruder Nikasius, der den Kampflustigen das Thor öffnet. Daneben stand eine Säule, auf welcher eine Hand mit zwei aufgehobenen Fingern zu sehen war, und darunten hing ein goldenes Horn mit einer goldenen Kette. In dieses Horn mußten die Kämpfer stoßen, ihre Ankunft zu melden und dann ihr ritterliches Herkommen zu beschwören.»

«Wie das ganze Spiel gehen und unternommen werden sollte, das besagte eine Schrift auf Pergament, die Allen mitgetheilt wurde, so sich auf den Platz wagen wollten. Da nun alles das bekannt gemacht worden war, war Keiner, der nicht gesonnen gewesen wäre, sich an das verzauberte Volk zu wagen. Alle machten sich kampfgerecht und erwarteten muthig den folgenden Morgen.»

«Sobald nun die liebliche Morgenröthe heranbrach und der klare Sonnenschein den Erdboden durchleuchtete, machte sich jeder bereit, nahm einen kurzen Imbiß und eilte zum Kampfplatze. Es hatten aber die Fürsten, Gesandten und Frauen sich köstlich geschmückt, und begaben sich als Zuschauer auf die erbauten, schicklich verzierten Gerüste. Darauf als das Zeichen gegeben worden war, hob der Kampf an. Da fielen denn, wie es zu gehen pflegt, gar ungleiche

Loose: Viele wurden gefangen von den Zauberern, Andere erhielten Ehrenkränzlein, und Andere eilten zu noch weiterem Kampfe fort. Aber siehe, als man mitten im Kampfe begriffen war, ritt der äußersten Säule auch eine Jungfrau mit ihren Knappen zu und führte an einer Kette hinter sich einen Ritter in grüner Schuppenrüstung; sein Roß war gewappnet wie er. Diesen Ritter, genannt, der Grüne, sendete die Zauberin Nikaragua, für ihren Bruder Melopopolopus, — was ihm auch erlaubt und zugestanden wurde. Da ging es nun an ein großes Schlagen, Treffen und Kämpfen, daß das Auge sich nicht genug wenden und kehren konnte, Alles mit anzusehen. So ging es fort, bis schier gegen den Abend; da erschien der mannliche Ritter Kalomegathymus (das war Herzog Christoph von Braunschweig-Lüneburg) und begehrte das Abentheuer zu bestehen. Dem gelang es bald, den König mit Macht zu bekämpfen und den Ritter vom kalten Gestirn (das war der Stallmeister Hans Ludwig von Münster) zu erlegen. Deßgleichen bezwang er den unruhigen König Orbo, und setzte über's Wasser, um mit dem Riesen Themon zu kämpfen (das war Herr Leo von Löwenstein). Auch dieser mußte seiner Kraft weichen. Er erstieg hierauf die Leiter, zog das Schwert aus der Säule und erlegte den Zauberer Melopopolopus. Da brach die Nacht herein und als der

kühne Kämpfer sich der Veste nahte, fing die ganze Insel an, Feuer zu speien. Das war ein Donnern und Krachen, daß Allen Hören und Sehen verging; wie denn in diesem Feuerwerke bei 60,000 Schüsse ausfahrender und feuersprühender Raketen zu hören und zu sehen waren, mit gar wundersamen Schrecken und Grausen. Und in diesem Sturme zerplatzten die Dreiköpfichten, der unbehülfliche Onus und der schreckliche Abgott Kacharet. Dann hörten alle Zaubereien auf. Kalomegathymus drang in's Schloß und befreite die gefangenen Jungfrauen und Ritter, worauf er im Triumph in die Stadt und in das Schloß zog, allda hohe Freude war und Mahl und Tanz bis an den hellen Morgen.»

37.

Mißverständniß.

(A. B. Aus Ulzheimers Beschreibung etlicher Reisen 1598, Msc. in Stuttgard; D.)

«Zwischen Verona und Ferrara ist uns folgender Possen begegnet. In einem Flecken saß eine Frau in einem Kramladen. Die sprachen wir, weil wir noch nicht wälsch konnten, auf gut deutsch um einen Zehrpfennig an. Was sie sich eingebildet hat, kann ich nicht wissen; sie hub aber ein jämmerlich Mordgeschrei an und rief ihrem Mann zu. Der kam gleich mit blosem Gewehr über uns gelaufen. Weil wir nun fremd und der Sprache unkundig, auch zum Widerstand unserer zu wenig waren, gaben wir, zur Verhütung größerer Gefahr, Fersengeld. Nichts desto weniger ist uns der Mann bis vor das Dorf hinaus nachgelaufen. Derhalben wir, als die wir uns keiner Übelthat und nichts Böses bewußt, uns zur Gegenwehr gestellt. Nun lief aber viel Volks mit dem Manne nach, und als sie uns still stehen und ihrer erwarten sahen, hielten sie den Mann und fragten erst, um was es zu thun wäre? Der gab vor, wie

seine Frau ihm geklagt, daß wir ihr Unehre angethan, — daran sie doch ganz Unrecht gehabt. Dies Vorgeben hielt uns einer unter den Zugelaufenen, der Deutsch konnte, vor. Demselben sagten wir, daß es nicht war wäre, sondern daß wir müd und hungrig seyen und sie um eine Steuer angesprochen hätten. Da ward daraus ein groß Gelächter, und kam uns solcher Schimpf zum Besten, indem uns etliche Vermögliche unter dem Volk einen ziemlichen Zehrpfennig gesteuert.»

38.

Frauenstärke.

(Speir. Chorn; Luc. Fürstl.)

Die letzte Gemahlin des Kaisers Karl des Vierten, Elisabeth, eine geborne Herzogin von Stettin, besaß ungemein viel Stärke, und legte im Jahr 1355 zu Prag, wo ihr Gemahl ein Turnier hielt, Proben derselben ab, indem sie neue Hufeisen ganz leicht, und ohne Anstrengung mit den Händen, wie ein Stück Brot zerbrach.

Eben dieses vermochte auch die Gemahlin Ernsts des Eisernen, (so genannt, wegen seiner besondern Leibesstärke), Limburga, eine Prinzessin aus Mazowien (vermählt im Jahr 1410) sehr leicht zu thun, und schlug mit bloßer Faust einen Nagel fest in die Wand.

39.

Muth und Stärke in der Noth.

(V. Joh. Frischius, erbaul. Ruhest; Hpt)

«Anno 1669 im Herbst sah ich eine fremde Weibsperson einem hiesigen Bürger (zu Hamburg), der erst aus der Barbarei erlöset worden, auf öffentlicher Straße um den Hals fallen, und beide waren höchlich erstaunt, sich an solchem Orte zu begegnen. Auf Befragen sagte mir der Bürger: sie wären beide zusammen in Algier bei einem Herrn in der Sklaverei gewesen; die Weibsperson sey aber plötzlich verschwunden. Sie erzählte darauf ihr Schicksal:

«Ich heiße Anna Agrippa, bin die Tochter des Doktors Leiterich von Leipzig, und die Ehefrau des Doctors Alexander Camerarius, und wohnte nicht weit von Neuhäusel. Als im Jahr 1660 die Türken einfielen, wurde ich nebst meinem Manne, einem Sohne und einer Tochter von zehn Jahren, gefangen nach Smyrna geführt und dort einem Mohren von Salah verkauft; mein Mann und meine Kinder wurden nach Mamora, ich aber nach Algier gebracht, und wiederum an einen Seidenhändler verkauft.

«Im Jahr 1669 wurde ich mit andern Weibern ausgeschickt, um mit dem Sohn meines Herrn und einem Sklavenmäkler nach Serzelles, wo alljährlich ein großer Markt gehalten wird, zu ziehen.

«Auf dieser Strandreise entschloß ich mich zu sterben oder mich zu befreien. Als wir Algier aus dem Gesichte verloren, ermahnte ich die andern Weiber heimlich, jedoch mit lachender Miene, als erzählte ich ihnen eine Kurzweil mir getreulich beizustehen und den Steuermann anzufallen; ich wollte den Algierer und den Mäkler, beide, über mich nehmen. Als die Weiber nun eingewilliget, nahm ich der Gelegenheit war, sprang schnell auf und schlug nach Kräften mit beiden Fäusten aus, so daß die Beiden, die auf dem Bord neben einander saßen, überschlugen, und der Sohn meines Herrn gleich untersank. Der Mäkler aber erwischte im Fallen einen meiner Finger mit seinem Mund und erhielt sich dadurch so viel, daß er mit einer Hand das Bord ergreifen konnte, und sich wieder in die Barke zu kommen bemühete. Ich besann mich aber kurz, und schlug ihm etliche Mal mit dem Ruder so hart auf Kopf und Fäuste, daß er dem Andern folgen mußte. Zu allem Glück war ich mit den Beiden fertig; denn der Steuermann hatte unter die Weiber so kräftig dreingeschlagen, daß er seines Säbels eben mächtig ward. Doch als er solchen zuckte,

griff ich ihm wüthend nach den Augen, drückte ihm die aus und warf ihn nieder zu Boden. Dann setzte ich ihm die Knie auf die Brust und hörte nicht auf zu stoßen, bis sie ihm zerbrach, und der Steuermann mit einem gräßlichen Brüllen den Geist aufgab.»

«Er wurde zu seinen Gesellen in die See begraben; wir Weiber aber legten frisch mit so gutem Glück die Hand an's Ruder, daß wir des andern Tages einer Barke begegneten, die uns nach Malaga brachte; von dort kam ich mit einem Lübecker Schiffer wieder glücklich und wohlbehalten nach Deutschland zurück.»

40.

Deutscher Frauenmuth.

(Von A. Schreiber.)

Es war im verhängnißvollen Jahre 1689, als die französischen Truppen am Rhein von Paris den Befehl erhielten, die Pfalz mit einem Theil der angränzenden Landschaften durch Feuer und Schwert in eine Wüste zu verwandeln. Louvois, damals Kriegsminister des allerchristlichsten Königs, hatte den Brandbrief unterzeichnet, freilich ohne Vorwissen seines Herrn, der sich damit begnügte, daß ihn seine Schmeichler den Großen nannten. Seine Befehle fanden getreue Vollzieher. Von Heidelberg aus sandte Melac seine Rotten nach allen Seiten hin, um friedliche Städte und Dörfer zu zerstören, und die wehrlosen Bewohner allen Drangsalen des Lebens preißzugeben. — Bald waren Creuznach, Oppenheim, Gernsheim, Worms, Mannheim, Frankenthal, Speyer, Ladenburg, Wachenheim, Alzey, Durlach, Pforzheim, Kuppenheim, Ettlingen, Rastatt und hundert andre Orte nebst zahllosen Kirchen, Klöstern, Höfen ꝛc. nur noch rauchende Brandstätten. Von den Bewohnern

hatten einige das Beste ihrer beweglichen Habe, die meisten jedoch nur das nackte Leben in die unwirthlichen Gebirge gerettet. Im August rückten die Franzosen in Baden ein. In dem Schlosse zu Baden wohnte damals die Markgräfin Maria Franziska, aus dem Hause Fürstenberg, mit ihrem einzigen unmündigen Sohne. Sie war die Wittwe des Markgrafen Leopold, der sich, neben Stahremberg und Montecuculi, unsterblichen Ruhm auf der Waffenbahn erworben hatte. Die Franzosen gaben vor, sie seyen gekommen, der Fürstin zum Schutze zu dienen. Unterdessen rissen sie die Mauern der Stadt ein, erbrachen in der Kollegiatkirche die Gräber der Fürsten, und streuten ihre Gebeine umher. Auch verhehlten sie nach gerade ihre Absicht nicht mehr. Rings um Baden rauchten Städte und Dörfer — man rieth der Markgräfin, sich zu entfernen, doch ihr Muth wankte nicht. Ich will das Loos der übrigen Einwohner theilen, gab sie hochherzig zur Antwort.

Der Sohn des Kriegsministers Louvois befand sich bei dem Korps zu Baden. Er trat nun vor die Fürstin, mit der Erklärung, Stadt und Schloß würden niedergebrannt werden.

Ich werde meine Wohnung nicht verlassen, bis die Flammen über mir zusammenschlagen, versetzte sie mit zürnendem Stolz dem Abgeordneten.

Nicht weit vom Schlosse stand das Nonnenkloster der Frauen zum heiligen Grab. Die Markgräfin hatte es kürzlich erst erbauet, und sich in der Klosterkirche ihre letzte Ruhestätte bereiten lassen. An dieses Kloster wurde jetzt von den Franzosen die Brandfackel angelegt. Bald loderten die Flammen hoch empor, und wälzten sich mit den Rauchwolken über die dazwischen stehenden Häuser, vom Kloster auf das Schloß hin. Bald wirbelten auch Rauch und Feuer um den Hügel empor, auf welchem das Schloß stand. Alle Wohnungen brannten — die meisten Bewohner hatten sich bereits in die benachbarten Wälder gerettet, und in das Geprassel der Gluten mischte sich furchtbar die Wehklage der Greise und Kinder, die der Zerstörung nur mit schwachen Schritten entfliehen konnten.

Jetzt erst entschloß sich die muthige Fürstin, ihre Wohnung zu verlassen.

In der Hauptkirche zu Baden ist ihr lebensgroßes Bildniß von der Hand eines unbekannten, aber trefflichen Bildhauers. Sie knieet neben ihrem Gemahl, auf einem Sarkophag, und in der edlen Gestalt erkennt man die Frau von deutschem Muth und Sinn.

41.

Wort einer Deutschen.

(A. d. Erht.)

Als die Herzogin von Braunschweig im J. 1758 von ihrem Sohn vor dem Garderegimente Abschied nahm, sagte sie zu demselben: «Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu kommen, wenn Ihr nicht Thaten gethan haben werdet, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind.»

42.

Von bärtigen Weibern.

(V. Cur. D.)

In jenen Zeiten, in denen der Bart noch eine Zierde der Männer war, gab es auch nicht selten weibliche Personen, denen die Natur das Kinnhaar oft verschwenderischer, als den Männern, gab. Diese zogen umher, ließen sich als Naturwunder sehen und fanden auch sogar Männer, die sie heiratheten, was um so merkwürdiger war, da eine damals allgemeine Meinung mit einem weiblichen Barte ein boshaftes Gemüth verband.

Die heidnische Vorzeit hatte eine Glücksgöttin, ja sogar eine Göttin der Liebe mit einem Barte. Was Wunder, daß auch bärtige Erdentöchter ihre Verehrung fanden? — In den Schriften der Ärzte und Naturforscher finden wir von diesen Naturseltenheiten manche Aufzeichnung. Schon Hippokrates nennt zwei bärtige verheirathete Frauen. — Ein Mädchen bekam schon im zweiten Jahre ihres Alters einen Bart, dessen Haare schwarz, dicht aber klein waren. Sie

hatte eine männliche Stimme, starb aber schon im zehnten Jahre ihres Alters. — Am Hofe Albrechts Herzogs von Bayern befand sich eine Kammerfrau seiner Gemahlin, die einen langen schwarzen Bart hatte. — Im Kabinette des Stadtraths zu Belogna in Italien befand sich das Bild eines deutschen Weibes, welches umherzog und sich in ihrem langen Barte, der ihr bis auf den Gürtel ging, für Geld sehen ließ.

Margaretha, eine Tochter Kaiser Karls V., zuerst am Hofe zu Florenz, dann am Hofe zu Parma vermählt, die in den Jahren 1559—1567 als Stadthalterin der Niederlande lebte, eine Dame von männlicher Stärke und männlichen Sitten, war mit einem ziemlichen Barte geziert.

Ein Naturforscher, Zaculi, sah ein Mädchen von drei Jahren, dessen Kinn und Mund sehr stark mit Haaren bewachsen war, die schnell zu einem Barte wurden. — Im Jahr 1622 starb zu Elterlein ein Weib, Kordula genannt, die einen starken Bart hatte, und 1670 lebten zu Hermersdorf zwei alte Schwestern, welche Bärte hatten und sich rasiren ließen, wenn sie zum heil. Abendmahl gingen. — 1655 zog eine Augsburgerin, Barbara Urslerin, damals 27 Jahre alt umher, die einen gelben, wollenreichen Bart hatte, der ihr bis auf den Gürtel reichte. Sie hatte sich ein Jahr vorher verheirathet. —

Im Jahr 1489 wurde im Lüttichschen eine Helena Antonia geboren, deren Kinne in ihrem neunten Jahr das erste Haar entsproßte. Ihre Ältern sahen es mit Erstaunen, und schnitten es ihr ab; aber vergebens, denn es wuchs nur noch stärker hervor. Voll Verwunderung machten sie die Sache bekannt und gingen nach Lüttich, wo sie als arme Leute, ihr wunderbar mit einem kastanienbraunen Barte begabte Tochter, dem Bischoffe Ernst schenkten, welcher ein Herzog von Bayern war. Von diesem kam sie zu der Tochter der Erzherzogin Maria von Östreich nach Grätz, von der sie Kost und Unterhalt erhielt und zu ihren Hofweibern gezählt wurde. Sie war sehr gesund, freundlich, liebreich, war in mancherlei Arbeiten geschickt und erfahren, und hatte viel Verstand. Sie hatte ein langes, feingebildetes Gesicht, schwarze funkelnde Augen, rothe Wangen, und ihr Bart reichte ihr in ihrem 18ten Jahre bis auf die Brust herab. Weiblich gekleidet, nach damaliger Art, trug sie sich größtentheils grün, und eine goldene Gnadenkette zierte sie, ihr Bart wurde später Ellenlang. Die Abbildung dieses Frauenzimmers findet man auf der Elisabethen-Bibliothek zu Breslau.

In der Kunstkammer zu Stuttgart befindet sich nach Keyßler, das Gemälde von einer 25jährigen Barbara Grätje, die einen sehr langen Bart hatte. — Derselbe

fügt noch hinzu: «Im Jahre 1726 ergötzte eine bärtige Seiltänzerin auf dem Carneval zu Venedig die Augen der Zuschauer. Und was ist bekannter, als das Beispiel einer Amazone, welche den Feldzügen des Königs Karl XII. von Schweden als Grenadier beigewohnt, viele Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, bei Pultawa 1709 gefangen genommen und 1724 aus Sibirien nach Petersburg gebracht wurde? Mit einem anderthalb Ellen langen Barte wurde sie dem russischen Monarchen, zu seiner großen Verwunderung, vorgestellt.»

So hat auch Herzog Ludwig Ernst zu Sachsen-Meinigen eine Bauersfrau aus der Schweiz, Namens Elisabetha Knechtin mit ihrem ehrwürdigen Barte abmalen lassen.

Solcher Männinnen mag es noch manche andere gegeben haben.

sind noch [illegible]. Im Jahre 1726 errichtete eine bärtige Seid-[illegible] auf dem Carmel zu Venedig die Augen der Ju-[illegible]. Und was uns bekannter, als das Beispiel einer [illegible], welche der Erfindung des Königs Karl XII. von Schweden als Ehrengabe [illegible], viele Proben ihrer [illegible] bei Pultawa 1709 gefangen genommen und 1724 aus Sibirien nach Petersburg gebracht wurde? Mit einem [illegible] Gesicht [illegible] wurde sie dem russischen Monarchen, zu seiner großen Verwunderung vorgestellt.

Es hat auch Herzog Ludwig Ernst zu Sachsen-Meiningen eine Bauerfrau aus der Schweiz, Namens Christina [illegible] mit ihrem gewaltigen Barte abmahlen lassen.

Solcher Männinnen mag es auch manche andere gegeben haben.

VII.

Lebenslehren

in

Spruch und Gleichniß.

43.

Spruchlied.

(Von Nänny.)

Läuft dein Schiff nicht rechte Bahn,
so lenke!
Fliegt dich gern der Leichtsinn an,
bedenke!

Hängt die Traube reif vor dir,
genieße!
Lockt's dich dort und zieht's dich hier,
beschließe!

Ist die Ruhe dir nicht gut,
so wandle!
Treibt dich edler Sinn und Muth,
so handle!

Drückt ein Leid dich heimlich still,
so trage!
Wenn das Glück nicht lächeln will,
so wage!

Faßt die Flamme dich, der Zorn,
so dämpfe!
Stachelt dich der Sinne Sporn,
so kämpfe!

Will das Gute nicht mehr fort,
so treibe!
Fühlst du dich am rechten Ort,
so bleibe!

44.

Freundlichkeit.

«Freundlich ist, wenn man äußerlich einen feinen, süßen Wandel führt, nicht allein, daß man sich des Andern annimmt, wie Vater und Mutter ihres Kindes, sondern daß auch Eines mit dem Andern umgeht mit Liebe und Sanftmuth. Es giebt knurrige und schnurrige Menschen, wie Bäume mit vielen (verworrenen) Ästen, welche so unfreundlich sind, daß Niemand gerne mit ihnen zu schaffen hat.»

«Denke nur darauf, daß du freundlich seyst: das sind recht köstliche güldene Werke, Edelsteine und Proben, die Gott wohlgefallen.»

«Christen sollen ein fein tapfer Volk und doch freundlich seyn, daß eine ernste Freundlichkeit und ein freundlicher Ernst sey.»

45.

Seelenreinheit.

(Von Conz.)

Noch rinnt dir sanft der Jugend Quelle,
noch lacht die Welt um dich so helle:
erhalte stets die Seele rein,
so wird bis an des Alters Schwelle
nie trocknen dir der Jugend Quelle,
Ein Lenz dein ganzes Leben seyn!

46.

Selbstbetrachtung.

Wer recht sich spiegelt, siehet sich,
wer recht sich sieht, der kennet sich,
wer recht sich kennt, der dünkt sich klein,
wer klein sich dünkt, wird weise seyn.

47.

Gemeinschaft.

(Von Herder.)

Ein gemeinschaftliches Leben ist das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung.

48.

Dame Grille.

(Von Johannes Falk.)

Sobald die Grille früh aus dem Bette steigt, erscheint sie schon ganz unmustern. Sie sieht sich verdrüßlich in der Stube um, weil sie sich gern ärgern und mit Jemand zanken möchte und doch Niemand da ist, mit dem sie zanken kann. Endlich nimmt sie ihre Kleidungsstücke zur Hand, um sich anzuziehen, und da der eine Strumpf nicht gleich an den Fuß will, weil sie ihn verkehrt anlegt, so reißt sie ihn vor Ärger von oben bis unten in Stücken. Nachdem dieß geschehen ist, springt sie auf, um ein Paar neue Strümpfe aus der Kommode zu holen. Da der Kasten der Kommode nicht sogleich aufgeht, so reißt sie gewaltsam an dem Schloß und sprengt es ab.

Indem bringt die Magd Kaffe. Man muß nun sehen, wie die Grille es anfängt, um sich selbst zu überreden, daß die arme Magd eigentlich an diesem Unglück schuld sey, um sie sodann nach Herzenslust dafür auszanken zu können.

«Wer ist gestern bei meiner Kommode gewesen?» — Ich. — «Warum?» — Ich habe die Wäsche hineingelegt,

welche die Wäscherin für Ew. Gnaden um Fünf brachte. — «Und dabei die Schlüssel von den Kästen verwechselt, wie das so ihre Art ist, nicht wahr?» — Daß ich nicht wüßte, Ihr Gnaden! — «Oder gar die Kasten so fest zugeschoben, daß sie kein Mensch wieder aufmachen kann?» — Ich habe sie genau wie immer zugemacht. — «Sie soll nicht widersprechen!» — Ich wollte nur sagen — — «Wofern sie noch ein Wort sagt, werf' ich ihr das ganze Kaffezeug vor die Füße! Es ist doch kein Auskommen mit gemeinen Leuten! Gift und Galle muß man gleich mit seinem ersten Erwachen zum Frühstück einnehmen!»

Indem sie diese Worte sagt, liegt auch schon das Kaffezeug zerbrochen auf der Erde da. Die Magd bückt sich, die Scherben davon aufzuheben, und fährt gelassen fort: Ich wollte nur sagen, daß die Wäscherin die Wäsche schon um fünf Uhr brachte; daß Ew. Gnaden selbst noch um neun Uhr die Kommode aufgeschlossen haben, um Ihr Nachtzeug herauszunehmen. Ist also der Schlüssel verdreht, so sind es Ihr Gnaden selbst gewesen. — «Halt sie das Maul! Das verdammte Widersprechen! Den ganzen Tag hat man nichts als Verdruß und Ärgerniß! Gottlob, nun ist es heraus! Nun ist mir doch wieder etwas leichter, weil ich die Galle los bin!

Aber so ganz ist sie ihrer Aufwallung doch nicht los. Die arme Grille! Es kocht immer. Die Magd wird zum zweitenmal hereingerufen.

«Sag' sie mir: wo sind die elenden Strümpfe her, wovon der eine hier zerrissen daliegt?» — Ich habe sie Ihnen gestrickt. — «Das ist ja Zeug, wie Spinnenwebe! Das reißt ja, so wie man's nur ansieht! Da hat sie sich gewiß wieder einmal recht betrügen lassen? Wie heißt der Kaufmann oder Krämer, bei dem sie dieselben gekauft hat? Solche Leute sollte man durch die Polizey anhalten, ordentliche Waaren zu führen!» — Wenn Ew. Gnaden erlauben, ich fühle mich nicht wohl, und möchte das Zimmer verlassen — «Sie bleibt so lange gesund, bis ich ausgesprochen habe!» Ich — — «fällt sie mir schon wieder in's Wort? Sie weiß, daß ich das nicht leiden kann!» — Ich wollte Sie nur aufmerksam darauf machen, daß Sie diese Baumwolle selbst am vergangenen Jahrmarkte von ihrer Frau Schwester aus Dresden mitgebracht haben. — «Das kann nicht seyn! Die Baumwolle, die ich damals mitbrachte, hatte einen guten starken und festen Faden. Das war kein solcher Strunt, wie der da! Sehe sie selbst her, wie es so leicht ist, die Strümpfe von einem Ende bis zum andern zu durchreißen!»

Als der zweite Strumpf nun vor ihren Augen zerrissen dalag, verläßt die arme Magd mit rothen Augen das Zim-

mer ihrer Gebieterin. Draußen im Vorsaal angelangt, seufzt sie tief in sich hinein: Meine gnädige Frau ist heute wieder einmal mit einer rechten Grille aufgestanden!

Die Dame selbst aber, die in ihrem Visitenzimmer vorläufige Anstalten zum Empfang ihrer Gäste auf den heutigen Abend trifft, fühlt sich um ein gut Theil leichter; denn sie weiß nun doch bestimmt, an wen sie sich zu halten hat, und wer daran Schuld gewesen ist, daß sie den Strumpf heute gleich beim Anziehen zerriß und das Schloß von ihrer Kommode abdrehte. — —

Der allerliebste, kleine Wienerbube, der singt:

Kugle soll i hole
Kegle soll i scheibe?
Wegge soll i laufe,
do soll i bleibe?
Kugle hol' i nit;
Kegle scheib i nit;
wegge geh' i nit,
und do bleib' i halt a nit!

ist vermuthlich bei unserer Dame Grille Jokai gewesen, ehe er davon lief.

49.

Dame Superklug.

(Von Heinrich Dittmar.)

Manches Menschenkind meint, es hab' Verstand für sieben Mann und für noch mehr, und noch für den Pfarrer und Doctor dazu, und könn' alle Seelen- und Leibesschäden sammt Land- und Hausschäden kuriren, und — bei der Sonne besehen, ist es nur die Pfiffigkeit, die ihre Schürze weggethan und sich in die Beinkleider des Verstandes gesteckt hat, darin sie sich dann am Ende selbst für das hält, wofür sie sich ausgiebt. Diese Siebenkluge weiß zwar alles Hätt'- ich in Hab'- ich umzusetzen, und kann in dieser Kunst Andern, voraus aber sich selbst den besten Rath geben, auch sich ganz vorsichtiglich aus allen Schlingen ziehen. Aber in Zeiten und Lagen, die unumgängliche, ruhigklare, gewissenhaft-fromme Entscheidung und Fügung fordern, da ist Sibylla etwas viel verastndeslos, und vergreift sich wie ein schlaftrunkener Apotheker in allen Büchsen, oder rennt wie ein besessener Gergesener dem Meer der Verzweiflung zu!

Ach Kind! es heißt wohl: «Seyd klug, wie die Schlangen,» aber es steht auch dabei: «und ohne Falsch, wie die Tauben!» Taubendemuth und Taubenreinheit findet am Ende noch ohne die Schlangenklugheit und Schlangenvorsicht den rechten Weg; und schwingt sich auf die Höhe des Heils; aber will diese ohne jene wandeln, so stehet auf sie geschrieben: «Verflucht sollst du seyn vor allem Vieh, auf deinem Bauch sollst du gehen und Erden essen dein Lebenlang!»

50.

Warnung und Rath.

(Altes Volkslied.)

Es wollt ein Mädchen Rosenbrechen geh'n
wohl in die grüne Haide.
Was fand sie da am Wege steh'n?
Eine Hasel, die war grüne.

«Guten Tag, guten Tag, liebe Hasel mein,
warum bist du so grüne?»
««Hab' Dank, hab' Dank, wackres Mägdelein!
warum bist du so schöne?»»

«Warum daß ich so schöne bin?
Das will ich dir wohl sagen:
ich eß' weiß Brod, trink kühlen Quell,
davon bin ich so schöne.»

««Iss'st du weiß Brod, trinkst kühlen Quell,
und bist davon so schöne:
so fällt alle Morgen kühler Thau auf mich,
davon bin ich so grüne.»»

«So fällt alle Morgen kühler Thau auf dich
und bist davon so grüne?
Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz verliert,
nimmer kriegt sie ihn wieder.»

««Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz will behalten,
zu Hause muß sie bleiben,
darf nicht auf alle Narrentänz' geh'n,
die Narrentänz' muß sie meiden.»»

«Hab' Dank, hab' Dank, liebe Hasel mein,
daß du mir das gesaget;
hätt' mich sonst heut' auf'n Narrentanz bereit't, —
zu Hause will ich bleiben.»

51.

Schönheit — Reinheit.

(Von Heinrich Dittmar.)

Nimm hin, lieb Mägdlein! Dieß Buch mit rothem Einband und mit goldenem Schnitt. Doch lob' es ja nicht früher als bis du's aufgemacht hast. Sieh da, eitel leere Blätter! Preißest du's jetzt noch? Gewiß erst dann, wann schöne Sprüche und Lieder hineingeschrieben sind! Drum merke, Mägdlein: wenn die Leute vor oder hinter dir sagen, daß du's hörst: Ei wie schön sie ist! So denke nur immer, daß die, so dergleichen ungeschickte Reden führen, nur auf den eitlen Einband sehen, es mag im Buch drin etwas stehen oder nichts; oder daß sie nur den «Schild» betrachten, und «nach dem Wirth nicht fragen, der im Hause wohnt.» Ein Gesicht, auf welchem Nas' und Mund und Augen nicht in die Queer' und Schiefe, sondern nach rechtem Maaße zu einander stehen, ist freilich eine Gottesgabe, die mit nichten zu verachten; aber nur der Tugend Gesicht, das unter dieser Schönheitslarve verborgen ist, trägt den

Preis davon. Manche Blume hat ein schön und stattlich Ansehen, aber weil sie häßlich riecht, fliehet man sie. Die Schönheit aber lob' ich mir, die nicht blos wie die Blume ist und «vor geringem Wetterschauer flüchtig wird, sondern die auch auf dem Siechbett' und im Alter, ja selbst im Tode noch beständig bleibt.»

52.

Schönheit und Unschönheit.

(Von Wieland.)

Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur, und aus ihren mannigfaltig schönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit einzudrücken. — Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie Alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme, und gleichsam verliebt in ihr eigenes Werk, gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden oder zu verderben. Jede harmonische Bewegung unseres Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Mitempfindung verschönert uns; jede

allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestümme Leidenschaft, jede neidische und übelthätige Gesinnung verzerrt uusre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdiget die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Ähnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Seele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn.

53.

Schöne Weiblichkeit.

(Von Jean Paul Friedrich Richter.)

Es giebt für Menschenherzen keine mehr rührende und erhebende Erscheinung als der Anblick einer weiblichen schönen Seele, welche mit ihren Leiden ringt, weniger um sie zu bekämpfen, als um sie zu verbergen, und welche mit der halben Thräne und mit dem unterdrückten Seufzer das fremde Herz nur süß, nicht herb bewegen will.

54.

Von zwei wunderbaren Sprachen.

(Nach J. Wackenroder.)

Die Sprache der Worte ist eine der größten Gaben des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des ersten Menschen lößte, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen und seinen Geist in dem mannichfaltigen Spiele mit diesem Reichthum von Namen üben konnte. Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht vollkommen in unser Gemüth herab. Hier reicht die Wortsprache allein nicht aus.

Ich kenne aber noch zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer dem Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht (so viel es nämlich, um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu

unserm Innern, als durch Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen, und drängen sich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wunderbaren Sprachen redet nur Gott; die andere reden wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen erkohren hat. Ich meine die Natur und die Kunst.

Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menschen zuerst aus den uralten heiligen Büchern unserer Religion kennen lernte, war mir die Natur immer das gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch über sein Wesen und seine Eigenschaften. Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes und das Rollen des Donners haben mir geheimnißvolle Dinge von ihm erzählt, die ich in Worten nicht aufsetzen kann. Ein schönes Thal, von abentheuerlichen Felsgestalten umschlossen, oder ein heller Fluß, worin Bäume sich spiegeln oder eine heitere grüne Wiese, vom blauen Himmel beschienen, — diese Dinge haben in meinem innern Gemüthe mehr wunderbare Regungen zu Wege gebracht, haben meinen Geist von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Welt vermag. Sie ist dünkt mich, immer noch ein irdisches und grobes Werkzeug, um das Höchste zu behandeln.

Ich finde hier einen großen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen. Er hat um uns Menschen eine unendliche Menge von Dingen um uns hergestellt, wovon jedes ein anderes Wesen hat und wovon wir keines vollkommen verstehen. Wir wissen im Grunde doch nicht, was ein Baum ist, nicht was eine Wiese, was ein Felsen ist. Wir können nicht in unserer Sprache mit ihnen reden; wir verstehen nur uns untereinander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menschenherz einen solchen wunderbaren Gefühlszug zu diesen Dingen gelegt, daß sie demselben auf unbekannten Wegen Gefühle oder Gesinnungen, oder wie man es nennen mag, zuführen, welche wir nie durch die abgemessensten Worte erlangen.

Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken, und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen, und die sogenannten dunkeln Gefühle von dem Himmlischen gleichsam aus der Brust verstoßen. — Vermag der Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die «dunkeln Gefühle,» welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig ganz von sich weisen? — Ich ehre sie in tiefer Demuth — bei Dingen,

durch welche der Menschengeist nicht dringen kann —; denn es ist eine große Gnade von Gott, daß er uns — gleichsam zur Ergänzung — diese Zeugen der Wahrheit herabsendet. Ich falte die Hände und bete an.

Die Kunst ist eine ganz andere Sprache, als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz der Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedient sich also einer heiligen Geheimschrift, deren Zeichen wir dem Äußern nach erkennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, auf eine so rührende und bewundernswürdige Weise, in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen und Alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird. Manche Gemälde haben, ich darf es wohl sagen, mein Gemüth mehr gereinigt und meinem innern Sinn tugendseligere Gesinnungen eingeflößt, als manches Moralsystem.

Die Lehren der Weisen setzen nur die eine Hälfte unseres Selbst in Bewegung; aber diese zwei wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unsere Sinne sowohl als unsern Geist, oder vielmehr scheinen dabei (wie ich es nicht anders ausdrücken kann) alle Theile unseres, uns unbegreiflichen Wesens zu einem einzigen neuen

Organ zusammen zu schmelzen, welches die himmlischen Wunder auf diesem zwiefachen Wege fasset.

Die eine der Sprachen, welche der Höchste selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig unendliche, lebendige Natur, ziehet uns durch die weiten Räume der Welt fast unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die Kunst aber, welche die Natur und den Menschen, in einem engen, begränzten Raume, nach innerer Vollendung strebend, nachahmt (eine Art von Schöpfung, wie sie sterblichen Wesen hervorzubringen vergönnt ward) — sie schließt uns die Schätze in der menschlichen Brust auf, richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine Alles, was edel groß und göttlich ist, in anschaulicher Gestalt.

Wenn ich aus meiner Einsamkeit in's Freie hinaustrete, und der Sonnenschein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und die schöne Landschaft mit Bergen, Gewässer und Bäumen mir Auge und Herz rührt; so sehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen und fühle auf eine eigene Weise große Dinge in meinem Innern sich erheben. Und wenn ich aus dem Freien in den Tempel vor ein erhabenes Gebilde eines großen Meisters in der Kunst hintrete und es mit Ernst und Innigkeit betrachte, so sehe ich wiederum eine andere ganz eigene Welt Gottes vor mir

hervorgehen, und fühle auf andere, eigene Weise sich große Dinge in meinem Innern erheben.

Die Kunst stellet uns die höchste menschliche Vollendung dar. Die Natur, soviel daran ein sterblich Auge sieht, gleichet abgebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von dergleichen Dingen zu reden, so möchte man vielleicht sagen, daß Gott wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge.

55.

Körperliche Übung und körperliche Erholung.

(Von Hufeland.)

1. Körperliche Bewegung.

«Wenn ich das Physische des Menschen betrachte, sagt der große König Friedrich, so kommt es mir vor, als hätte uns die Natur mehr zu Postillons als zu sitzenden Gelehrten geschaffen.» Und gewiß ohnerachtet der Ausdruck etwas stark ist, so hat er doch viel Wahres.

Der Mensch ist und bleibt ein Mittelgeschöpf, das immer zwischen Thier und Engel schwankt; und so sehr er seiner höhern Bestimmung untreu werden würde, wenn er blos Thier bliebe, eben so sehr versündigt er sich an seiner jetzigen, wenn er blos Geist seyn, blos denken und empfinden will. Er muß durchaus die thierischen und geistigen Kräfte in gleichem Grade üben, wenn er seine Bestimmung vollkommen erreichen will, und besonders ist dieß in Absicht der Dauer seines Lebens von der äußersten Wichtigkeit. Harmonie der Bewegungen ist die Hauptgrundlage, worauf Gesundheit, gleichförmige Entwickelung und Dauer des Kör-

pers beruht, und diese kann schlechterdings nicht statt finden, wenn wir blos denken und sitzen. Der Trieb zu körperlichen Bewegungen ist dem Menschen eben so natürlich, wie der Trieb zum Essen und Trinken. Gewiß die Gabe, Tage ang zu sitzen und nicht mehr den geringsten Trieb zur Bewegung zu fühlen ist schon ein wahrhaft unnatürlicher und kranker Zustand. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Menschen am ältesten wurden, welche anhaltende und starke Bewegung und zwar in freier Luft hatten.

Ich halte es daher für eine unumgänglich nöthige Bedingung zum langen Leben, sich täglich wenigstens eine Stunde Bewegung im Freien zu machen. Die gesundeste Zeit ist vor dem Essen, oder drei bis vier Stunden nachher. Bewegung mit vollem Magen ist schädlich, ja sie kann, wenn sie sehr stark und der Magen sehr angefüllt ist, gefährlich werden.

Am nützlichsten sind die Bewegungen, wenn nicht blos der Leib, sondern auch die Seele zugleich mitbewegt und erweckt wird. Daher muß auch ein Spaziergang, welcher seiner Absicht ganz entsprechen soll, nicht allein, und wo möglich in einer unterhaltenden schönen Gegend und nach einem gewissen Ziel angestellt werden.

Aber die Bewegungen dürfen auch nicht zu heftig seyn. Die allgemeinste und sicherste Regel ist die: die Bewegung

werde nie bis zum heftigen Schweiß oder bis zur gänzlichen Ermüdung fortgesetzt.

2. Bewegung in freier Luft.

Man muß sich durchaus den Genuß einer reinen freien Luft als eine eben so nothwendige Nahrung unsers Wesens denken, wie Essen und Trinken. Reine Luft ist eben so gewiß das größte und stärkste Erhaltungsmittel unseres Lebens, als eingeschlossene und verdorbene Luft das feinste und tödtlichste Gift ist. Hieraus fließen folgende Lebensregeln:

1) Man lasse keinen Tag hingehen, ohne außerhalb der Stadt freie reine Luft genossen zu haben. Man sehe das Spazierengehen ja nicht blos als Bewegung an, sondern als den Genuß der reinsten Lebensnahrung, welcher besonders Menschen, die viel in Zimmern zu wohnen pflegen, ganz unentbehrlich ist. Außer diesem Nutzen wird man noch den haben, daß man sich durch diesen täglichen Luftgenuß beständig in Bekanntschaft mit der freien Luft erhält. Und dadurch sichert man sich vor einem der größten Übel der jetzigen Menschheit, der zu großen Empfindlichkeit gegen alle Eindrücke und Veränderungen der Witterung. Diese ist eine der ergiebigsten Quellen von Krankheiten, und dafür ist kein anderes Mittel, als sich durch täglichen Umgang mit der freien Luft vertraut zu erhalten.

2) Man suche immer wo möglich hoch zu wohnen; man öffne fleißig die Fenster; man schlafe nicht da, wo man den ganzen Tag wohnt, und die Fenster der Schlafkammer müssen den ganzen Tag offen stehen.

3. Land- und Gartenleben.

Glücklich ist der, dem das Loos fiel, der mütterlichen Erde nahe und treu zu bleiben, und in dem unmittelbaren Umgang mit der Natur seine Freude, seine Arbeit und seine Bestimmung zu finden! Er ist an der wahren Quelle der ewigen Jugend; Gesundheit und Glückseligkeit, Leib und Seele, bleiben in der schönsten Harmonie und in dem besten Wohlseyn; Einfachheit, Frohsinn, Unschuld, Zufriedenheit begleiten ihn durch's Leben und er erreicht das höchste Ziel des Lebens, dessen er bei dieser Organisation fähig ist.

Nirgends vereinigen sich alle Erfordernisse zur Gesundheit und zum langen Leben so vollkommen als im Landleben; nirgends wirkt Alles um und in dem Menschen auf jenen Zweck so sehr hin, als hier. Der Genuß einer reinen gesunden Luft, einfacher und mäßiger Kost, tägliche tüchtige Bewegung im Freien, eine bestimmte Ordnung in allen Lebensgeschäften, der schöne Blick in die reine Natur, und die Stimmung von innerer Ruhe, Heiterkeit und Froh-

sinn, die sich dadurch über unsern Geist verbreitet, — welche Quellen von Lebenserneurung! Dazu kommt noch, daß das Landleben ganz vorzüglich dem Gemüthe denjenigen Ton zu geben vermag, welcher dem Leidenschaftlichen, Überspannten, Excentrischen entgegen ist, um so mehr, da es uns auch dem Gewühl, den Reibungen und Verderbnissen der Städte entzieht, die jenen Leidenschaften Nahrung geben können. Es erhält folglich von innen und außen Gemüthsruhe und Gleichmuth, der so sehr lebenserhaltend ist; es giebt zwar auch Freuden, Genüsse und Hoffnungen in Menge, aber alle ohne Heftigkeit, ohne Leidenschaft, gemildert durch den sanften Ton der Natur.

Es ist traurig, daß diese Lebensart, die ursprünglichste und natürlichste des Menschen, jetzt von so vielen gering geschätzt wird, so, daß selbst der glückliche Landmann es kaum erwarten kann, bis sein Sohn ein studierter Taugenichts ist, und das Mißverhältniß zwischen Städter und Landmann immer größer zu werden scheint. Gewiß es stünde besser um die Glückseligkeit der einzelnen Menschen und des Ganzen, wenn sich ein großer Theil der jetzt gangbaren Federmesser und Papierscheeren in Sicheln und Pflugschaaren, und der jetzt mit schreibender Handarbeit beschäftigten Finger in pflügende und ackernde Hände verwandete.

Freilich können wir nicht alle Landleute seyn. — — Aber gewiß alle, die so traurigen Folgen der sitzenden Lebensart würden wegfallen, wenn der, welcher sie führen muß, täglich einige Stunden den Spaten und die Hacke zur Hand nehme und sein Feld oder seinen Garten bearbeitete.

56.

Stadt und Land.

(Alt, aus Rollenhagens Froschmäusler.)

Der Städter.

Hat's in der Stadt nicht besser Gestalt,
bei Menschen, als bei Thieren in Wald?
Ist's nicht bequemer, fröhlicher leben,
so lang uns Gott Gesundheit gegeben,
als daß man auch die geringe Zeit
verzehr' in Müh' und Traurigkeit?
Bedenkt, wie kurz das Leben ist,
wie bald der Tod uns Alle frißt!
Und wenn ihr gleich der Nahrung Pracht,
aus der Gewohnheit, wenig acht't,
weil euch die Speis' im Bauch nicht krümmet,
sondern wohl schmeckt und wohl bekümmet;
sollt ihr doch nehmen wohl in Acht,
was zu der bösen Zeit ihr macht,

wenn aus der Luft, wenn aus Unfall
Krankheit euch übereilt einmal, —
wo man für euch und eure Kind
einen Wundarzt oder Leibarzt find't?
Und wenn ihr ihn wollt holen lassen,
so fordert er Geld übermassen,
oder nimmt sich daheim so viel Zeit,
bis daß ihr All' gestorben seyd;
da, in der Stadt, wir solcher Leut'
bei der Hand viel' haben jederzeit.
Wenn weh euch thät Haupt oder Zahn,
was wollt ihr denn dann fragen an?
Wo habt ihr Freund, die zu euch sehen,
in Leid und Freuden bei euch stehen?
Und überdas ist jeder Zeit
im Felde groß' Unsicherheit:
für Feuer, Dieb', für Kriegesknecht,
für grimmer Thiere schlimm Geschlecht —
sich eine kleine Anzahl Mann
wohl in der Noth nicht schützen kann.
Die Stadt aber hat viel Rath, viel Händ,
Thüren, Wächter, Mauern, Wänd';
da schläft man sicher bei dem Braten:
drum zieht mit mir, ist euch zu rathen.

Der Landmann.

Hört an: ich sprech', wär' eine Stätt',
die für den Tod Versichrung hätt',
so wollten wir dort alle wohnen:
aber der Tod will Niemand schonen!
Und sonderlich in eurer Stadt
man täglich viel zu graben hat,
wie ich aus dem Geläut' vernimm:
Arznei verhilft euch All' dahin!
Dazu hilft auch euer Wohlleben,
Jeder will sich auf Faulheit geben!
Uns unsre Mässigkeit gedeihet,
Arbeit uns von Krankheit befreiet,
hilft uns verdau'n all' böse Sachen,
die sonst dem Leib viel Unlust machen.
Doch bin ich nicht so ungeschlacht,
daß ich nützliche Arznei veracht'
nur such' ich sie nicht vor der Thür',
und hab' den Doctor selbst bei mir.
Der ist mein guter Lebensgesell,
auf den ich, nächst Gott, Alles stell':
mein liebes Weib, die Alles kann,
was man bedarf für Kind und Mann
was für Gesind' und Vieh gehört.

Großmutter, die hat sie belehrt
und ihre Mutter mit allem Fleiß:
darum sie auch verständig weiß,
was jenem für Arznei ist gut,
dem Kopf und Fuß und Zahn weh thut.
All' Freundschaft auch weit übertrifft
ein fromm Weib, das nichts Böses stift't:
wenn alle Freunde von dir gehen,
wird sie getreulich bei dir stehen,
Alles mitwagen, Freud' und Leid,
zu gutem Dienst allzeit bereit.

Wo ward auch Stadt und Burg im Land
nicht sonst bekriegt auch und verbrannt,
der Wirth beraubt, ermord't, gefangen?
Wie ist es Fürsten und Herr'n ergangen,
die dann viel Klagens wohl getrieben,
daß sie nicht frei im Feld geblieben?
Was hilft Rath, Wächter, Beistand, Macht,
wenn Gott nicht selber schützt und wacht?
der seine Hand allmächtig hält
auch über die, so wohnen im Feld.

Drum brauch' ich nicht die Stadt zu suchen
und meinem kleinen Häuschen fluchen,

das mir Großvater und Vater ließ
und erblich mich bewohnen hieß.
Nein, ich bin wohl damit begnüget,
was mir der liebe Gott zufüget.
Genüg' ist besser als Zuviel,
wenn man's nur recht bedenken will.
Und mein Gut ist dahin gericht't
daß man's genieß', verschlemme nicht:
Denn viel verthun und wenig werben,
ist kurzer Weg zu dem Verderben.
Doch, wenn ich eine Beßrung wüßt',
so kriegt' ich noch zu wandern Lust.
Was jetzt du hast, halt stets für gut,
und streb' nach dem, was besser thut;
das Best' man billig wählen soll,
das Bös' kommt von sich selber wohl!

57.

Auch ein Rath zur Lebensverlängerung.

(Von Lichtenberg.)

Es giebt eine Art das Leben zu verlängern, die ganz in unserer Macht steht. Früh aufstehen, zweckmäßiger Gebrauch der Zeit, Wahl der besten Mittel zum Endzweck, und wenn sie gewählt sind, muntere Ausführung. Auf diese Art kann man sehr alt werden, sobald man das Leben nicht nach dem Kalender schätzt. Aber, was das Beste ist, so wird auch jenes Leben, das wir mit Kalendern ausmessen, durch das, wovon Verdienst der Maaßstab ist, verlängert. Wenn man einmal eine Arbeit vor hat, so ist es gut, bei der Ausführung sich nicht gleich das Ganze vorzustellen; denn dieses hat, bei mir wenigstens, viel Niederschlagendes; sondern man arbeite an dem, was man gerade vor sich hat, und wenn man damit fertig, gehe man an das Nächste. Eine Sache den Augenblick anfangen, und nicht eine Minute, viel weniger ein Stunde oder einen Tag aufschieben, ist ebenfalls ein Mittel, die Zeit zu strecken.

58.

Wie man's dem Schlaf machen soll.

(Von Hippel.)

Man muß dem Schlaf zeigen, daß man sein Sklav nicht sey. Wer, wenn er schnell aufwacht, nicht gleich here ausspringt versteht nicht die Winke der Natur. Der zweitr Schlaf ist eine Nachschrift, die Niemanden ansteht. We- einen Fuß aus dem Bett setzt und den andern nachholt, ar- beitet auch nur mit halbem Kopf. Mittagsschlaf ist ein brennend Licht am Tage.

59.

Werth der Zeit.

(Von Lavater.)

Der ist weise, der den Werth der Dinge kennt. Des Kostbarsten Werth verkennen ist Unglückseligkeit. Das Kostbarste aber verschwenden die Menschen am meisten, weil sie es im Überflusse meinen zu haben; aber der Weise hat zu wenig und weinet schon über den geringsten Verlust davon. Siehe, ich höre den wandelnden Fuß der Zeit nicht, bis er über mein Haupt hingegangen, bis die klingende Sichel droht. Weh' mir, ich höre die Zeugen des Todes, die getödteten Stunden dort in der Ewigkeit — neben der wartenden Rache — mich verdammen! Weh' mir, im Schatze des Zorns arbeiten an strafenden Qualen für mich die durchsündigten Stunden — eine große Schaar; sie alle sieht Gott. Meine Seele würde unter der Last der Thränen und der arbeitenden Reue, versinken, hätte ihr nicht eben der allsehende Erbarmer den Gedanken gegeben, jedem Augenblick ihm und meinem Nächsten und der Seligkeit meiner Seele zu weihen; ach, daß diesen Gedanken meine Seele

zur Wirklichkeit schaffen könnte! — Laßt uns unter einander aufmuntern, dem Rauschen der Zeit zu gehorchen und ihren Fuß nicht unbemerkt vorbeiziehen zu lassen. Siehe, sie geht mit der Wage Gottes neben uns her. Daß wir ihr Thaten, der Ewigkeit würdig geben könnten! Gleich dem süßen goldenen Traume, den die Seele umfaßt, der wegschlüpft und Thränen lockt, ist das Leben in der letzten Stunde; aber die Thräne lernt dann zu spät, daß des Lebens Eitelkeiten wegglitschende Träume sind. Lasset uns Rosen auf das Sterbebett sammeln und dem Tode lächeln, wie der wartende Nachtwächter der Morgenröthe. Vereinigt Gott zu dienen ist die größte Glückseligkeit. Lasset uns diese Glückseligkeit umfangen, wie Brüder uns lieben; leben und nicht träumen!

60.

Noch etwas von der Zeit.

(Von Jean Paul.)

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit bestehet Leben. Wie viel mehr Zeit, als nöthig ist, verschwenden wir nicht durch den Schlaf, und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit zu schlafen genug haben. Wenn die Zeit von allen Dingen das Kostbarste ist, so ist das Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; denn verlorne Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen «Zeit genug» heißt verdollmetscht «zu wenig Zeit.» So laßt uns den früh auf seyn und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben, so werden wir mehr thun und Alles besser machen.

61.

Wie's der Haufe macht, der nicht denkt.

(A. Z.)

Ein Schwarm von Gänsen lief im Feld
und schrie so arg, daß alle Vögel dachten,
es stünd' in Brand die ganze Welt.
Um solch ein Schauspiel näher zu betrachten,
trat auch ein wohl erfahrner Hahn herbei.
Und als er ringsum keine Noth entdeckte,
frug staunend er: was dieser Lärm bezweckte:
wozu dies laufen? Dies Geschrei? —
«Wir wissen's nicht, sprach eine aus dem Haufen,
wir folgen jenen, die da vorne schrei'n und laufen!»

62.

Was nicht zu vermeiden ist.

(A. Z.)

Warum erlaubst du, Mutter, frug ein Füllen,
daß böse Bremsen uns und Fliegen plagen?
Du bist ja stark genug, die Schwachen zu erschlagen!
So thu's doch bald, um unsrer Ruhe willen!
«Daß böse Fliegen unsre Ruhe stören,
versetzt' das Pferd, kann ich nicht wehren.
Denn daß mit scharfen Stachel sie ihn fassen,
muß selbst der Löwe sich gefallen lassen.

63.

Gewöhnliche Verwechselung.

(A. Z.)

«Du bist so aufgeblasen!» sprach zum Pfau
der Hahn; «warum? du eitles Ding!» —
Ei sieh doch, sprach der Pfau, die gold'nen Ring',
das zarte Grün, das milde Blau
in meinem Schweif! Ist das nicht zum Entzücken?
«Kann dies dir so den Kopf verrücken,
dann bist du lächerlich dazu!
Die Federn, Thor, sind ja nicht du!»

64.

Erinnerung an etwas, das man nie vergessen sollte.

(A. Z.)

Zu einem Bächlein, das die Wiese reichlich tränkte,
sprach stolz ein Strom, der sich in's Weltmeer senkte:
Wie unbedeutend bist du mir zur Seite!
Hast weder Länge, noch auch Breite.
Doch ich trag' Schiffe von drei Masten,
bin mehr als eine Meile breit,
und wälze kühn die schwersten Lasten,
Hie eine Feder, hundert Meilen weit. —
wierauf erwiderte der Bach besonnen:
»Schau nur auf deinen fernen Ursprung hin:
dort, wo du deinen Lauf begonnen,
bist du noch kleiner als ich Bächlein bin.»

65.

Schutzwehr.

(A. Z.)

Ein Mädchen ging mit heiterm Sinn
lustwandelnd in dem Garten hin,
und sah ein Pfirsichbäumchen üppig blüh'n
«Wie schön, sprach es, paarst du mit dunkelm Grün
der holden Blüten Rosenschimmer.
O daß die Engel mich erhören!
Ich will den wilden Sturm beschwören,
daß er den schönen Schmuck dir raube nimmer.» —
Den Sturm sprach's Bäumchen, der mich elend macht
zu zügeln, stehet nicht in deiner Macht.
Doch deiner jungfräulichen Blüthe droht
weit größere Gefahr als mir.
Der Leidenschaften, der Begier
erregter Sturm, bringt ihr den Tod.
Drum trachte diesen zu beschwören,
daß er daß weiche Herz nicht übermannt.
Und um ihn besser abzuwehren,
benutze, Mädchen, den Verstand!

66.

Das Äffchen in einem Concertsaal.

(A. Z.)

Ein Bisamäffchen, das in einem Saal
ein buntgemischtes Publikum
versammelt sah nm sich herum,
versank in düstrer Schwermuth Qual.
Was fehlt dir? frug besorgt ein Hund,
ist dir etwa dies Klima nicht gesund? —
«Ach, sprach das Äffchen; mit betrübtem Sinn
seh' ich, wie unbedeutend ich doch bin!
Denn unter denen, die mich hier begaffen,
erblickt mein Aug' unendlich schön're Affen!»

67.

Von sogenannter hoher Bildung.

(A. Z.)

Ein Zeisig hörte lange Zeit mit Ruh',
dem Schwatzen einer eitlen Elster zu;
doch endlich riß ihm die Geduld.
«Vielleicht, sprach er, ist's meine Schuld;
doch glaubt mir's, ich versteh' von all' dem Krame
nicht mehr, als wenn mein Herr Lateinisch spricht!»
dies ist natürlich! sprach die Dame;
denn ich versteh' mich selber nicht!»

68.

Der Spiegel.

(Von Jak. Schnerr.)

Ist der Spiegel rein und eben,
wird er schön dein Bild dir geben.
Soll dir Gottes Welt gefallen,
sey du fleckenlos vor allen.

69.

Auch ein Mittel zum Zweck.

(Von Pestalozzi.)

Bei Reichen und bei Armen, muß das Herz in Ordnung seyn, wenn sie glücklich seyn sollen. Und zu diesem Zweck kommen weit mehrere Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gerne lauter Freuden gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur dann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Überwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist; so ist offenbar, daß viel Elend und Noth in der Welt seyn muß; denn ohne das kommt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe.

70.

Stille Aussaat, sichre Ärnte.

(Von Wassenberg.)

Wenn du des Guten Samen streust,
Dich reinen Sinn's der Menschheit weihst,
befiehl dich Gottes Wegen!
Die Aussaat keimt geheim und still,
und wird gedeih'n, wie Gott es will;
vertrau' nur seinem Segen!

71.

Das deutsche Mädchen.

(Nach Heinrich Albert 1657, von Haug.)

Ihr, mit Rosen auf den Wangen
und die Haare goldgeschmückt!
Euer wunderstolzes Prangen,
das nur Thoren hochentzückt,
werth ist's meines Lobes nicht,
wenn euch deutscher Sinn gebricht.

Hat euch auch die Hand des Glückes
Fürstengüter wohl bescheert,
so, daß demuthvollen Blickes
Alt und Jung Verachtung schwört —
wenn euch deutscher Sinn gebricht,
acht' ich aller Schätze nicht.

Eure höfliche Geberden
eure schöne Redekunst,
ob sie laut gepriesen werden,
sind nur Spiel und eitel Dunst,
und besteh'n, ihr Jungfrau'n nicht,
wenn euch deutscher Sinn gebricht.

Kämt auch edlen Stammes wegen
ihr den Königinnen gleich,
dennoch wahrhaft überlegen
bleibt ein deutsches Mädchen euch.
  Hoher Stand beliebt uns nicht,
  wenn der deutsche Sinn gebricht.

Deutscher Sinn, das ist die Gabe,
Wahrheit, Zucht und Redlichkeit,
die ich auserkohren habe;
und wenn einmal Gott verleiht,
  mir ein Weib von deutscher Art,
  glücklicher kein Mann noch ward!

72.

Rath und That.

(Von Fr. Kind.)

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
mit sieben nackenden Kindern
ach jedem dämmernden Morgenroth
die blasse Wange voll Thränen bot,
kam oft im warm gefütterten Kleid
ein rundes Männchen, das bittere Leid
durch Worte des Trostes zu mildern.
Er sprach gar sänftlich: «Ihr gute Frau,
Euch hält das Glück auch zu genau;
was machen die Kinder für Sorgen!
Bleich, wie Gespenster! In der Stadt
wohnt ein berühmter Arzt, der hat
schon tausend Kranke schnell kurirt,
wird auch für die Armuth salarirt;
Korn wird schon der Edelmann borgen.»

Da nahte blühend, rasch und schlank,
doch ohne Schuh', eine Dirne;
sie ruhte vor'm Hause auf der Bank,
flocht sich das Haar, das heruntersank,
und strich den Schweiß von der Stirne.
Die lugte durch's Fenster, sah die Noth,
und reichte dem jüngsten Kinde ihr Brod.
Und da die Magd den Weidenstab,
das Bündlein wieder genommen,
da sah das Männchen bedächtig herab,
sprach: «wird's auch dem Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
als wär's auf der Tenne zusammengescharrt,
aus Trespe, Wicken und Raden; —
sonst schenkt man Kindern wohl Fladen.»

Da herzte Frau Noth ihr Töchterlein
und rief: Sie las wohl die Ähren
mit bloßen Füßen, im Sonnenschein,
sich kümmerlich selber zu nähren;
es war wohl das letzte Reisebrod,
was sie dem verschmachtenden Kinde bot.

Gott schaut auf der Leidenden Zähren
und wird ihr Segen gewähren.
Ihr aber, wer seyd Ihr im prunkenden Staat,
und kennt Ihr die helfende Fremde?
«Ich, Frauchen, ich bin der Herr gute Rath,
und That hieß die Wandrin im Hemde.»

73.

Thạt und Lohn.

(Ergötzl. Burglst.)

Gott, unser Herr, so zu uns spricht:
Ich bin ewig, ihr sucht mich nicht,
ich bin allmächtig, ihr fürchtet mich nicht,
ich bin barmherzig, ihr traut mir nicht,
ich bin gerecht, ihr ehrt mich nicht,
ich bin der Weg, ihr geht mich nicht,
ich bin das Licht, ihr seht mich nicht,
ich bin weise, ihr folgt mir nicht,
ich bin das Leben, ihr begehrt mich nicht,
ich bin ein Lehrer, ihr fragt mich nicht,
ich bin schön, ihr liebt mich nicht,
ich bin gut, ihr dient mir nicht,
ich bin wahr, ihr glaubt mir nicht —
werdet ihr verdammt, verweis't mir's nicht!

74.

Dem Betrübten.

(Von Logau.)

Je mehr man denkt
an das, was kränkt,
je schlimmer
wird immer
der Kopf gehängt.

Der Himmel liebt,
was Anmuth giebt;
er endet
und wendet,
was uns betrübt.

75.

Das Gewissen.

(Von Hippel.)

Ein böses Gewissen ist ein Ofen, der immer raucht; ein Gewitter ohne Regen; es ist Kläger, Richter, Henker in einer Person. Die Nachtigall singt dir «du bist ein Dieb!» — Die Lerche: «du hast gestohlen.»

76.

Räthsel.

A. Worträthsel.

1.

Bäume sind es, an denen ich hange,
Tücher sind es, in denen ich prange,
Bänder sind es, welche ich halte,
Blumen sind es, die ich entfalte,
wenn mich der fleißige Finger führt
und mein Stachel den Grund berührt.

2.

(Von Theod. Hell.)

Kennst du von muntren Blüthenmädchen
das leichte immer rege Chor?
Es wohnt in einem kleinen Städtchen
von Goldkristall mit niedrem Thor,
braucht weder Kelle, noch den Hammer

und wölbt sich doch das schönste Haus
mit Fensterbögen, Saal und Kammer,
schaut aber nie zum Fenster aus.
Es keltert ohne Faß und Pressen
und füllt das Haus mit süßem Most,
theilt mit den Gästen gern das Essen
und nimmt vorlieb mit fremder Kost.

3.

Mich nicht wissen — verdrießlich,
mich zu hören — ersprießlich,
mich zu halten — gewichtig,
mich zu pflegen — weitschichtig,
mich zu geben — beschwerlich,
mir zu trauen — gefährlich,
heissen wie ich — entbehrlich.

4.

(Von Friedr. Kind.)

Ich lieg' im Thurm mit manchem Zimmer
und werde drin zum braunen Mohr;
und nie seh' ich des Tages Schimmer,
sprengt nicht ein scharfes Schwert das Thor.
War dort mein Kerker klein und enge,

such' ich doch noch ein finstrer Haus;
dort grab' ich unterird'sche Gänge
und komm' als grüner Zwerg heraus.
Bald streckt der Zwerg sich in die Länge,
am Ende wird ein Riese draus.

5.

Ich bin der Vogel wundersam,
der dir nicht aus dem Auge kam,
und den du doch nicht sahst, als bis
man deinen Augen ihn entriß.

6.

Es steht ein Haus mit weiten Hallen
hoch in die Wolken ist's gebaut.
Viel Gäste sieht man zu ihm wallen,
es schallt von ihren Stimmen laut.
An einer Tafel reich geschmücket,
vereinigt sie der Liebe Mahl,
von eines Liedes Klang entzücket;
aus einem Becher trinken All'.
Den Säugling führt mit Freudenklange
sein erster Weg in dieses Haus;
der Jüngling tritt mit frohem Gange,

als Jüngling ein, als Mann heraus.
So viel der Gäste zu ihm gehen,
von Keinem ward es je bewohnt,
und Keiner hat den Wirth gesehen,
der über diesem Hause wohnt.

7.

(Von Theodor Körner.)

In stiller Anmuth kommt's gezogen,
wie Rosenhecken blüht es auf
und durch des Äthers goldne Wogen
steigt es mit goldner Pracht herauf:
Kannst du des Räthsels Lösung finden?
Zwei Sylben mögen sie verkünden.

Wohl gibt es eine mächt'ge Heerde,
von keinem Auge noch gezählt;
sie weidet herrlich, fern der Erde,
vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Sylbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
und steigt empor mit heitrem Sinn,

und in des Morgens jungem Glanze
verkündet's die Gebieterin,
verkündet sie durch alle Weiten;
sprich, kannst du mir das Räthsel deuten?

8.

(Von Friedr. Kind.)

Gefesselt an die niedern Räume,
auf freier Flur, im Blumenland,
im Schatten blätterreicher Bäume
verlebt' ich meinen Prüfungsstand.

Ich sehnte rastlos mich von hinnen,
begann, erfaßt von Angst und Grau'n,
das Todtenhemd mir selbst zu spinnen,
am eignen Sarkophag zu bau'n.

Und kaum daß ich den Bau vollführet,
da legt' ich freudig mich hinein;
mit Mumienbanden festgeschnüret,
erhofft' ich baldiges Befrei'n.

Doch schleichend und mit dürrem Stabe,
Schnee auf dem Haupt, im Barte Eis,

trat still als Wächter zu dem Grabe
ein finstrer, mitleidsloser Greis.

Umsonst mocht' ich mich leise regen,
stets ernst und starr blieb sein Gesicht.
Ach manchen Mond hab' ich gelegen!
Das Herz des Alten rührt' es nicht

Doch plötzlich drangen durch die Ritzen
des Sarges Licht und sanfte Glut;
der Sonne Strahlen sah ich blitzen
und fühlte Lebenslust und Muth.

In Jugendschöne kam ein Ritter,
geschmückt mit Blumenkranz und Strauß.
Keck an des Grabmahls festes Gitter
und rief den Greis zum Kampf heraus.

Ich sah sie kämpfen, sah sie ringen,
der Jüngling schwang den Blumenschaft,
den finstern Wächter zu bezwingen;
der Greis erlag der Heldenkraft.

Und nun als des Erretters Finger
an meines Grabes Thüre schlug,

zerbrach ich meinen Todtenzwinger
und wand mich aus dem Leichentuch.

Hell schimmernd, gleich der Morgenröthe,
und wie des Himmels blaues Zelt,
schwang ich mich auf, des Jünglings Bote,
der Herold einer schönern Welt!

B. Sylbenräthsel.

1.

Zwei Sylben, abgesondert, bieten
die letzte dir ein Maaß der Zeit,
die erste den ersehnten Frieden
der goldnen Unabhängigkeit;
sind aber alle zwei verbunden,
dann geht vom Sieben-Brüder-Chor
in Eilgefolge seiner Stunden
der Trauertragende hervor.

2.

Mit Einer Sylbe drückt es dich
in Zwerggestalt gar ängstiglich,
doch sahst du's nie in deinem Leben;

ein bloßer Traum hat dir's gegeben.
Weit mächt'ger als ein Riese, bläht
es in zwei Sylben sich; ihr seht,
reis't ihr dahin, voll Majestät
sein Haupt bis in die Wolken sich erheben.

3.

Wild jagt mein erstes durch den Hain
und thürmt die Meereswogen;
das zweit' und dritte, groß und klein,
kömmt hier und da geflogen.
Das Ganze zeigt des Ersten Nah'n
dem Schiffer auf dem Meere an.

4.

Pflegst du in Nummer Eins der Ruh,
spricht Zwei und Drei dir oftmals zu
und wagt es, dich im Schlaf zu stören.
Es ist ein lust'ges Tänzerchor;
auf! fasse Muth, es zu beschwören!
Es flieht vor Rauch aus leichtem Rohr,
trägt's Waffen gleich vom Elephanten.
Dem Ganzen leiht man gern sein Ohr:
es sind gar liebe, lust'ge Musikanten.

5.

Die ersten zwei sind hoch und frei
hin durch die ganze weite Welt;
sind heimathlos, wo es auch sey;
der blaue Himmel ist ihr Zelt;
sind keinem Fürsten unterthan;
kein Scherg, kein Zollamt hält sie an.

Die dritte ist der Freundschaft Tod,
vernichtet Frieden, Glas und Baum.
Das Ganze, wenn es furchtbar droht
am dunkelschwarzen Himmelsraum,
nimmt Helden wohl auch ihren Muth,
denn nichts hemmt seine Kraft und Wuth.

6.

Zwei Sylben, die treiben das Schiff geschwind
bei günstigem Wind:
man sieht sie nur selten am Nachen.
Zwei andere entnimmst du in langer Gestalt
den Bäumen im Wald.
und brauchst sie, um Schranken zu machen.
das Ganze erscheint,
ein Theil nur der ersten, mit ihnen vereint.

7.

Mein Erstes nennt ein Zeichen
aus unserm Alphabeth;
das Andre seines Gleichen.
Und ohne Füße geht
das Ganze bald behender,
bald langsamer durch Länder.

8.

Ich kenne einen Quell, der ist
der Mutterliebe heilig,
und alles, was geboren ist,
das schöpft aus ihm so eilig:
was nun aus diesem Quell dir rann,
das zeigt die erste Sylbe an.

Zwei andre laufen fort und fort,
Thal ein, Berg auf, Berg nieder.
Der Mensch führt sie von Ort zu Ort,
dann führen sie ihn wieder.
Er kommt im schnellsten Lauf nicht vor,
sie zieh'n zugleich mit ihm in's Thor.

Nun geh' hinaus um Mitternacht
und suche dir das Ganze;
dort grüßt es dich in seiner Pracht
und seinem stillen Glanze;
und weißt du, wie das Ganze heißt,
so bet' ihn an, den großen Geist

77.

Mancherlei.

(Aus Allerlei, Münch. Lent.)

1.

Weiber, die gern unter der Thür und am Fenster sind, werden den Flachs nicht theuer und das leinene Tuch nicht wohlfeil machen. — Großer Hausrath, großer Unrath. Viel Kleider in dem Kasten ist guter Vorrath für die Motten. — Frauen, die alles haben wollen, was sie sehen, müssen oft um das fahrende Gut das liegende verkaufen. — Eine Frau sagte: Spinnen wär' ein geringer Verdienst. Darauf sagte eine andere: Hat aber viel' Ehr' in sich.

2.

Sey sparsam im Kleinen: wer keinen Pfennig achtet, wird keines Guldens Herr. — Sey sparsam in Allem: am Zapfen sparen und zum Spuntloch hinauslassen, sparet nicht. — Benutze die rechte Gelegenheit: zu seiner Zeit gilt ein Trunk Wasser ein Glas Wein, ein Heller einen Gulden. — Komm zuvor: wenn die Kuh aus dem Stall

ist, so macht man umsonst die Thür' zu. — Miß deine Kräfte, ehe du was unternimmst: bist du kahl, so bocke mit keinem Widder.

3.

Beherrsche deine Zunge: es soll einer neunmal ein Wort im Mund umkehren, eh' er's aussagt. — Sey verschwiegen: was einem zu eng ist, ist dreien zu weit. — Gieb gute Worte, was schadet ein gutes Wort, darf man's doch nicht kaufen. — Sey langsam im Rathen: schneller Rath viel Reuen hat. — Lästere nicht: einem ungewaschenen Maul ist Unglück zum Ziel gesteckt. — Laß die Leute reden: der müßte viel Mehl haben, der alle Mäuler verkleben wollte! — Tadle am andern nicht, was man an dir selber tadeln könnte: wer Glasfenster hat, muß sich in Acht nehmen, wenn er in seines Nachbars Haus Steine wirft. — Prüfe zuvor: man giebt keinen Heller um einen Topf, ehe man daran schlägt, wie er klinge.

4.

Fleiß ist keine Mühe, aber Unfleiß und Aufschub ist zwiefache Mühe. — Ein gesparter Pfennig ist besser, als hundert verzehrte Gulden. — Gemachte Röthe und erzwungene Liebe währt nicht lang. — Es ist gefährlich, die Wahrheit zu verschweigen; noch gefährlicher die Wahrheit

zu sagen; am allergefährlichsten die Lüge für Wahrheit zu verkaufen. — Der muß viel anfangen, der bald reich werden will; der noch viel mehr, der bald will verderben. — Wenn der Neid brennte wie Feuer, so wär' das Holz lang nicht so theuer.

5.

Gott sorgt, wir aber sollen arbeiten. Gott bleibt nicht aus, wenn er gleich verzieht. — Man muß dem Wetter seinen Lauf lassen, denn gegen Gott ist nichts zu thun. Darum sagte einer: wenn es donnert und hagelt, so mach' es, wie die in Konnectitut. Als er gefragt wurde wie die es denn machten? antwortete er: Sie lassen es in Gottes Namen geschehen. —

6.

Es hatt' ein Herr eine Hausmagd, die war naschhaftig. An einem Sonntag hatt' er einen guten Gesellen zu Gast geladen, der sollte bei ihm zu Nacht essen, und sprach zu der Hausmagd: Brat' uns zwei Hühner, ich hab' einen Gast geladen. Da nun die Hühner gebraten waren, da schmeckten sie ihr so wohl, daß sie beide Hühner aß. Der Gast kam in die Küche, die hatte zwo Thüren, und sprach zu der Köchin: Wo ist der Herr? Sie sprach: Sehet ihr ihn nicht dort stehen? er wetzet das Messer und will euch

beide Ohren abschneiden. Es sind heute acht Tag, da schnitt er auch einem Gaste die Ohren ab. Da lief der Gast hinweg. Der Herr kam in die Küche und sprach: wo sind die Hühner hingekommen? Die Hausmagd sagte: Der Gast hat sie hinweggetragen: sehet ihr nicht, wie er dort läuft: — Der Herr lief ihm nach, und hatte gerade das Messer in der Hand, winkte ihm mit derselben Hand und schrie: Gieb mir nur eins! Der Gast lief noch schneller und sprach: Ich gebe dir keins! Der Herr meinte nämlich ein gebraten Huhn, und der Gast glaubte sein Ohr gemeint. — So kam die Köchin diesmal durch. Aber Naschmauls Krug ging doch nur so lange zum Wasser bis er brach.

7.

Es ist kein Fisch ohne Gräthen und kein Mensch ohne Mangel. — Streit macht Streit: darum wer einen Rechtshandel um eine Henne hat, soll ein Ei nehmen und die Sache lassen geschlichtet seyn. — Das beste Deutsch ist das, so von Herzen. — Der Argwohn ist eine Sünde wider das achte Gebot, nämlich ein falsch Zeugniß im Herzen. — Man hat sich eher verred't, als verschwiegen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

78.

Andre alte Sprüche und Sprüchwörter.

1) Des Menschen Lust ist sein Himmelreich.

2) Sieh auf dich und die Deinen,
darnach so schilt mich und die Meinen.

3) Hundert Jahr Unrecht,
war nie eine Stunde Recht.

4) Pfirsichbaum und Bauernregiment
wachset schnell, nimmt schnell ein End'.

5) Gott begegnet Manchem, wenn er ihn nur grüßen wollte.

6) Gott walt's, ist aller Bitten Mutter.

7) Gott giebt Kleider, je nachdem der Regen ist.

8) Almosen geben, armet nicht,
Kirchengehen säumet nicht,
Wagenschmieren hindert nicht,
Unrecht Gut faselt nicht.

9) Oben aus und nirgend an.

10) Daß man die Dornen acht't,
das haben die Rosen gemacht.

11) Ost oder West — daheim ist das Best'.

12) Da Ja und Nein nur im Brauche ging,
da stund's mit der Welt nicht so gering.

13) Der da schuf den Hasen,
der schuf auch den Wasen.

14) Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelbogen um den Kopf.

15) Wenn man selbst geht, so betrügt einen der Bote nicht.

16) Was du nicht bekommst, ist dir nicht bescheert.

17) Wer über ein Ding nicht springen kann, muß drunter wegkriechen.

18) Staub bleibt Staub, und wenn er bis zum Himmel auffliegt.

19) Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel hineinwachsen.

20) Wer nicht sich selber Freude kann geben,
der hat auf Erden ein übel Leben.

21) Wer sein selb's Freund nicht ist,
der ist mein Freund zu keiner Frist.

22) Gnug ist besser, denn zu viel:
merk's, wer sich es merken will.

23) Wer alle Welt äffen will,
der wird selbst der Affen Spiel.

24) Ging ein Hund des Tages tausend Stund'
in die Kirche — blieb' er doch ein Hund.

25) Almosen betet für den Mann,
der selber nicht mehr beten kann.

26) Findet ein Thor eine neue Sitt',
gleich folgen ihm alle Thoren mit.

27) Noch besser ist der Bösen Haß,
denn ihre Freundschaft: merket das!

28) Feuer, Wasser, Luft und Erd'
vergilt Niemand nach ihrem Werth.

29) Gott hat den Weisen Sorge gegeben,
damit die Thoren sanfte leben.

30) Wer mir zu Treuen wird erkannt,
den lieb' ich über's vierte Land.

31) Von Freude Frauen sind genannt,
ihre Freude erfreuet alle Land.

32) Die Brosamen sind Gottswerth,
derer Niemand ob dem Tisch begehrt.

33) Die Thoren sind Herren,
sie bieten Niemand Ehre;
das auch ist der Esel Pflege,
sie weichen Niemand aus dem Wege.

34) Armer Leute reinen Muth
nähm' ich für aller Kaiser Gut.

35) Wer vergang'ne Ding betracht't,
Gegenwärt'ges hält in Acht
und Zukünft'ges ermessen kann,
der ist gewiß ein weiser Mann.

36) Wo Faulheit einreißt in einem Haus,
da fallen die Balken von selber heraus.

37) Das Neue ist nicht immer das Rechte
und das Alte nicht immer das Schlechte.

38) Es ist kein Sträuchlein in der Bibel, wenn man's klopfet, das nicht einen güldenen Apfel gebe. L.

39) Sorg', aber nicht zu viel,
es geht doch Alles wie Gott will.

40) Wer viel geliebt im Leben,
dem soll ja viel vergeben,
im Himmelreiche seyn.

79.

Gedanken in kurzen Aussprüchen.

(ges. v. D.)

1) Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg,
sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

2) Nicht auf Rosenwegen erklimmt man das Ziel der Vollendung; nicht im Schooße der Weichlichkeit und üppigen Lust bricht man die Lorbeern des Verdienstes: wer Gutes fördern will, der darf den Kampf nicht fliehen.

3) Aus Nächten kommen Tage,
goldne Ärnten aus dem Staub,
und aus stillen Thränen fließt
Freude, die unsterblich ist.

4) Es liebt die Welt, das Edle anzuschwärzen,
und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
doch acht' es nicht: es giebt noch schöne Herzen,
die für das Heiligste erglüh'n.

5) Getheilte Freud' ist doppelt Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

6) Unglaube ist schwarze Nacht, Aberglaube eine Zauberlaterne; bei der ersten sieht man nichts, bei der zweiten falsch; bei jener das nicht, was ist, und bei dieser das, was nicht ist.

7) Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.

8) Wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt — und im äußersten Elende hilft Gott.

9) Dünste steigen auf und werden in Wolken, Blitz und Donner oder Regentropfen; — Dünste steigen auf und werden in dem Haupte Zorn und Unmuth oder werden Thränen. Mensch, bewahre deinen Himmel vor dem Dunst der Leidenschaften: deine Stirn sey Sonne!

10) Die Sanduhren erinnern nicht blos an die schnelle Flucht der Zeit, sondern zugleich auch an den Staub, in welchen wir dereinst zerfallen werden.

11) Die Lust zur Sünde ist ein Funke, der in jedem Menschen liegt, und den er wohl in Acht nehmen muß. Leichtsinniges Umherlaufen und der Hauch böser Re-

den blasen den Funken zu einer Flamme auf, und es entstehet ein Feuer, das schwer gelöscht wird.

12) Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwächen
verschonet?
Nein! Der deinen Begriff von dem Vollkommenen
stärkt.

13) Die gemeinen Geister sehen in der Natur nur Erde. und machen aus Erde Staub, dem sie angehören — aber der himmlische Genius schafft aus dem Stoffe des Gemeinsten ein Werk der Ewigkeit, die sein Vaterland ist.

14) Der rechte Mensch thut sich noch hoffend und glaubend dem Himmel auf, auch wenn er keinen mehr sieht und hat; so wie die Blumen, die sich der Sonne aufschließen, auch der bewölkten offen bleiben.

15) — — Der Glaube Aller stärkt den Glauben;
wo Tausende anbeten und verehren,
da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
schwingt sich der Geist zum höchsten Himmel auf.

16) Der kleinste Feind ist wohl, so dir von Außen droht;
der dir im Herzen wohnt, verursacht größre Noth.

17) — — — Eine Versöhnung
ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.

18) Viele Blumen thun sich der Sonne auf, doch nur eine folget ihr immerfort. Herz, sei die Sonnenblume! Nicht blos offen sey gegen Gott, sondern gehorche ihm auch.

19) Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehrere daran tragen.

20) Ein heitrer Geist ein froher Sinn —
sie sind der Menschheit beste Gabe:
und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin,
so reicht der Vorrath bis zum Grabe.

21) Ja, Genügsamkeit allein
schafft der Seele wahren Frieden.
Willst du glücklich seyn hienieden,
wünsche minder es zu seyn.

22) Man macht sich das Leben immer schwerer, je weniger man es andern erleichtert.

23) Die Häuslichkeit der Frau, besonders die Besorgung des Täglichen, muß dem verdeckten Triebwerk der

Uhr gleichen; die Ordnung muß sich als anwesend in stiller Gleichheit zu erkennen geben, wie der Weiser schweigend die Stunden und Minuten zeigt.

24) Sey deiner Welt so viel du kannst, ein Engel,
so wird sie dir, trotz dem Gefühl der Mängel,
so viel sie kann dafür ein Himmel seyn.

25) Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

26) Fruchtbaren Regen schafft aus schädlichen Dünsten der Himmel:
also vergelten soll Böses mit Gutem der Mensch.

27) Es ist nichts groß was nicht gut ist,
und nichts wahr, was nicht bestehet.

28) Das wahre Glück ist nicht, was Thoren meinen;
sey in der That, was tausend andere scheinen!

29) Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich, gleich bleibt,
wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

30) Wer im Glücke aufschwillt, der schrumpft im Unglück zusammen.

31) Wer seine Kinder lehrt mit Wenigem auszukommen, der hinterläßt ihnen mehr als Reichthum.

32) Zerstreuungen bestehlen den Menschen auf eine entsetzliche Weise; sie stehlen ihn selbst, und man verliert sich unter den Händen, und hat nicht Lust, nicht Zeit sich mit geistigen Dingen abzugeben.

33) Kopf und Herz sind moralische Zwillinge; sorge dafür, daß keiner verkürzt werde!

34) Nicht an die Güter hänge dein Herz
die das Leben vergänglich zieren;
wer besitzt, der lerne verlieren,
wer im Glück ist lerne den Schmerz!

35) Kleider, Scharrfuß, Lachen und Gang melden den Menschen an.

36) Kleine Freuden laben wie Hausbrod, immer ohne Ekel; große wie Zuckerbrod, wenn es oft kommt, zeitig mit Ekel.

37) Himmel! wie wohlfeil ist das Leben, wenn man nur froh seyn, nicht es scheinen will. Wie viel mehr kostet die fremde Meinung uns täglich Geld und Sünde, als die eigene!

38) Der Trieb des Gewissens und die innerliche Schamhaftigkeit vor dem Bösen sind die Schutzengel des Guten. Ohne Demuth ist der Mensch eine ewige Lüge.

39) Fürchte die Einsamkeit nicht. Sie ist harmlos wie der reine Mondschein, dessen Silberstreifen im Pallaste des Gottlosen höllische Gespenster, und in der Hütte des Frommen spielende Engel des Himmels abbilden.

40) Zwischen heut' und morgen
liegt eine lange Frist;
lerne schnell besorgen,
weil du noch munter bist.

41) Nur heute, heute laß dich nicht fangen,
so bist du hundertmal entgangen.

42) Draußen — zu wenig oder zu viel:
zu Hause nur ist Maaß und Ziel.

43) Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh' deinen Spiegel nicht so häßlich an.

44) Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
es könnt die Sonne nie erblicken;
läg' nicht in uns auch Gottes Kraft,
wie könnt' uns Göttliches entzücken?

45) Die Leiden sind wie Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau. — Wie traurige Träume, nach dem Volksglauben, eine angenehme Zukunft bedeuten, so wird es auch mit dem Traume des Lebens seyn, wenn er aus ist.

46) Hat uns Unglück mit dem Leben entzweit, so söhnt ernste Thätigkeit am ersten wieder mit dem Leben aus.

47) Das Leben wird, wie das Meerwasser, nicht eher ganz süß, als bis es gen Himmel steigt.

48) Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtseyn recht gethan zu haben, eine zufriedene Ewigkeit.

49) Wie der Schatten früh am Morgen
ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
aber Freundschaft mit dem Guten
wächset wie der Abendschatten,
bis des Lebens Sonne sinkt.

50) Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchen wir nicht getrieben werden können. Sogar die ersten Ältern waren nicht daraus zu vertreiben.

51) Weiber, die Vorreden und Noten lesen, sind nicht unbedeutend!

52) Im Freien und Nachts wird auch die unbedeutendste Musik gefällig und rührend, vielleicht weil unsere innere heller und reiner dazu mittönt, und weil vor der Sphärenmusik des Universums, menschliche Kunst und menschliche Einfalt am Ende gleich groß sind.

53) O wohl dem, der das kummerbeschwerte Herz durch Thränen erleichtern kann: es ist, als ob der Himmel sich von einem drückenden Gewölke plötzlich abregnete, worauf denn das Leben wieder luftig-leicht, himmelblau und sonnenglänzend und heiß da steht, wie ein Tag.

54) Auch über dem leisen, leeren Wort, über sanften Klängen steht eine stille bedeckte Höhe, aus der jene einen ungeheuern Jammer auf das Leben herunterziehen können, so wie ein Wort, ein Glockenton oft die Lawine in's Fallen reißt.

55) Tadel ist eine angenehme Zitronensäure am Lob; daher werden beide miteinander, gleichsam als Oxymel vertheilt.

56) Der Mond ist wie ein Leuchtethurm am Ufer der zweiten Welt.

57) Der Unendliche hat im Himmel seinen Namen in glühenden Sternen gesät, und auf der Erde in sanften Blumen.

58) Die Freude zarter Menschen ist **verschämt**; sie zeigen lieber ihre Wunden, als ihre Entzückungen, weil sie beide nicht zu verdienen glauben, oder sie zeigen beide hinter dem Schleier einer Thräne.

59) An Menschheit glauben, an fremde und eigene, — durch sein Inneres ein Fremdes ehren und kennen, das ist's, worauf das Leben und die Ehre ankommt.

60) Ein Herz voll Liebe kann Alles vergeben, sogar Härten gegen sich, aber nicht Härte gegen andere; denn jene zu verzeihen ist Verdienst, diese aber Mitschuld.

61) Das gute Kinderleben besteht nur aus Lust und Hoffnung und die Frühregen der Thränen fliegen darüber nur flüchtig hin.

62) Die schöne weibliche Blüthe sucht wie die Biene, nichts als Blüthe und Blume; aber die rohe sucht, wie die Wespe, nur Früchte.

63) Es giebt eine gewisse Schonung in der Behandlung Anderer, die weder Verstand noch Weltklugheit uns lehren können. Man kann oft das Herz verwunden, ohne gegen das Gesetz der feinsten Höflichkeit anzustoßen.

64) Man sollte alle Tage wenigstens ein schönes Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde

sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen!

65) Wenn jeder Augenblick einen Menschen und eine Welt zerlegt, wenn die Zeit über die Kometen geht und sie austritt, wie Funken, und die verkohlten Sonnen zerreibt; wenn eine Weltenreihe um die andere in den Abgrund hinuntergezogen wird; wenn das ewige Grab nie voll und der ewige Sternenhimmel nie leer wird — wer erblickt und erhält denn uns kleine Menschen aus Staub?

66) Der Tod verschönert nicht nur unsere entseelte Gestalt, sondern der Gedanke desselben giebt dem Angesichte des Frommen auch schon im Leben schönere Züge und dem Herzen neue Kraft, wie Rosmarin sich zugleich als Kranz um Todte windet und mit seinem Lebenswasser Ohnmächtige belebt.

67) Der Tod ist unsere letzte Saamenkapsel.

80.

E n d l i c h.

(Von C. Günther.)

Endlich bleibt nicht ewig aus;
endlich wird der Trost erscheinen;
endlich grünt der Hoffnungsstrauß;
endlich hört man-auf zu weinen;
endlich bricht der Thränenkrug;
endlich spricht der Tod: Genug!

Inhalt

des zweiten Theils der Lustwandlungen.

V. Aus der Mährchenwelt.

Seite
1. Die anziehende Geschichte von den drei Herren Raben im Schwabenland 3
2. Das Mährchen ohne Ende 75

VI. Lustgang im Garten der Vorzeit.

3. Vom Werth alter Geschichten 111
4. Ostera 112
5. Walhalla 115
6. Welleda 117
7. Swanhitta 119
8. Erlkönigs Tochter 122
9. Die Tochter des Königs David aus Ungarland . . 125
10. Theodolinde aus Bayern 167
11. Der Schwanenritter 171

Seite

12. Kaiserin Hildegard 173
13. Der Rosenstrauch zu Hildesheim 176
14. Das Wunderhorn 177
15. Herzogin Jutta von Böhmen 179
16. Die gemachte Herzogin 182
17. Der Markgräfin Schleier 183
18. Die Weiber von Weinsberg 184
19. Züge aus dem Leben der Landgräfin Elisabeth von Thüringen 186
20. Die unglückliche Fürstin 231
21. Landgraf Friedrich und sein säugendes Töchterchen . . 233
22. Die Legende von Maria Kulm 235
23. Vollkommene Ritterschaft 244
24. Ida von Toggenburg 247
25. Margaretha Maultasch 248
26. Die Weiber von Zürich 255
27. Die zweite Weinsbergerin 256
28. Die tapfern Appenzellerinnen 258
29. Kaiser Siegmunds Ringspende in Augsburg . . . 260
30. Der Pfarrer Crusius und seine Frau 265
31. Das unerschrockene Schweizermädchen 274
32. Weibliche Entschlossenheit 276
33. Landgraf Philipp und die Bauersfrau 279
34. Die Weiber von Kirchhausen 281
35. Geistesgegenwart einer Hausfrau 285
36. Romantisches Turnier zu Cassel 287
37. Mißverständniß 296
38. Frauenstärke 298
39. Muth und Stärke in der Noth 299

Seite
40. Deutscher Frauenmuth 302
41. Wort einer Deutschen 305
42. Von bärtigen Weibern 306

VII. Lebenslehren in Spruch und Gleichniß.

43. Spruchlied 313
44. Freundlichkeit 315
45. Seelenreinheit 316
46. Selbstbetrachtung 316
47. Gemeinschaft 317
48. Dame Grille 318
49. Dame Superklug 322
50. Warnung und Rath 324
51. Schönheit — Reinheit 326
52. Schönheit und Unschönheit 328
53. Schöne Weiblichkeit 330
54. Von zwei wunderbaren Sprachen 331
55. Körperliche übung und körperliche Erholung . . . 337
56. Stadt und Land 343
57. Auch ein Rath zur Lebensverlängerung 348
58. Wie man's dem Schlafe machen soll 349
59. Werth der Zeit 350
60. Noch etwas von der Zeit 352
61. Wie's der Haufe macht der nicht denkt 353
62. Was nicht zu vermeiden ist 354
63. Gewöhnliche Verwechselung 355
64. Erinnerung an etwas, das man nie vergessen sollte . . 356

Seite
65. Schutzwehr 357
66. Das Äffchen im Concertsaal 358
67. Von sogenannter hoher Bildung 359
68. Der Spiegel 360
69. Auch ein Mittel zum Zweck 361
70. Stille Aussaat sichre Ärnte 362
71. Das deutsche Mädchen 363
72. Rath und That 365
73. That und Lohn 368
74. Dem Betrübten 369
75. Das Gewissen 370
76. Räthsel 371
77. Mancherlei 382
78. Andere alte Sprüche und Sprüchwörter 386
79. Gedanken in kurzen Aussprüchen 391
80. Endlich 402

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lustwandlungen auf der Morgen-Aue des Lebens zur Erheiterung und Belehrung der weiblichen Jugend

Bd.: 2. Mit Vignetten. - 406 S. : 1 Ill.

Frankfurt a. M. 1829

Paed.pr. 4421 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761782-5